

Im Dschungel der Panzernashörner

Von Ursula Ullrich

und Professor Dr. Wolfgang Ullrich

Direktor des Zoologischen Gartens

in Dresden

Neumann Verlag

Alle Rechte dieser Ausgabe vorbehalten

3., Auflage · 1968

© Neumann Verlag · Radebeul 1 · Dr.-Schmincke-Allee 19

Lizenz-Nr. 151 · 310/11/67 · ES 18 G 3

Den Schutzumschlag gestaltete der Graphiker Hellmuth Tschörtner,
den Einband der Graphiker Franz Tippel

Die Aufnahmen wurden von den Verfassern mit der Exakta-Varex aufgenommen

Satz und Druck: VEB Offizin Andersen Nexö in Leipzig III/18/38

Von Nashörnern habe ich bis zu meiner ersten Afrikareise immer mit großem Respekt gesprochen, denn alles, was ich über Begegnungen mit Nashörnern in freier Wildbahn gelesen hatte, endete mit der Feststellung, daß die Nashörner zum gefährlichsten Großwild unserer Erde gehören und meist ohne ersichtlichen Grund den Menschen angreifen. Es wurde in vielen Reisebeschreibungen wiederholt geschildert, wie Trägerkarawanen in der afrikanischen Steppe von Nashörnern attackiert wurden, wie die Neger beim Anblick dieser Dickhäuter alle Lasten abwarfen und in affenartiger Geschwindigkeit auf den nächsten Baum kletterten und wie die „Bestie“ schließlich mit gutgezieltem Schuß erlegt wurde. Ich hatte beim Lesen dieser Berichte allerdings nicht beachtet, daß die meisten dieser Afrikaforscher dem afrikanischen Großwild als Jäger gegenübergetreten waren und es deshalb entweder als Fleischlieferanten oder als menschenmordendes Untier betrachtet hatten.

Wie wenig haben doch solche Afrikaforscher gemerkt, daß ihre Berichte über die Lebensweise der großen Säugetiere beschämend kärglich sind. Es ist eine Tatsache, daß wir heute bedeutend besser über das Leben des Pantoffeltierchens und der Amöbe, die in unseren Tümpeln, Seen und Teichen vorkommen und nur durch das Mikroskop dem menschlichen Auge sichtbar gemacht werden können, Bescheid wissen als über die Biologie der größten Tiere unseres Erdballes, die in den vergangenen hundert Jahren zu Tausenden erlegt wurden.

Als ich zum ersten Male Nashörnern in freier Wildbahn begegnete, begann ich sofort für diese poltrigen, aber verhältnismäßig harmlosen Riesen Sympathie zu empfinden. Es mag schon sein, daß ein überraschendes Zusammentreffen mit einem Nashorn mitunter auch für den Menschen unangenehm werden, vielleicht sogar tödlich auslaufen kann, aber wie oft müssen wir Großstädter vor einem Kraftfahrzeug zurückspringen, ohne daß wir zu einer Ausrottungsaktion aufrufen können. Auf dem Farmgelände von Momella, einer deutschen Farm am Meru, leben nach Schätzung des Farmers heute noch etwa hundert Nashörner. Vor dem letzten Kriege soll die Zahl beträchtlich höher gewesen sein. Begegnungen mit Nashörnern sind also auf der Farm Momella an der Tagesordnung und völlig unvermeidlich. In den vergangenen fünfzig Jahren haben dort Nashörner keine tödlichen Unfälle und nur drei Unfälle mit schweren Verletzungen verursacht. Es kann aber auch nicht mehr festgestellt werden, ob die Tiere, auf deren Schuldkonto diese schweren Verletzungen kommen, früher einmal von unbekanntem Jägern angeschossen worden waren, ob sie Junge bei sich führten, die sie vor dem Menschen schützen wollten, ob ihnen also auch wirklich die Schuld zu geben ist.

Ich habe mit Selemani, einem eingeborenen Arbeiter von Momella, gesprochen, der heute am Stock geht, weil ein Nashorn ihm den Oberschenkel zertrümmert hat. Er schilderte mir, wie er einen schmalen Pfad, der durch dichtes Buschwerk führte, ahnungslos entlanggegangen war und plötzlich an einer Wegbiegung mit einem Nashorn förmlich zusammenstieß. Beide, Mensch und Tier, erschranken furchtbar, das Nashorn griff an, warf ihn zu Boden und rannte über ihn hinweg, wobei der rechte Oberschenkel mehrmals gebrochen wurde. Auch bei diesem Unfall dürfte dem Nashorn kaum eine Schuld zu geben sein.

Die ersten Nashornbabys sah ich im Jahre 1955 auf einer Tierfangfarm in Ostafrika. Nashörner haben sich in Zoologischen Gärten bisher nur sehr selten vermehrt. Bis heute sind nur vier afrikanische Spitzmaulnashörner und drei indische Panzernashörner in Gefangenschaft geboren worden. Auch diese Erfolge sind erst nach dem

letzten Kriege zu verzeichnen gewesen. Die Schwierigkeit bei der Zucht von Nashörnern erklärt sich aus der Tatsache, daß die Zoologischen Gärten mit der Zusammengewöhnung von Nashörnern schlechte Erfahrungen gemacht haben, denn die „Ehepartner“ waren meist untereinander sehr unverträglich. In letzter Zeit haben verschiedene Zoologische Gärten erneut das Risiko unternommen und Nashörner in Paaren gehalten. Bald stellte sich auch der Erfolg ein. Zuerst konnte ein Zoo in Amerika die Geburt eines Nashornkindes melden. Dasselbe Elternpaar zeugte einige Jahre später noch ein zweites Nashornbaby. Im Jahre 1956 erblickte in Frankfurt am Main das erste Spitzmaulnashorn, das in Europa geboren wurde, das Licht der Welt, und eine zweite Geburt fand 1959 statt. Aus dem Zoo Basel wurde die erste Geburt eines Panzernashorns bekannt. Damit sind die Zoologischen Gärten ihrem Ziel, mit allen Tierarten, die in Gefangenschaft gehalten werden, auch zu züchten und so von dem Import wilder Tiere möglichst unabhängig zu werden, einen wesentlichen Schritt näher gekommen.

Ein Nashornkind im Alter von etwa einem Jahr hat im Elefantenhaus des Dresdner Zoologischen Gartens seine neue Heimat gefunden. In demselben Gehege starb am 19. Juni 1944 ein Nashornbulle an Tbc. Dreizehn Jahre lang ist kein Nashorn im Dresdner Zoologischen Garten zu sehen gewesen. Unser Nashornkind hat auch bereits einen Namen erhalten. Nach einem Dorf in Ostafrika ist es Kigoma genannt worden.

In Afrika leben zwei Nashornarten, das bereits genannte Spitzmaulnashorn, das sich vorwiegend von Blättern und Zweigen ernährt, weshalb auch seine Oberlippe in einer spitzen, sehr beweglichen, fingerartigen Verlängerung endet, und das Breitmaulnashorn, auch weißes Nashorn genannt, das bedeutend größer als das Spitzmaulnashorn wird und sich hauptsächlich von Gras ernährt. Sein Maul ist breit und hat keine Verlängerung an der Oberlippe. Das Breitmaulnashorn lebt heute noch in wenigen Exemplaren in Naturschutzparks Mittel- und Südafrikas. Der gesamte Bestand wird auf etwa zweitausend Tiere geschätzt. Es ist streng geschützt und gehört zu den größten Seltenheiten in den Zoologischen Gärten. Ich habe bisher nur auf der bereits genannten Tierfangfarm in Ostafrika ein junges Paar und im Zoo Antwerpen ein erwachsenes Paar gesehen. Außerdem besitzt der Zoologische Garten in Pretoria noch vier Breitmaulnashörner. Unser Nashornkind im Dresdner Zoo ist also ein Spitzmaulnashorn.

Meine erste Begegnung mit Nashörnern in freier Wildbahn hatte ich in Momella. Ich lag am Ufer eines der vielen Seen, die in das Buschland an der Ostseite des Meru eingelagert sind. Die Buschwildnis ist der Lieblingsaufenthalt der Nashörner. Hier finden sie ausreichend Nahrung und auch Unterschlupf. Je nach der Witterung legen sie sich im Schatten von Akazien, aber auch auf sonnenbestrahlten Lichtungen zur Tagesruhe nieder. Die Nashornbetten, wie diese Ruheplätze genannt werden, sind kleine, in den Boden eingewühlte Wannen, die manchmal mit Blättern und Zweigen bedeckt sind. Die Tiere lieben es aber auch, im lockeren Staub zu liegen und sich darin zu wälzen. Wir dürfen uns also nicht wundern, wenn Kigoma, unser Nashornkind vom Dresdner Zoo, bei warmem Wetter die meiste Zeit des Tages ruhend in ihrem Gehege verbringt. Das gehört zur Einteilung des Nashorn-tages. Gegen Abend werden die Nashörner munter und äsen bis tief in die Nacht hinein. Mit ihrer fingerartig verlängerten Oberlippe umfassen sie die Zweige und streifen die Blätter ab. Ich habe Nashörner in Afrika nur abends, nachts und in den frühen Morgenstunden fressen

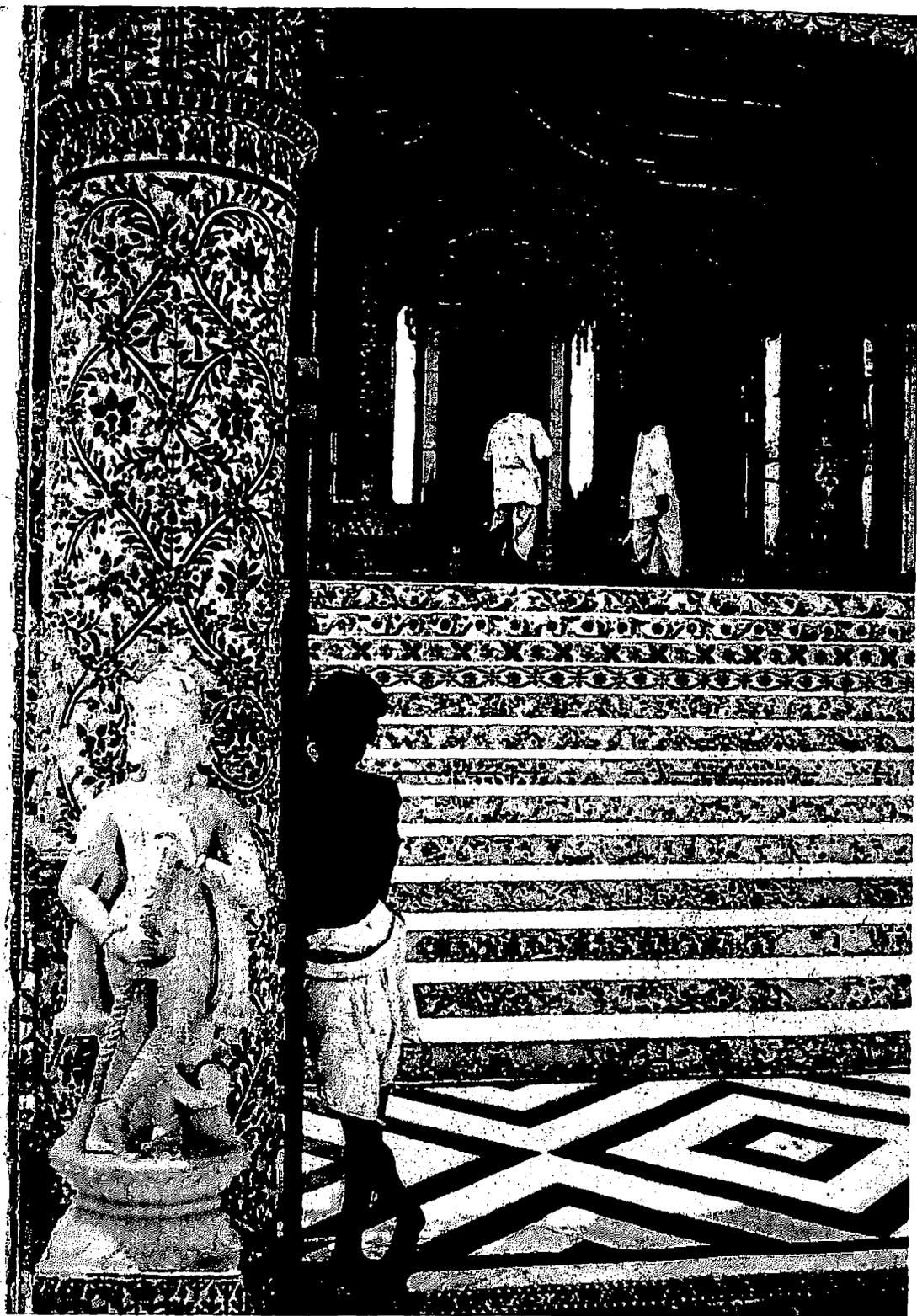
sehen. Eine sehr wichtige Beschäftigung der Nashörner, die offensichtlich der Hautpflege dient, ist das Suhlen in Schlammputzen. In den Territorien, den Wohnbereichen der Spitzmaulnashörner, die nach meinen Beobachtungen nie von nur einem Tier, sondern stets von mehreren solchen Dickhäutern gemeinsam bewohnt wurden, gibt es mehrere solcher Schlamm-suhlen, die meist nachmittags aufgesucht werden. Die Riesen wälzen sich mit dem Rücken im Schlamm, der, wenn sie der Suhle entstiegen sind, bald eine dicke harte Kruste auf ihrer Haut bildet. Auf diesem Schlammpanzer sah ich oft Fliegen zu Tausenden sitzen. Sie bildeten richtige Polster auf dem Bauch der gehörnten Dickhäuter. Sicher ist dieser Schlammüberzug ein guter Schutz gegen die Zecken, unter denen die Nashörner sehr zu leiden haben. Diese Plagegeister, die ihren Saugrüssel tief in die Haut der Tiere und Menschen hineinstecken, bis sie auf ein Blutgefäß treffen, das sie anzapfen, um sich mit dem roten Lebenssaft vollzusaugen, sitzen vorwiegend an den Weichteilen der Nashörner, am Gesäuge, an der Innenseite der Hinterbeine, rings um die Genitalien, an den Ohren, Augen und in den Hautfalten, die sich zwischen den Oberschenkeln und dem Leib des Nashorns bilden, also überall dort, wo die dünnsten Stellen der Haut sind. Als wir auf unserer Afrikareise 1956/57 ein verendetes Nashorn fanden, konnten wir die Zecken an den eben beschriebenen Körperstellen in Massen hängen sehen. Auch unser Nashornkind Kigoma hat einige solcher Plagegeister aus Afrika mit nach Dresden gebracht, die ihm sein Tierpfleger abgelesen hat. Vielleicht sind die eiternden Wunden, die wir bei sechzig Prozent aller in freier Wildbahn beobachteten Nashörner in den Hautfalten der vorderen Oberschenkelpartien fanden, indirekt auf diese Zecken zurückzuführen. Die Nashörner können sich dieser Schmarotzer kaum erwehren. Sie haben nicht die Möglichkeit, durch Kratzen mit den Füßen oder Zähnen, wie das viele Tiere tun, ihre Haut zu säubern. Dafür aber scheuern sie sich an Bäumen oder Termitenhügeln. Solche Scheuerbäume sind durch den wiederholten Gebrauch bis in die für die Nashörner erreichbare Höhe glattgerieben. Auch bei der Gestaltung der Freianlage für unser Nashornkind Kigoma haben wir an die Hautpflege gedacht. Eine Lehmsuhle und ein Sandplatz wurden angelegt. Nur die gefiederten Helfer, die dem Nashorn und anderem Großwild in freier Wildbahn die Zecken von der Haut picken, die Madenhacker, können wir unserer Kigoma im Zoo nicht bieten. Die Madenhacker interessieren sich natürlich nicht nur für Zecken, sondern auch für die Fliegenmaden, die in den wahrscheinlich durch das Scheuern an Termitenhügeln und Bäumen entstandenen Wunden leben. Diese Wunden heilen, wie alle Verletzungen bei den sogenannten Dickhäutern, nur sehr langsam, denn die peripheren Hautschichten sind bei Nashörnern und Elefanten wenig durchblutet. Infektionen und damit verbundene eiternde Geschwüre sind deshalb nicht selten zu finden, und ihre Behandlung bereitet den Zootierärzten meist große Sorgen. Es gehört zur Eigenart der Nashörner, ihre Exkremente nicht irgendwo im Gelände fallen zu lassen, sondern nur an bestimmten Stellen ihrer Wohnbereiche abzugeben. Doch scheint diese Eigenart erst wirksam zu werden, wenn die Tiere erwachsen sind, denn unsere Kigoma hält sich vorläufig nicht an diesen guten Brauch. Nicht nur Nashörner haben eine lokalisierte Kotabgabe, sondern auch Tapire, Lamas, Stachelschweine und viele andere Tiere verhalten sich ähnlich. Solche Tiere gehören zu den beliebtesten Pfleglingen im Zoo, denn sie bereiten dem Tierpfleger wenig Arbeit mit der Säuberung des Geheges. Am Kahnsee auf Momella beobachtete ich an verschiedenen Tagen einen Nashornbulle, der einen Wechsel am Ufer des Sees entlang ging und immer an zwei bestimmten

Stellen, nämlich dort, wo der Wechsel in ein Schilfdickicht hineinführte, und dort, wo er das Schilfdickicht wieder verließ, Harn und Kot abgab. Nachdem der Nashornbulle sich gelöst hatte, drehte er sich um und zerwühlte mit dem Horn oder mit den Füßen den Kothaufen. Vielleicht kann dieses Verhalten als eine Duftmarkierung des Wechsels gedeutet werden, ähnlich wie es Flußpferde zu tun pflegen. Daß Tiere in Erregung Harn und Kot abgeben, ist keine Seltenheit. Von einigen südamerikanischen Affenarten wird behauptet, daß sie ihren Feind mit Kot bombardieren. Das ist natürlich nur bedingt richtig, denn von einem gezielten Kotabwurf kann nicht die Rede sein. Der Anblick des Feindes erregt das Tier. Der Vagusnerv wird gereizt und damit unter anderem die Darmtätigkeit beschleunigt. So läßt sich auch die vermehrte Kotabgabe an den Grenzen der Territorien mancher Tiere erklären. Viele Tiere haben Wohnbereiche, Territorien, die sie gegenüber Artgenossen verteidigen. Von diesen Wohnbereichen werden die Bezirke, die fern vom Grenzbereich liegen, also fern jenes Landstriches, hinter dem das Territorium des anderen Artgenossen beginnt, am häufigsten begangen. Je näher das Tier der Grenze seines Territoriums kommt, desto ungewohnter wird der Anblick der Umgebung. Die Erregung steigert sich und beschleunigt wiederum die Verdauung. So können die im Grenzbereich besonders häufig und an bestimmten Stellen abgesetzten Exkreme zu „Grenzstein“ werden und der Markierung des Territoriums dienen. Dem fremden Artgenossen wird auf diese Weise mitgeteilt, daß hier der Wohnbereich seines Nachbars beginnt.

Von einer Markierung des Wohnbereiches bei Nashörnern zu sprechen, fällt mir schwer, weil ich im Gebiet des Meru viele Nashörner traf, die alle dasselbe Revier zu bewohnen schienen. Auch im Nationalpark von Amboseli leben auf einer verhältnismäßig kleinen Fläche zahlreiche Nashörner, die in ständigem Kampf um ihr Territorium stehen müßten, wenn Nashörner ihre Wohnbereiche verteidigen würden. Ich konnte jedoch keine derartigen Kämpfe feststellen. Nur einmal beobachtete ich den Angriff eines Nashornbullens auf zwei Nashornkühe. Die beiden Nashornkühe, von denen die eine tragend war, lagen friedlich schlafend noch bei Sonnensuntergang in einem häufig von Nashörnern aufgesuchten Nashornbett des Kahnsees. Wir hatten die Tiere schon einige Minuten beobachtet, als sie plötzlich aufsprangen und mit erhobenen Köpfen witterten. Zuerst glaubten wir, der Wind hätte sich gedreht und den Nashörnern unsere Witterung zugetragen, doch dann sahen wir einen Nashornbulle aus dem Galeriewald herauskommen. Er verhoffte einige Sekunden und raste dann auf die beiden Nashornkühe zu, die sofort die Flucht ergriffen. Kurz bevor er die tragende Kuh erreichte, die einen Hang hinauf rannte, senkte er den Kopf, dann stieß er ihr das Horn tief in die Seite hinein. Die Nashornkuh brach zusammen und rollte den Hang hinunter, wobei sie sich mehrmals überschlug, sprang aber sofort wieder auf die Beine und rannte mit blutender Wunde davon, während der Bulle die andere Kuh verfolgte. Beide Nashörner entschwanden im Gebüsch des Galeriewaldes unseren Blicken. Einen Grund für diesen Angriff konnte ich nicht finden.

Wenige Minuten, nachdem unser Nashornkind Kigoma zum ersten Male die Freianlage im Dresdner Zoo betrat, legte sie sich in den von der Sonne erwärmten Sand,

Der Jaintempel in Kalkutta ist ein buntes Mosaikwerk aus Millionen farbiger Steinchen und Glassplitter. Um die Jahrhundertwende wurde er von einem reichen Kaufmann gestiftet. Gold und bunte, blendende Vielfalt der Formen strahlt in der Sonne.





rieb mit dem Unterkiefer hin und her, so daß eine Mulde entstand, und wälzte sich, die Beine himmelwärts gestreckt. Offensichtlich bereitete dieses Sandbad unserer Kigoma größtes Wohlbehagen. Bald benutzte sie auch die Lehmsuhle und trägt seitdem, wie ihre wilden Verwandten in Afrika, einen Schlammüberzug.

Nicht nur in Schlamm und Staub, sondern auch im Wasser baden Nashörner sehr gern. Bei einem Besuch im Zoologischen Garten Basel sah ich die indischen Panzernashörner viele Stunden im Wasser liegen. Nur der Kopf schaute aus dem Wasser heraus. Viele Besucher, die sich nicht die Mühe gemacht hatten, das Namensschild zu lesen, hielten die Tiere für Flußpferde. Auch afrikanische Spitzmaulnashörner beobachtete ich auf dem Gebiet der Farm Momella in den späten Abendstunden beim Baden. Sie hatten bis zum Sonnenuntergang in ihren Nashornbetten am Seeufer geschlafen und gingen während der Dämmerung in das seichte Wasser. Nachdem sie sitzend ihr Hinterteil abgekühlt hatten, legten sie sich in das Wasser hinein, ohne sich jedoch, wie sie es in der Suhle taten, darin zu wälzen.

Während ich bei gutem Wind versuchte, die Tiere zu fotografieren, kam ein Bulle langsam am Seeufer entlanggezogen und näherte sich meinem kleinen Beobachtungshügel. Als er nur noch sechzig Meter entfernt war, erhielt er Witterung von mir. Er warf den Kopf hoch, den er beim Laufen zum Boden hinabgesenkt getragen hatte, stellte die Ohren nach vorn, streckte den Schwanz steif nach hinten und verharrte einen Augenblick in dieser angespannten Haltung. Langsam schwenkte er den Kopf hin und her, um die Witterung zu prüfen und meinen Standort auszumachen. Dann warf er laut schnaubend den Körper herum und spritzte in höchster Erregung Harn hinter sich. Offensichtlich gelang es ihm nicht, festzustellen, woher der Menschengeruch kam.

Ich zog mich langsam zurück, jedes Geräusch vermeidend, denn ein Baum, auf den ich hätte schnell flüchten können, war nicht in der Nähe. Der Bulle aber trottede in entgegengesetzter Richtung davon. Es ist nicht einfach, auf den ersten Blick ein weibliches Spitzmaulnashorn von einem männlichen Dickhäuter derselben Art zu unterscheiden. Aus diesem Grunde sieht der Jagdschein in Ostafrika auch nicht vor — wie es zum Schutze der Nashörner dringend notwendig wäre —, daß nur Bullen geschossen werden dürfen. Trotzdem gibt es ein Merkmal, an dem der Geschlechtsunterschied für das geübte Auge, das jeder Berufsjäger haben sollte, der Jagdsafaris begleitet, zu erkennen ist: die Gestalt des Hornes. Während die Bullen ein kräftiges, aber verhältnismäßig kurzes Horn tragen, hat das Horn der Nashornkühe meist einen starken Ansatz, aber verjüngt sich schon im ersten Drittel und läuft in einer langen dünnen Spitze aus. Ein Musterbeispiel dafür sind die beiden, ich darf mit Recht sagen, weltberühmten Nashornkühe von Amboseli in Kenia. Beide haben Hörner von Weltrekordlänge. Ich schätze diese Waffen auf mindestens 1,30 Meter Länge. Der Weltrekord liegt bei 135,9 Zentimeter. Die beiden Nashörner haben auch einen Namen erhalten. Sie heißen Gertie und Gladys. Gertie soll, wie mir ein Wildhüter sagte, die Tochter von Gladys sein. Beide gleichen sich wie eineiige Zwillinge. Das vordere Horn steht bei beiden Tieren fast waagrecht. Die Hornspitze biegt sich bei Gertie hakenförmig nach oben. Auch Gladys hatte ursprünglich eine gebogene dünne Hornspitze, aber vor zwei Jahren ist sie abgebrochen. Über den Ver-

11 *Lachend haben wir herzliche Freundschaft geschlossen, die assamesischen Mädchen und ich. Nur ihre, durch harte Arbeit gezeichnete Mutter ist noch mißtrauisch.*

lust der Hornspitze berichtete sogar der Nachrichtendienst des Senders Nairobi, so populär sind Gertie und Gladys, so beliebt und berühmt können Nashörner werden.

Der Anteil des Panzernashorns an der Sage vom Einhorn war mir bekannt, als wir unsere Vorbereitungen für unsere Reise nach Indien in den Dschungel der Panzernashörner trafen. Über das Panzernashorn selbst, über seine Biologie, seine Lebensweise aber konnte ich, so sehr ich mich auch bemühte, nichts erfahren. Wohl hatte vor dreißig Jahren Bengt Berg versucht, die Panzernashörner in den Elefantengrasdschungeln Bengalens zu belauschen. Es war ihm auch gelungen, ausgezeichnete Blitzlichtaufnahmen von diesen Riesen zu erhalten, aber über ihre Lebensweise konnte er fast nichts aussagen, denn er begegnete ihnen nur selten im hohen Gras, durch das tunnelartig ihre Wechsel führten. Sein Bericht über die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, um die scheuen Tiere aufzustöbern, war nicht ermutigend, und ich wäre nie auf den Gedanken gekommen, nach Indien zu reisen, um die Biologie der Panzernashörner zu erforschen, wenn mich nicht ein Mitarbeiter der Handelsvertretung der DDR von Kalkutta besucht und mir im Verlaufe des Gesprächs eine Fotografie vorgelegt hätte, die mich in wenigen Minuten zu dem festen Entschluß kommen ließ, sobald als möglich nach Assam, in die Heimat der letzten Panzernashörner zu reisen. Auf dieser Fotografie war ein Panzernashorn zu sehen, das fast das ganze Bild ausfüllte. Ich fragte, welche Brennweite das Teleobjektiv hatte, das für diese Aufnahme verwendet wurde, und erhielt die überraschende Antwort:

„Ich besitze kein Teleobjektiv. Die Aufnahme habe ich mit dem Standardobjektiv der Contax gemacht.“

„Mit dem 50-Millimeter-Tessar? Dann können sie doch höchstens fünf Meter von dem Nashorn entfernt gewesen sein.“

Der Mann nickte. „Viel weiter entfernt war das Tier nicht. Aber wir saßen doch auf einem Reiterelefanten.“

Ich schaute mir noch einmal das Farbdia an. Eine Vergrößerung konnte es nicht sein. Wenn es aber möglich ist, mit Reiterelefanten auf fünf Meter an Panzernashörner heranzureiten, dann hätte sich doch in den letzten Jahren und Jahrzehnten bestimmt ein Zoologe oder wenigstens ein abenteuerlicher Journalist für diese Tiere interessiert. Warum war seit dreißig Jahren kein Buch, nicht ein ausführlicher Bericht über Panzernashörner erschienen? Ich schlug die Zweifel nieder und begann ein Gespräch, das wohl einem Kreuzverhör glich. Am Ende dieses Gesprächs aber wußte ich alles, was ich wissen mußte, um die Safari gut vorbereiten zu können. Ich hatte sogar noch das Versprechen erhalten, daß mein Vorhaben mit allen Mitteln von den Mitarbeitern der Handelsvertretung in Kalkutta unterstützt werden würde und war außerdem herzlich nach Kalkutta eingeladen. Als sich mein ohnehin gern-gesehener Gast verabschiedete, er hatte nämlich im Auftrage aller Handelsvertretungen der DDR in Indien unserem Zoo wertvolle Tiere geschenkt, war er mir noch viel lieber geworden. Ich hatte das sichere Gefühl, daß wir uns schon bald in Kalkutta wiedersehen würden. Darüber hinaus bestärkten mich sein Interesse, das er unsere Zootieren entgegenbrachte, und seine ausgezeichneten Beobachtungen, die er auf dem zweitägigen Ritt durch das Panzernashornreservat gemacht hatte, in der Annahme, daß es ihm mit der Unterstützung, die er meiner Forschungsreise geben wollte, ernst war.

Vielleicht mutet es seltsam an, wenn ein Zoologe sich in wenigen Minuten für eine

Reise nach Indien entscheidet, nur weil ihm die Aufnahme eines Panzernashorns vorgelegt wurde. Aber so unbegründet war meine Begeisterung nicht. Ich stand mitten in den Vorbereitungen für meine dritte Afrikareise. Das Ziel dieser Reise war, meine Beobachtungen über die Biologie der Guerezaaffen, die ich auf meinen ersten beiden Reisen in Afrika gemacht hatte, an Meerkatzen und Pavianen fortzusetzen, um Vergleichsmöglichkeiten zu gewinnen. Außerdem wollte ich Feststellungen über das Leben der afrikanischen Spitzmaulnashörner in freier Wildbahn treffen.

Indien beherbergt zwar keine Paviane und Meerkatzen, dafür aber Languraffen, nahe Verwandte der Guerezas, die auch zur Familie der Colobusaffen gehören. In Assam sind sogar Gibbons zu finden, und im Süden leben die Bartaaffen.

Aufklärung über die Biologie der Panzernashörner zu schaffen, schien mir außerdem dringlicher zu sein, als mich um die Spitzmaulnashörner zu kümmern, weil von den Panzernashörnern nur noch eine kleine Anzahl lebt, während der Bestand der Spitzmaulnashörner vorläufig nicht gefährdet ist. Und schließlich hoffte ich, in Indien auch Verbindungen mit Tierfängern anknüpfen zu können, die es uns ermöglichen würden, Tiere aus Indien für unsere Zoologischen Gärten zu beziehen. Von einem solchen Kontakt versprach ich mir sehr viel, denn warum sollte es bei den guten Handelsbeziehungen, die zwischen Indien und der DDR bestehen, nicht möglich sein, im Handelsvertrag auch die Lieferung von Zootieren mit vorzusehen?

Zwei Monate später kam die Nachricht vom indischen Konsulat: „Ihre Visaanträge sind genehmigt und können abgeholt werden.“

Mit Filmen, Kameras und Teleobjektiven gepackt, traten wir unsere Reise nach Indien an. In meine anfänglich unerschütterliche Zuversicht hatten sich jedoch inzwischen Zweifel eingeschlichen: War die Aufnahme, die unser Freund von der Handelsvertretung gemacht hatte, vielleicht ein Zufallstreffer? Hatte er außergewöhnliches Glück gehabt auf seinem kurzen Ritt durch das Reservat? Würde es uns gelingen, die Aufgabe zu lösen? Und immer wieder tauchte die Frage auf: Warum hat sich noch niemand vor mir für die Panzernashörner interessiert, wenn es keine erheblichen Schwierigkeiten macht, sie aufzustöbern? Diese Zweifel wurden immer lauter und ließen mich nicht los, bis wir in Assam waren. Neben mir saß Ursula, meine Frau, als sich das Flugzeug der Air India über Prag erhob und Kurs auf Rom-Damaskus-Bombay nahm. Ich will ihr die Schilderung dieses großen Erlebnisses überlassen, denn sie konnte frei von derartigen Zweifeln die vielen neuen Eindrücke aufnehmen. Zoologische und völkerkundliche Beobachtungen werde ich in ihren Reisebericht einfügen.

Wir fliegen! Prag, die goldene Stadt, bleibt in stumpfem, grauem Dunst hinter uns zurück. Das rauhe, unfreundliche Märzewetter hat uns den Abschied von Europa nicht schwer gemacht. Leicht schaukelt unsere viermotorige „Super-Constellation“, bis sie die Wolkendecke passiert hat und nun in ruhigem Fluge nach Süden zieht. Zum ersten Male fliegen wir mit der „Air India International“. Die Mannschaft besteht aus Indern. Der Flugkapitän trägt statt der üblichen runden Schirmmütze einen Turban aus blauer Seide. Sein breites ausdrucksvolles Gesicht mit der schmalen Nase wird von einem schwarzen Backenbart umrahmt. Die Stewardess ist eine exotische Schönheit. Sie hat große dunkle Augen, die von langen seidigen Wimpern beschattet sind, volle, gutgeformte Lippen, eine zierliche Nase und langes, schwarzes, glänzendes Haar. In Tüchtigkeit und Umsicht kann sie sich mit ihren europäischen Kollegin-

nen messen. Ihre Anmut ist bezaubernd. Lächelnd serviert sie Getränke und verteilt illustrierte Zeitungen an die Fluggäste. Die meisten der Passagiere sind Inder.

Allmählich zerteilt sich die graue Wolkendecke, die uns den Blick zur Erde verwehrt. Die Wolken werden lichter und leichter und zerflattern schließlich im Blau. Unter uns tauchen die Alpen auf. Schneeüberpudert liegen die höchsten Gipfel im rotgoldenen Glanze der Abendsonne. In den Tälern ist es schon dunkel. Hier und da blinken einsame Lichter. Unter uns herrscht strenger Winter. Es ist schwer vorstellbar, daß wir uns in einundzwanzig Stunden im heißen Frühling der Tropen befinden werden.

Das Abendessen wird serviert. Wolfgang sagt, es schmecke köstlich. Leider kann ich ihm nicht beipflichten. Ich habe weder Hunger noch Appetit, bin viel zu aufgeregt, um am Essen Genuß zu finden. Zu viele Fragen plagen mich. Werden wir das Klima vertragen? Wird es uns gelingen, Panzernashörner und Affen zu beobachten? Werden unsere Schulkenntnisse in der englischen Sprache ausreichen, damit wir uns verständlich machen können? Wolfgang beobachtet mich. Er lächelt, als er mich im Essen herumstochern sieht. Plagt ihn das Reisefieber nicht? Er ist so ruhig, daß auch bei mir allmählich die Sicherheit wiederkehrt.

In Rom landen wir zum ersten Male. Die Stadt bietet aus der Flugzeugperspektive ein ungewöhnlich buntes Bild. Häuser und Straßen sind hell erleuchtet. Farbenfrohe Leuchtreklame erzwingt sich Aufmerksamkeit: ein blitzendes Gefunkel! Tiefer fliegt die Maschine. Bald schon treten die Häuser deutlich hervor. Autos ziehen in dichter Folge durch die Straßen. Schon sind ihre roten Rücklichter zu erkennen. Lockende Lichter einer großen Stadt! Das Flugzeug setzt zur Landung an. Immer näher rücken die Markierungslampen der Rollbahn. Ein leichter Schlag erschüttert die Maschine. Sie rollt aus und wird vom Bodenpersonal des Flughafens mit Winkzeichen an ihren Platz gewiesen. Dreißig Minuten hat unser Flugzeug Aufenthalt. Neuer Treibstoff wird in die Tragflächen gefüllt. Gepäck wird entladen und anderes eingeladen. Einige Passagiere verlassen uns in Rom. Neue steigen zu. Jeder große Flughafen zeigt ein Gewimmel wie ein Ameisenhaufen. Aber wie bei den Ameisen ist auch hier das geschäftige Treiben wohlorganisiert.

Eine Stimme im Lautsprecher ruft uns zur Maschine. Wir verlassen Rom, das als glitzernde Insel in der dunklen Nacht zurückbleibt und schließlich ganz entschwindet. Ruhig zieht das Flugzeug in dreitausend Meter Höhe seine Bahn. Kurz nach Mitternacht werden wir in Damaskus landen, der letzten Station vor dem großen Flug über das Arabische Meer. Mit einem schnellen Handgriff läßt sich unser Sessel in eine bequeme Schlafgelegenheit verwandeln. Die Stewardess verteilt Wolldecken an die Passagiere und breitet sie behutsam über unsere Knie. „Sleep well!“ wünscht sie uns lächelnd, und bald schlafen wir ein, vom monotonen Brausen der Motoren in den Schlaf gesungen.

Als wir erwachen, befinden wir uns über Damaskus. Der Mond spiegelt sich auf den Tragflächen unserer Maschine. Als ein gelbweißer Feuerstrahl fauchen die Abgase aus dem Auspuffrohr hinter den Propellern. Ein leichtes Zittern geht durch den Rumpf des Flugzeuges. Das Fahrgestell wird ausgeklappt. Die Bordscheinwerfer greifen in die Nacht und suchen das Rollfeld. Die Räder setzen auf. Wir sind im Orient! Es regnet. Schnell laufen wir über den naßglänzenden Asphalt zum Transit-Wartezimmer. An der Wand hängt ein Bild des lachenden Präsidenten der VAR, Nasser. Ein altes Grammophon spielt arabische Musik. Erinnerungen an erlebnisreiche Tage in Ägypten werden wach. Wir trinken eine Tasse starken türkischen Kaffee und starten

nach kurzer Ruhepause mit einer neuen Mannschaft zum Non-Stop-Flug über das weite Meer nach Bombay. Der Steward, ein gutaussehender, gepflegter Inder, demonstriert die Handhabung der Schwimmweste. Ich hoffe sehr, daß wir sie niemals benutzen müssen. Als ich nach kurzem, unruhigem Schlaf wieder aus dem Fenster schaue, liegt das Meer unter uns. Wasser, nichts als Wasser von Horizont zu Horizont! Eintönig, grau und glatt. Kein Schiff zeigt sich auf der dunklen Fläche. Als sich der Morgen im Osten als breites orangerotes Band ankündigt, sind wir noch immer über dem Wasser. Erst am Nachmittag tauchen unter uns weiße Segel auf. Jetzt kann die Küste nicht mehr fern sein. Die Maschine verliert an Höhe. Die Passagiere werden gebeten, sich anzuschlappen und das Rauchen einzustellen. Da taucht Land auf, indisches Land. Unter uns breitet sich ein Gewirr von Tümpeln und Dämmen aus. Häuser werden sichtbar, von bunten Gärten umrahmt. Die hellen, strahlenden Wände dieser Wohnpaläste leuchten in der Sonne. Bombay macht, aus der Luft betrachtet, einen wohlhabenden Eindruck. Nicht weit davon entfernt liegt ein Dorf mit niedrigen, halbverfallenen Hütten, die sich eng aneinandergedrängt um einen Tümpel scharen. Die Maschine setzt auf. Wir haben Indien erreicht. Aufatmend erheben wir uns, nehmen unser Kabinengepäck und streben zum Ausstieg; doch die Stewardess schickt uns entschuldigend lächelnd zum Platz zurück. Erst muß der Gesundheitshelfer seine Pflicht tun. Er betritt das Flugzeug. In der Hand trägt er eine große Zerstäuberspritze, die er mit sichtlicher Freude betätigt. Der feinen Düse entströmen unangenehm duftende Nebelschwaden, die über die Köpfe der Passagiere geblasen werden. Der gute Mann arbeitet so gewissenhaft, daß bald das ganze Flugzeug nach dem Insektenbekämpfungsmittel riecht. Der scharfe Geruch steigt prickelnd in die Nase. Die Stewardess öffnet die Tür. Wir dürfen aussteigen.

Zum ersten Male betreten wir indisches Land, eine neue Welt, die für vier Monate unsere Heimat sein wird. Krähen lärmen aufdringlich. Sie bevölkern die sonnenverbrannten Wiesen, die das Rollfeld umgeben, und sitzen scharenweise in den Zweigen der Bäume. Plump und schwerfällig hocken sie in der heißen Sonne.

Eine zierliche Inderin in himbeerfarbenem Sari stellt sich uns in fließendem Deutsch als Angestellte der Air India vor und hilft uns bei der Erfüllung aller notwendigen Formalitäten. Ein wirklich vorbildlicher Kundendienst der indischen Luftfahrtgesellschaft! Wir gehen zur Zollabfertigung. Ein Weg, bei dem uns das Herz schwer wird, obgleich wir ein reines Gewissen haben. Wir führen vier Fotoapparate mit der entsprechenden Zahl Teleobjektive und einige hundert Filme bei uns. Es ist schwierig, einem Zollbeamten glaubhaft zu machen, daß alles für unseren persönlichen Bedarf notwendig ist. Aber wider Erwarten ist der Zöllner gar nicht mißtrauisch. Er bittet uns freundlich, ihm die Kameras zu zeigen, hört sich mit großer Geduld an, was wir damit vorhaben, läßt sich von Panzernashörnern, Affen, Büffeln, Tigern und Elefanten erzählen und verlangt — keinen Zoll. Als wir mit dem Kreidestrich als Abfertigungszeichen auf den Koffern den Schalter verlassen wollen, ruft er uns noch einmal zurück.

„Sie treffen doch im Inneren des Landes mit einer Expedition zusammen, nicht wahr?“

„Nein“, antwortet Wolfgang lächelnd. „Wir reisen allein!“

„Aber es ist gefährlich, in den Dschungel zu gehen, wo der Tiger lebt, noch dazu mit einer Frau. Wo haben sie ihre Waffen?“ fragt der Inder.

„Wir haben keine Waffen“, entgegnet Wolfgang. „Wir haben nur unsere Kameras, und mit denen hoffen wir auszukommen.“

Der Zöllner schüttelt den Kopf, schaut uns von oben bis unten an und seufzt. Er hält uns anscheinend für nicht ganz zurechnungsfähig.

In vier Stunden startet unsere Maschine nach Delhi. Wir verbringen die Wartezeit auf dem Flughafen. Es ist heiß. Ein halbes Dutzend großer Ventilatoren über unseren Köpfen erzeugt einen lauen Wind, der uns angenehm über das Gesicht bläst und in den Frisuren wühlt. Gestern konnte ich mir nicht vorstellen, daß ich einen Tag später im heißen Indien sein werde. Jetzt fällt es mir bereits schwer, zu glauben, daß ich noch gestern Pragerinnen sah, die sich fröstelnd in ihre Pelzmäntel kuschelten.

Träge verrinnt die lange Wartezeit. Endlich wird unser Flugzeug aufgerufen. Wir starten und fliegen zum Meer zurück, der im Dunst versinkenden Sonne entgegen. Über dem Meer wendet die Maschine. In steiler Kurve kehrt sie sich wieder dem Festland zu, überfliegt die Stadt und nimmt Kurs auf Delhi. Wolfgang hat die ersten Eintragungen in sein Tagebuch gemacht, die er laut Vertrag mit einer Tageszeitung noch während unseres Aufenthaltes in Indien zur Veröffentlichung nach Dresden senden wird. Das Heft ist ihm aus der Hand geglitten. Er schläft. Ich lese:

„Was den Dienst am Fluggast anlangt, kann die Air India wohl ohne Befürchtungen jede andere Luftfahrtgesellschaft zum Wettstreit herausfordern, und wenn es um die Schönheit und den Liebreiz der Stewardessen ginge, wäre sie wohl allen weit voran. Fände ich nicht den Rummel um die Schönheitsköniginnen lächerlich und der Frau unwürdig, schließe ich unsere kleine Stewardess als Kandidatin vor. Ich bin überzeugt, sie würde Siegerin. Ihr schwarzes gewelltes Haar war kaum schwärzer als ihre Augen. Der samtige Glanz ihrer Haut erinnerte an die Farbe von Kakaopulver, das über die Haut einer blassen Europäerin gepustet wurde, und wenn sie uns, wie immer, lächelnd bediente, dann wurde zwischen den großen, aber wohlgeformten Lippen eine Reihe weißer Zähne sichtbar, um die sie jeder beneiden muß.“

Eigentlich sollte ich mich der blumenreichen Sprache der Chinesen bedienen, um alle ihre Vorzüge zu schildern, aber leider beherrsche ich diese Kunst nicht und will deshalb nur abschließend sagen, daß ihr Näschen keck, vielleicht auch fürwitzig genannt werden könnte und ihre Stimme — jetzt erinnere ich mich eines chinesischen Ausdruckes — dem Gesang einer Nachtigall glich. Da aber die Inderin, die uns auf dem Flughafen in Bombay empfing, ebenfalls auffallend schön war, bin ich geneigt, anzunehmen, daß Indien überhaupt besonders schöne Frauen besitzt, und das allein ist der Anlaß, mein Glas mit eiskühler Zitronenlimonade auf das Wohl Indiens, dessen Boden wir eben betreten haben, zu leeren.“

Gegen 22 Uhr erreichen wir die Hauptstadt der neuen indischen Republik. Im Flughafengebäude herrscht ein buntes Treiben. Menschen aller Hautfarben und Nationen hasten aneinander vorüber: Japaner, Amerikaner, Chinesen, Afrikaner, Engländer, Deutsche und natürlich Inder. Es ist schwierig, in diesem Gewimmel den Mitarbeiter der Handelsvertretung der DDR in Neu-Delhi zu entdecken, der uns vom Flughafen abholen soll, besonders schwierig ist es aber, wenn man ihn gar nicht kennt. So suchen wir aus der Zahl der Europäer, die sich im Gedränge an uns vorüberschieben, den heraus, der am meisten nach „Deutschem“ aussieht, und haben Glück. Als wir in unserem kümmerlichen Schulenglisch versuchen, uns verständlich zu machen unterbricht er uns lächelnd, streckt uns die Hand entgegen und wünscht ein herz-

liches Willkommen. Erleichtert folgen wir ihm zum Wagen, der von einem Inder in weißem Turban gesteuert wird. Wir lassen uns in die weichen Polster fallen und versuchen, vom fahrenden Auto aus soviel wie möglich zu erspähen. Im Lichtkegel des Scheinwerfers tauchen auf den nächtlichen Straßen Gesalten auf: eine Frau mit einem kleinen Kind auf der Hüfte, ein Mann, der ein Bündel Zuckerrohr auf dem Kopf trägt, ein kleiner Hund, der mitten auf der Straße schläft und kläffend in der Nacht untertaucht, als wir uns ihm nähern, ein Ochsengespann, das uns müde entgegenstapft. Der Kutscher hockt zusammengesunken auf dem zweirädrigen Karren. Anscheinend ist er eingeschlafen. Die weißen Zebus, deren Augen im Scheinwerferlicht leuchten, kennen ihren Weg. Wir kommen in die Stadt. Die Scheinwerfer gleiten über breite Asphaltstraßen. Moderne Geschäftshäuser, Hotels und Cafés tauchen am Straßenrand auf. Der Autoverkehr kann sich mit jeder europäischen Großstadt messen. In einem großen Luxushotel werden wir abgesetzt. Gepäckträger springen herbei, nehmen uns die Koffer aus der Hand, holen den Schlüssel vom Portier und führen uns zu unserem Zimmer. Fünf Diensten sind es, die unser Gepäck tragen und die nach getaner Arbeit vor der Tür stehenbleiben und mit diskret vorgestreckter Rechten auf ihren Bakschisch warten. Endlich sind wir allein. Das Hotelzimmer ist ein komfortables Appartement. Ein modernes Badezimmer gehört dazu, ein Ankleideraum mit Garderobe, eine gemütliche Klubecke mit großem Schreibtisch, ein Telefon und breite, bequeme, schaumgummigepolsterte Betten. Sie üben eine einschläfernde Wirkung aus und besitzen Anziehungskraft. Nach einer so langen Reise sehnt man sich nach Schlaf. Der Mond scheint uns ins Gesicht. Es stört uns nicht, auch nicht die Unterhaltung der Boys unter unserem Fenster; fremdartige Laute, die uns noch im Einschlafen die beruhigende Gewißheit geben, daß wir in Indien sind.

Am nächsten Tage besuchen wir den Zoo von Neu-Delhi. Er befindet sich noch im Bau und soll der schönste und modernste Zoo Indiens werden. Hagenbeck und Professor Dathe, der Direktor des Tierparks Friedrichsfelde, haben für dieses Projekt Baupläne zur Verfügung gestellt. Mr. Bashketi, der Zoodirektor, empfängt uns freundlich. Er ist vor wenigen Tagen von einer Schneemenschen-Expedition zurückgekehrt und hat den Gipsabdruck einer Fahrte des sagenhaften Yeti mitgebracht, die von der Expedition in den Bergen des Himalaja entdeckt worden war. Der Abguß zeigt einen kleinen, aber sehr breiten Fuß. Die Ferse ist wenig ausgeprägt, und eine Fußwölbung fehlt. Aber der Fuß, der in den Bergen Nepals diese Spur hinterließ, hatte nur vier Zehen.

„Das ist der typische Fuß eines Berggorillas, wie ihn Carl E. Akeley in seinem Buch ‚Im hellsten Afrika‘ abgebildet hat“, sagt Wolfgang und betrachtet aufmerksam den Gipsausguß, den er in seiner Hand hält. „Ich hätte nicht gedacht, daß ich auf unserer Indienreise auch auf den Schneemenschen stoßen würde, am wenigsten im Zoologischen Garten von Delhi. Es ist ein eigentümliches Gefühl, den Fußabdruck eines so umstrittenen Lebewesens in den Händen halten zu dürfen. Ähnliches empfand ich, als ich mein erstes lebendes Okapi im Zoo von Kopenhagen sah.“

Vorsichtig, als sei es die größte Kostbarkeit, die es auf dieser Erde gibt, legt Wolfgang den Gipsabdruck wieder auf den Schreibtisch.

„Die große Zehe steht verhältnismäßig dicht neben den anderen Zehen. Der Greiffuß eines häufig kletternden Affen oder Menschenaffen ist das nicht. Aber auch die Zeichnung des in den meisten Büchern über die Abstammung des Menschen abgebildeten Berggorillafußes wird mit Recht in letzter Zeit angezweifelt. Sie ist offen-

sichtlich nach einem geschossenen Tier hergestellt worden, dem man die nach innen geknickte große Zehe ausgestreckt hat. Damit aber wird der Fuß viel menschlicher, als er eigentlich ist. Es könnte auch sein, daß diese Zeichnung nach einem in Gefangenschaft gehaltenen Berggorilla angefertigt wurde. Nicht selten sind sogar die Füße der Orang-Utans, die längere Zeit in Zoologischen Gärten gelebt haben, durch das ungewohnte häufige Laufen auf ebenem Boden wesentlich umgestaltet. Wie dem auch sei, dieser Schneemenschenfuß ähnelt, bis auf die fehlende Zehe, vollkommen diesem Berggorillafuß mit der ausgestreckten Zehe, dessen Form ich für ungewöhnlich halte. Das beweist auch die Aufnahme von Akeley, die eine eingeknickte große Zehe zeigt, wie sie auch vom Tieflandgorilla getragen wird.“

Den Schneemenschen selbst hat die Expedition nicht entdecken können. Den Berichten der Bewohner dieser einsamen Bergtäler zufolge, nach deren Sprache das Wort Yeti nicht Schneemensch, sondern Felsentier bedeutet, aber auch Menschtier übersetzt wird, soll sich dieses geheimnisvolle Wesen von Mäusen ernähren, deren Haare oft neben den Fährten gefunden wurden. Seine Lautäußerung soll wie das Bellen eines Hundes klingen. Leider ist es uns nicht gestattet, den Gipsabdruck zu fotografieren, solange die wissenschaftliche Auswertung dieser Expedition nicht veröffentlicht ist.

Mit einem Jeep fährt uns der Zoodirektor durch das Gelände des Zoologischen Gartens, das für die Anlage großer Gehege sehr gut geeignet ist. Zur natürlichen Vegetation dieses Geländes gehören Dornenbüsche und kleine Akazien, die den Eindruck der ostafrikanischen Buschsteppe erwecken. Sie dienen mit zur Ausstattung der Gehege. Die Tierhäuser sind leicht gebaut und ohne Heizung. Im Lande des ewigen Sommers braucht sich der Zoodirektor keine Gedanken zu machen, wie er seine Tiere vor Hagel, Schnee, Eis und Kälte schützt. Noch hat der entstehende Zoo nur wenig Tiere. Sehr eindrucksvoll ist ein riesiger indischer Elefantenbulle, der nach Direktor Bashketis Meinung der größte ist, den es überhaupt in Gefangenschaft gibt. Er ist 3,50 Meter hoch. Als wir zu seinem, durch ein Sonnensegel geschützten Standplatz treten, bemerken wir eine feuchte schwarze Bahn, die, in der Schläfendrüse zwischen Auge und Ohr entspringend, sich über die Wange bis zum Unterkiefer hinabzieht. Der Bulle ist in Brunst. Die Schläfendrüse sondert ihr Sekret ab, das in einem breiten Bächlein über die Wange sickert. Ein Warnungszeichen für jeden Tierpfleger, denn brünstige Elefantenbullen sind meist auch gegenüber ihren vertrautesten Pflegern bössartig und gefährlich. Der Riese ist verhältnismäßig gutmütig. Er duldet den Wärter, der ihm das Futter bringt, und ist auch nicht mit schwereren Ketten gefesselt als die weiblichen Elefanten.

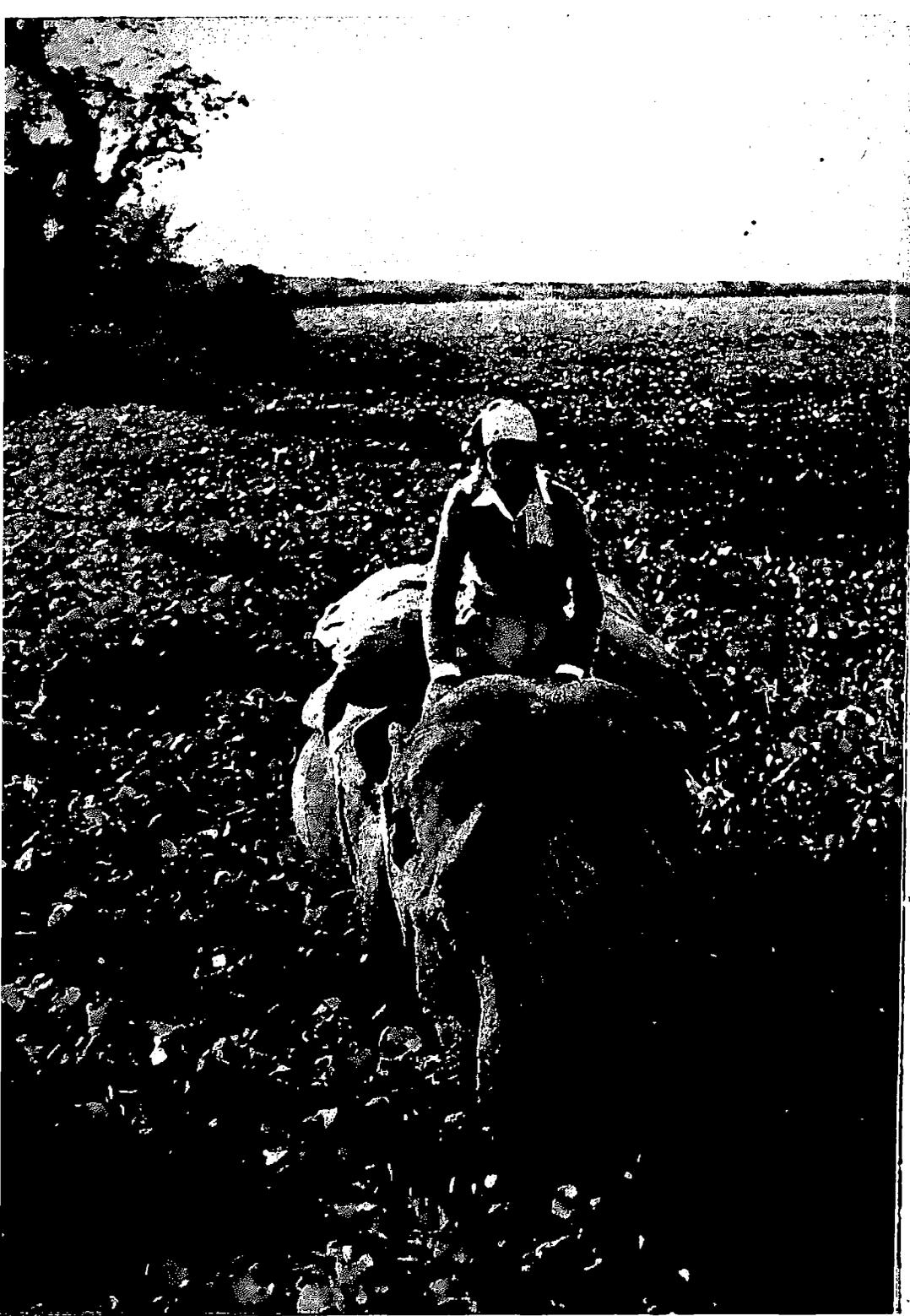
„Werden ihre Bullen in der Brunst nicht bössartig?“ frage ich den Assistenten.

„Vielleicht doch“, gibt er lächelnd zur Antwort, „aber wir wissen zwei Möglichkeiten, um das zu verhindern. Entweder wir lassen sie hungern oder besonders schwer arbeiten, damit sie auf andere Gedanken kommen.“

Als wir unsere Rundfahrt beendet haben, verabschieden wir uns von Mr. Bashketi, der uns beim höchsten Forstbeamten im Ministerium für Nahrung und Landwirtschaft anmelden wird, denn wir möchten dort gern einige Auskünfte über den Natur-

Das Gelübde dieses Heiligen lautet: Nie mehr im Leben das Haar schneiden, bürsten, kämmen oder waschen. So hängt es als dicker verfilzter Knoten weit auf seinen Rücken herab. Mittelalter und 20. Jahrhundert liegen in Indien nebeneinander.





schutz in Indien einholen und Empfehlungsschreiben an die Forstbeamten in den Bezirken erbitten.

Am Nachmittag gehen wir zum Ministerium. Der Portier fragt telefonisch bei Mr. Takle an, ob unser Besuch angenehm ist. Dann nimmt er uns die Kameras ab und läßt uns durch einen Hausdiener zum Dienstzimmer des Chief Conservator of Forests führen.

Mr. Takle ist ein sympathischer älterer Herr, der uns gern behilflich ist und durch Briefe an die Forstämter, in deren Distrikten wir Tiere beobachten wollen, die Anweisung gibt, unsere Arbeit zu unterstützen. Wir sind überrascht, als er plötzlich in einwandfreiem Deutsch sagt: „Ich helfe ihnen gern.“ Dann beginnt er von Deutschland zu sprechen, wo er sein forstwirtschaftliches Studium absolvierte. Mr. Takle berichtet von seinen Reisen nach Hamburg und München, er spricht von Freiberg und der Tharandter Forsthochschule, und als er erfährt, daß wir aus Dresden sind, fragt er begeistert nach der Stadt, an die viele seiner schönsten Erinnerungen gebunden sind. Dann läutet er nach seinem Sekretär und diktiert ihm die Briefe an die Forstbeamten von Kaziranga und Bandipur. Der Sekretär trägt einen schneeweißen langen Bart. Lebhaft graue Augen und eine große scharfgebogene Nase verleihen dem Gesicht ein kluges Aussehen. Turban und Anzug sind blendend weiß. Die Hände sind lang, schmal und gepflegt wie bei einem jungen Mädchen. Der Sekretär stenografiert und liest nach Abschluß des Diktats den Brieftext in Englisch vor. Wir sind Mr. Takle für seine Unterstützung sehr dankbar und hoffen, daß uns diese Empfehlungen von allerhöchster Stelle eine gute Hilfe sein werden.

In den Straßen von Neu-Delhi spielt sich ein buntes Leben ab. Wir stellen uns an einer Kreuzung auf, um mit dem Teleobjektiv interessante indische Typen „aufs Korn“ zu nehmen. Luxuslimousinen brausen vorüber. Schwere Lastwagen donnern über die Kreuzung. Dazwischen ein zweirädriger Ohsenkarren, der gemächlich über den glatten Asphalt rollt. Auf seiner Ladefläche sitzt eine ganze Familie im Schneidersitz. Eine über das Wägelchen gespannte Bastmatte schützt die Fahrgäste vor der Sonne. Motorrikschas knattern vorüber. Die Fahrer dieser Kleinstmietwagen sind fast ausnahmslos Sikhs, schwarzbärtig, mit einem großen Turban auf dem Kopf. Die primitivste Form der öffentlichen Personenbeförderung ist in Delhi die Fahrradrikscha. Zwei Personen finden in dem kleinen überdachten Anhänger Platz, den der Kuli auf dem Rad im Schweiß seines Angesichts hinter sich herzieht. Den Rikscha-kuli zu Fuß, der sich wie ein Rennpferd vor seinen Karren spannt, gibt es in Neu-Delhi nicht mehr.

Eine Rinderherde wird über die Straße getrieben. Ohne Hast laufen die Tiere über die belebte Kreuzung. Kein Stockschlag, kein hartes Wort treibt sie zur Eile, denn in Indien ist die Kuh ein heiliges Tier, dem man mit Achtung begegnet. Es dauert viele Minuten, bis die letzte Kuh die Fahrbahn verlassen hat. Autos, Rikschas und Fahrräder haben sich gestaut. Aber keiner hupt nervös. Alle warten geduldig, bis die Straße wieder frei ist. Die Autofahrer in Indien haben bessere Nerven und viel mehr Geduld als ihre Kollegen in Europa.

Ein kleiner Junge bietet frische Erdbeeren zum Kauf an. Appetitlich sind sie auf grüne Blätter gehäuft. Wolfgang fotografiert den Knaben, wie er mir gerade die

verlockend duftenden Früchte unter die Nase hält. Er macht ein verdutztes Gesicht und will weitergehen. Als ich nach der Geldbörse fasse, beschließt er zu bleiben und preist mit seinem zarten Stimmchen wieder seine Ware an. Ich werfe ihm ein Viertelrupienstück ins Körbchen und wende mich von ihm ab, um einen neuen Film einzulegen. Der kleine Junge folgt mir. Er hält mir den Teller hin und dreht und wendet ihn, damit ich die schönsten Beeren auswählen kann. Aber ich will keine Erdbeeren, obgleich mir bei ihrem Anblick bereits das Wasser im Munde zusammenläuft; denn ich befürchte, mir eine Amöbenruhr zu holen. Diese Gefahr ist beim Genuß von Früchten, die sich nicht gründlich waschen lassen, viel zu groß, als daß wir uns zum Naschen verleiten ließen. Es ist dem kleinen Beerenverkäufer wahrscheinlich noch nicht passiert, daß jemand Geld ins Körbchen legt, ohne dafür Früchte zu nehmen. Er weiß nicht, wie er sich verhalten soll, steht noch eine Weile unschlüssig neben uns und rennt schließlich lachend davon.

Junge Burschen und würdige alte Herren beobachten uns aus respektvoller Entfernung. Ihr Interesse gilt nicht unserer Person, sondern den Kameras und besonders den langen Teleobjektiven. Staunend stehen sie und schauen. Doch bald verlieren sie ihre Scheu. Sie kommen immer näher, bilden einen dichten Kreis um uns und hindern uns damit am Fotografieren. Wir beantworten freundlich die Fragen der Inder, zeigen ihnen Kameras und Teleobjektive, erklären die Funktion eines Belichtungsmessers und entschlüpfen dann in eine andere Straße, wo Händler ihre Waren ausgebreitet haben. Vor den Fassaden der Geschäftshäuser, der Banken, der Hotels hocken sie im Schneidersitz auf der Erde und preisen mit lauter Stimme Rasiermesser, Krawatten, Füllfederhalter und tausend andere Dinge an, die sie zu verkaufen haben. Ihre Ladentafel ist der staubige Fußweg. Das Warenangebot ist sehr umfangreich. Obgleich die Händler darauf bedacht sind, daß ihre Ware nicht verschmutzt, hat sich doch auf manchem eine Staubpatina gebildet.

Auf einem großen Platz finden wir eine Menschenansammlung. Hunderte, ja Tausende weißgekleideter Männer stehen diskutierend beieinander. Ein Stimmengewirr, ein Brummen und Brausen liegt über dem Platz. Rufe werden laut. Schreie schallen dazwischen, formen sich zu Sprechchören. Transparente werden geschwenkt. Ihre Aufschriften verraten den Sinn des Menschaufmarschs: Hausangestellte demonstrieren gegen die ständig steigenden Lebensmittelpreise und für höhere Löhne. Ein Hausboy verdient oft nur 20 bis 40 Rupien im Monat. Das ist zu wenig, um sich selbst zu ernähren und zu kleiden. Davon eine Familie zu ernähren, ist unmöglich. Und die „tägliche Hand voll Reis“ wird von Tag zu Tag teurer.

In einer Seitenstraße warten Schuhputzer auf Kundschaft. Sie sitzen in einer langen Reihe nebeneinander. Ihr Handwerkszeug ist sehr bescheiden: Eine Kiste, auf die der Kunde seinen Fuß stellt, eine Flasche, ein Lappen und ein paar Dosen Creme. Jeden Vorübergehenden machen sie mit lauter Stimme darauf aufmerksam, daß er staubige Schuhe hat, und bieten ihre Hilfe an. Dabei vollführen sie mit den Händen Klopfkonzerte auf den Kisten. Ist es ihnen endlich gelungen, einen Kunden zu gewinnen, dann sorgen ihre flinken Finger dafür, daß er mit ihrer Arbeit zufrieden ist. Mit einer stark duftenden Flüssigkeit aus der Flasche säubern sie den Schuh, dann tragen sie mit Fingerspitzen sparsam die Creme auf und polieren das Leder mit einem wollenen Tuch auf Hochglanz. Jeder Schuhputzer stellt seine Creme selbst her, jeder hat dafür ein besonderes, streng geheimgelaltetes Rezept, das von Generation zu Generation vererbt wird. Tausend fremde und interessante Dinge in den Straßen von

Neu-Dehli fesseln unsere Aufmerksamkeit. Trotzdem müssen wir zum Hotel zurück. Der leere Magen meldet sich. Bald wird der Gong im Hotel zum Abendbrot rufen. Wir laufen die repräsentative Jan-Path-Straße entlang, die sich schlicht „Weg des Volkes“ nennt. Früher, zur Zeit der englischen Herrschaft, hieß sie noch Queens Road — „Straße der Königin“.

Vor einem großen Geschäftshaus ist ein Ochsenkarren in Brand geraten. Das Reisstroh auf dem Wagen hatte Feuer gefangen. Der Kutscher und seine Frau haben schnell das Stroh heruntergezerrt und die Ochsen ausgeschirrt. Doch bevor sie Wasser herbeiholen konnten, stand der Wagen in hellen Flammen. Sie löschten zwar den Brand, aber den Karren konnten sie nicht retten. Völlig verkohlt steht sein Gerippe in einer großen Pfütze. Die Rinder liegen, an einen Baum gebunden, daneben und kauen wieder. Die Menschen hocken schweigend dabei. Sie stützen sich auf das Bündel mit den Habseligkeiten, die sie retten konnten, als fürchteten sie, auch diese noch zu verlieren. Sie starren auf den verkohlten Karren und wissen nicht, was sie tun sollen.

Auf dem gepflegten Rasen vor dem Hotel sind bequeme Sessel aufgestellt. Hier können Ausländer und reiche Inder bei einem Glase Whisky oder einer Flasche Coca-Cola den lauen Abend genießen. Blüten verbreiten einen süßen Duft. Müde, schmutzig und von Schweiß durchnäßt suchen wir unser Zimmer auf. Nach einem erfrischenden Bad kehren die Lebensgeister wieder. Wir schlüpfen in saubere Kleider und gehen zum Speiseraum.

„Bitte besuchen Sie meinen Laden! Sie brauchen nur anzusehen — nicht zu kaufen!“ flüstern Stimmen von rechts und links, als wir durch die Hotelhalle laufen, die einer Ladenstraße gleicht, auf der vom wertvollen Brillantschmuck bis zum Farbfilm alles angeboten wird. Wir erwidern die freundlichen Grüße der geschäftsrüchtigen Ladenbesitzer, vertrösten sie auf später und betreten den Speiseraum. Der Geschäftsführer eilt auf uns zu und weist uns einen Tisch an. Ein Inder in dunklem Anzug nimmt die Bestellung entgegen. Es wird ein Menü angeboten, das aus sechs Gängen besteht, die teils der englischen, teils der indischen Küche entstammen. Wir wählen die Speisen aus, die uns am bekömmlichsten erscheinen. Kellner in weißen Anzügen die mit breiten Achselstücken verziert sind, bedienen uns. Sie sind sehr höflich und äußerst behutsam. Über allem wacht der Butler, ein großer starker Inder, den ein riesiges rotes Schild, das er auf dem Bauche trägt, deutlich als Oberkellner ausweist. Die tiefen Aschenbecher, die auf den Tischen stehen, sind mit Wasser gefüllt. Das hat im heißen Indien seinen guten Sinn, denn in den Hotels, Büros und in den Häusern der Reichen sind Ventilatoren eingebaut, die eine angenehme Kühlung, aber auch einen Wind erzeugen, der nicht nur Frisuren zerzaust, sondern auch alles vom Tische weht. Deshalb wird die Asche ins Wasser geworfen.

Die meisten Hotelgäste sind Inder, andere kommen aus Japan, China und Indonesien, und nur wenige sind Europäer. Die bunte Zusammensetzung der Tischgäste zeigt sich auch in den Tischsitten. Neben dem uns gewohnten Gebrauch von Messer und Gabel sehen wir Reissstäbchen in Tätigkeit und auch einige Inder, die nicht ohne Anmut mit den Fingern essen. Zu den Speisen wird klares kühles Wasser gereicht. Nach der Mahlzeit gibt es Kaffee und ein kleines Tellerchen mit indischem Nachtisch: Betelnuß, Nelken, Zimtrinde und Anis.

Gesättigt und zufrieden verlassen wir den Speisesaal und treten in die Halle. Sofort werden wir wieder von den Ladenbesitzern bestürmt, ihre Waren zu besichtigen.

Wir haben nicht die Absicht, etwas zu kaufen, aber das wird auch von den Verkäufern gar nicht erwartet. Wir können uns in Ruhe die Auslagen ansehen. Bücher über die alten indischen Tempel, über indische Sitten und Gebräuche, über die Tanzkunst und die Liebe, über Götter und Dämonen liegen zum Kauf aus. Ein Fotograf zeigt uns Diapositive von Delhi, von Tempeln, Schlangenbeschwörern, heiligen Kühen, Bajadern und vom indischen Grabmal Tadsch Mahal. Aber sie gefallen uns nicht. Die Farben sind zu aufdringlich, nicht natürlich. Wir hoffen, bessere Ergebnisse mit unserem Agfa-Color-Film zu erzielen. Der Verkäufer glaubt, daß uns die Motive nicht zusagen. Er kramt in einem Kästchen unter dem Ladentisch, holt andere Dias hervor und schiebt sie Wolfgang zu. Ich greife danach, um sie mir zu betrachten, doch da errötet der Inder unter seiner dunklen Haut. „Nein, Madam, bitte nicht! Es sind Bilder von der Schwarzen Pagode in Puri. Sie würden erschrecken, wenn sie das sähen.“ Ich vermute, daß diese Bilder grausame Dämonen zeigen, die mich nicht schrecken könnten, und beachtete deshalb die Warnung nicht. Nichts Furchtbares zeigen die Farbaufnahmen, aber Ungewöhnliches: Skulpturen und Reliefs aus einer Tempelwand der Schwarzen Pagode, die mit erotischen Darstellungen bedeckt ist. Szenen aus dem intimsten Eheleben sind hier in Stein dargestellt — ohne jedoch abstoßend zu wirken, weil Künstler diese Meisterwerke schufen. Sie haben die Gruppen der Liebenden auf der Tempelwand in Friesen angeordnet, die trotz unverhohlener Sinnenfreude zu Ornamenten verschmelzen. Wir begreifen nicht, daß es dem Inder peinlich ist, Bilder von Tempeln zu zeigen, die zu den ältesten und berühmtesten Kunstwerken seines Landes zählen. Er sagt uns, daß die Inder anders darüber denken. Die Frauen wären „shocking“, wenn sie dergleichen sehen würden.

In einem anderen Laden werden Saris verkauft. Es ist wohl für jede Frau ein Erlebnis, sie zu sehen und die schwere Seide zu fühlen. Der billigste Sari — aus Baumwolle — kostet etwa 12 Rupien, der teuerste Seidensari, mit reinem Gold durchwebt und mit kunstvoller Stickerei versehen, etwa 3000. Ich bin begeistert von der Fülle herrlicher Frauengewänder, von der Schönheit der Muster und von den kunstvollen Stickereien. Der Verkäufer erwartet ein gutes Geschäft. Er breitet Berge von Seidenstoffen vor uns aus und hat, ehe ich mich's versehe, einen Sari um meinen Körper drapiert. Seiner guten Wahl gewiß, hält er mir lächelnd den Spiegel vor. Die Farbe des Sari steht mir ausgezeichnet zu Gesicht. Selbstgefällig drehe ich mich vor dem Spiegel und bedaure, daß unsere europäische Mode nicht annähernd so kleidsam ist wie die indische. Schweren Herzens lege ich das kostbare Gewand wieder ab. „Später vielleicht“, sage ich ohne Überzeugung, „später!“

Im nächsten Laden gibt es Schmuck zu kaufen, einer schöner als der andere: Smaragde verschiedener Qualität und Größe, blaue Saphire, Rubine und Brillanten — vom Splitter bis zum vierkarätigen Stein. Hier wird auch der aparte Nasenschmuck der Inderin verkauft: die Perle, der Edelstein oder die goldene Kugel, die im Nasenflügel getragen werden. Uns gefällt dieser für Europäer etwas ungewöhnliche Schmuck sehr gut.

„Gibt es diesen Nasenschmuck auch in Clipform, oder muß man in jedem Falle ein Loch durch den Nasenflügel bohren?“ frage ich interessiert den Juwelier.

„Es gibt keine Nasenclips, Madam“, antwortet der Mann. „Es sieht besser aus und hält besser, wenn Sie den Schmuck durch ein Loch im Nasenflügel ziehen. Warten sie einen Augenblick, bitte. Ich kann es ihnen in zwei Minuten völlig schmerzlos einstechen.“ Er dreht sich um und kramt in seiner Werkzeugkiste. Mir wird bange

vor dem Geschäftseifer der Inder, und ich verabschiede mich rasch. Wir brechen unseren Ladenbummel ab und gehen zu Bett.

Am nächsten Morgen erwachen wir schon lange vor Sonnenaufgang. Wir haben schlecht geschlafen. Das Geschrei der Krähen, die nirgendwo so zahlreich und so laut sind wie in Indien, hat uns geweckt. Als die ersten Sonnenstrahlen ins Zimmer fallen, setzen wir uns auf den Balkon. Milane kreisen am Himmel oder hocken, aufmerksam zum Boden hinabspähend, in den großen Bäumen am Rande der Straße. Manchmal zanken sie sich mit dem Krähenvolk, das krächzend und schreiend auseinanderstiebt, wenn einer der großen Raubvögel die Schwingen ausbreitet. Im Geäst eines Baumes und auf der Wiese huschen kleine gestreifte Hörnchen umher. Sie werden von den Einheimischen Baumratten genannt. Anscheinend haben sie die Wiese untereinander aufgeteilt, denn sie fechten erbitterte Kämpfe aus, wobei sie mit steil aufgerichteten Schwänzen aufeinander losgehen, wenn ein Hörnchen in den Bereich des anderen gerät. Wahrscheinlich dient der aufgestellte Schwanz als Signal, das dem Artgenossen den Standort des Mitbewohners der Wiese und des Baumes kenntlich macht, ihn also vom Betreten des fremden Territoriums abhalten soll. Auch die Äste des Baumes sind unter den Streifenhörnchen aufgeteilt. Nur der Stamm scheint als Kletterweg allen Hörnchen zu gehören. Wenn aber Wolfgang — der sich langsam, ein Bein vor das andere setzend, mit seiner Kamera den kleinen Gesellen nähert — eine unvorsichtige Bewegung macht, stößt das Streifenhörnchen, das ihn bemerkt hat, einen Pfiff aus. Dann flüchtet die ganze Gesellschaft auf den Baum hinauf, und jedes Tier preßt sich dicht an die Rinde des Baumes an. Auch der Schwanz wird dabei flach an den Ast gelegt. In dieser Stellung sind die Hörnchen schwer zu entdecken, denn ihre Zeichnung verschmilzt vollkommen mit der Farbe des Baumes. Regungslos verharren sie einige Minuten. Auch Wolfgang steht wie versteinert, bis die Streifenhörnchen wieder den Baum hinabhuschen und auf der Wiese ihre Futtersuche fortsetzen.

Ein abseits stehender Baum, der durch eine schmale Straße von der Wiese getrennt ist, dient als Zufluchtsort, wenn der Fluchtweg zum Baum auf der Wiese versperrt ist. Hat ein Streifenhörnchen sich, der Not gehorchend, auf diesen Baum geflüchtet, so benutzt es die erste beste Gelegenheit, um vom Zufluchtsbaum herabzuspringen, in schnellen Sätzen über die Wiese zu rennen und auf den anderen Baum zu klettern, auf dem sich die munteren Tierchen geborgen fühlen.

Den Myna-Staren haben die Streifenhörnchen offensichtlich den Kampf angesagt. Diese Stare sind in Indien ebenso zutraulich und weit verbreitet wie bei uns die Amseln. Wenn einer dieser Vögel auf dem Baum landet, beginnen die Streifenhörnchen zu zernern und springen aufgeregt umher, bis der Vogel davonfliegt.

Inzwischen ist es Wolfgang gelungen, sich so nahe an die Streifenhörnchen zu pirschen, daß er Aufnahmen machen kann. Mit Geduld, die jeder Beobachter von Tieren in reichlichem Maße aufbringen muß, hat er sich Zentimeter um Zentimeter an die Streifenhörnchen herangeschoben, hat langsam die Kamera mit dem schweren Teleobjektiv am Körper hochgezogen und an das Auge gebracht. Der Auslöser knackt. Das erste Bild mit Streifenhörnchen ist belichtet.

Nach dem englischen Frühstück, das sich aus Porridge, Cornflakes, Spiegeleiern mit Speck und Früchten zusammensetzt, gehen wir zum Büro der Indian Airlines Corporation, um unsere Flugscheine von der internationalen Fluglinie auf den Inlandsflugverkehr umschreiben zu lassen. Während der Beamte die Änderungen ausführt.

dein Schicksal voraussagen!“ Ein Handleser drängt sich an uns heran und versucht, meine Hand zu fassen. Er will mir sagen, wie lange ich noch zu leben habe. Wir wollen die Schar der Gaukler, die uns wie eine Klette anhängt, endlich los sein, um ungestört zu fotografieren.

An einer Straßenkreuzung arbeitet ein Schuster. Er sitzt auf dem Boden und hämmert an einer Sandale herum, die er über einen Dreifuß gelegt hat. Der Kunde hockt vor ihm und wartet geduldig. Nicht weit davon entfernt geht ein Friseur seinem Gewerbe nach. Auf die Schultern seines „Patienten“, der vor ihm auf einem Ziegelstein sitzt, hat er einen Lappen gelegt. Er handhabt die Schere mit meisterhaftem Geschick. In wenigen Minuten hat er das widerspenstige Haar in eine tatellose Frisur verwandelt. Bequeme Sessel, weiße Umhänge und Düfte von Eau de Cologne sind in den Straßen von Alt-Delhi für das Gelingen einer guten Haartracht nicht wichtig. Im Schatten einer Akazie hat ein graubärtiger Alter sein Hemd abgelegt. Es wird anscheinend von vielen Plagegeistern bewohnt, denn seine Daumnägel pressen sich unaufhörlich aneinander. An einer Schnur um den Hals trägt er ein kleines Amulett, von einem Priester als Glücksbringer geweiht.

Wir überqueren die Kreuzung und laufen in die Basarstraße des alten Delhi hinein. Ein farbiges Gewimmel empfängt uns. Laden reiht sich an Laden, in den Häusern und auf den Fußwegen davor sind die Waren ausgebreitet. Die Straße ist verstopft von einer sich drängenden und schiebenden Menschenmenge. Hier verkehren keine Autos. Hier fahren nur Ochsenkarren und Räder. Ungewohnter Lärm dringt in unsere Ohren. Alte Grammophone plärren, Kinder schreien, Händler rufen ihre Waren aus, Handwerker hämmern, Kutscher kündigen laut ihr Fahrzeug an, damit die Fußgänger zur Seite springen; dazu das Knarren und Quietschen der Räder und das Muhen, Blöken und Bellen der Tiere in den Straßen. Hier ist das andere Indien, von dem man im Luxushotel nichts ahnt. Hier sind Garküchen, aus denen uns die Düfte fremder und pikanter Gewürze in die Nase wehen, und Bäckereien, wo Fladenbrote geformt und über dem offenen Feuer gebacken werden. Pyramiden von geschälten und ungeschälten Früchten warten auf Käufer. Vielfältig sind die Leckereien, die auf grünen Blättern serviert von den Indern für wenige Annas erstanden werden können. Zwischen den Walzen einer primitiven Winde wird Zuckerrohr ausgepreßt. Der süße Saft tropft auf Eisstückchen, rinnt zwischen ihnen hindurch und fließt in ein irdenes Gefäß. Dieses eisgekühlte Getränk ist sehr begehrt. In der Reihe der festen Geschäfte gibt es auch Büros, deren Fußböden mit weißbezogenen Matratzen belegt sind, auf denen die Angestellten liegend oder sitzend ihre Geschäfte abschließen.

Eine junge Frau speit einen mächtigen Strahl roten Saftes weit von sich. Ihre Zunge und ihre Lippen sind leuchtend rot. Sie hat Betelnuß gekaut, und der Betelsaft wird nicht hinuntergeschluckt, sondern ausgespuckt. Die große Beliebtheit dieses Genußmittels beweisen die vielen roten Flecke auf der Straße. In den Basarstraßen Alt-Delhis gibt es keine Müllkübel und keine Kanalisation. Die Abfälle werden vor das Haus geworfen, und so häuft sich der Unrat an.

Fremdartige Musik ertönt. Eine Kapelle mit Flöten, Trommeln und Rasseln wirbt für einen Zirkus. Auf den bunten Riesenplakaten, die durch die Straßen getragen werden, lassen Herkulesse ihre Muskelpakete spielen. Heilige Rinder bevölkern die Straßen. Herrenlos streifen sie durch die Stadt. Sie ernähren sich vom Abfall und

Nur fünfzig bis sechzig Zentimeter breit sind die Wechsel der Panzernashörner.





plündern auch mitunter einen Obststand. Sogar im Getriebe einer Großstadt dürfen sie tun und lassen, was sie wollen. Fällt es einer Kuh ein, sich im größten Verkehr auf einer Kreuzung zum Ausruhen niederzulegen, werden eher die Fahrzeuge umgeleitet, als daß man das heilige Tier davontreibt. Andererseits sieht man aber auch ausgemergelte Rinder, die ins Joch gespannt wurden und schwere Lasten ziehen müssen. Schweißbedeckt setzen sie mühevoll Fuß vor Fuß und bekommen, trotzdem sie schon erschöpft sind, noch die Peitsche zu spüren. Ein Bullkälbchen, kaum größer als eine ausgewachsene Dogge, kommt auf uns zu. Ob es gestattet ist, heilige Tiere zu streicheln? Ich strecke die Hand aus und kraule das weiche Fell. Doch der kleine Bulle senkt den Kopf und versetzt mir mit seinen kleinen Hörnern einen Stoß. Magere, anscheinend herrenlose, rüdische Hunde liegen schlafend in der prallen Sonne, alle viere weit von sich gestreckt. Tischler haben ihre Werkstatt auf der Straße aufgeschlagen. Sie sägen, hobeln und leimen in der Nachmittagshitze und schwitzen wie wir.

Überall begegnen wir der Inderin im Sari. Manche tragen Perlen oder Edelsteine im Nasenflügel, was ihre dunklen Gesichter noch exotischer, noch reizvoller macht. Sie tragen viele silberne Reifen an den Armen und um die Fesseln. Ringe schmücken Finger und Zehen. Es klirrt und klingelt leise, wenn sie an uns vorübergehen. Pferde traben an uns vorüber, deren Bäuche mit gelber Farbe bestrichen sind. Die gleiche Farbe ist anderen wie ein Siegel mit der gespreizten Hand an die Bauchseiten gedrückt worden. Schwarze „Handstempel“ dieser Art finden wir auch an den Türen mancher Häuser. Sie haben magische Bedeutung.

Allmählich wird die Straße freier. Wir sind am Güterbahnhof angelangt. Hier stehen Fuhrwerke in langen Reihen. Die mageren Pferdchen werden gerade gefüttert. Sie haben Säcke um den Hals hängen, in denen sie prustend und schnaubend ihr Futter suchen. Schulkinder gehen an uns vorüber. Sie sind sauber gekleidet und tragen ihre Schulbücher in Stofftaschen, die sie über die Schultern hängen. Ein kleines Mädchen mit schwarzem Haarkränzchen über dem blassen Gesicht, trägt Hosen. Ich lächle ihm freundlich zu und denke an meine eigene Kindheit zurück, in der ich auch lieber Hosen statt Kleider trug. Das Mädchen läuft eine Weile neben uns her. Als es plötzlich zu einer Bretterwand geht und stehend sein kleines Bedürfnis verrichtet, wird uns klar, daß das Kind kein Mädchen, sondern ein Junge ist. Es ist der Sohn eines Sikhs. Er wird sich niemals sein Haar schneiden lassen, sondern trägt es als Kränzchen oder Knoten auf dem Kopf und wird es später, im mannbaren Alter, mit einem Turban bedecken, wie es die Sitte den Sikhs vorschreibt.

Wir sind erschöpft von der Hitze und den vielen neuen, fremden Eindrücken, die beim Spaziergang durch das alte Delhi auf uns einstürmten. Von einer Motorrikscha lassen wir uns in das neue Delhi zurückbringen. Wir bummeln die Jan Path entlang, an den Läden vorbei, die, wie wir mit Überraschung feststellen, sogar Hula-Hoop-Reifen in allen Größen und Farben anbieten, und erreichen nach kurzem Fußmarsch das Hotel. Beim Gekrächze der Krähen, die in Indien zahlreicher sind als in Deutschland die Spatzen, machen wir unsere Tagebucheinträge und senden Briefe in die Heimat. Hin und wieder ertönt ein scharfer Pfiff: Der Zeremonienmeister des

Mit besonderer Vorliebe äßen unsere gehörnten Lieblinge die saftigen Kräuter der Sumpfwiesen, die sie zu bestimmten Tageszeiten pünktlich aufsuchen. Dieser Bulle hat uns bemerkt und fängt mit aufgestellten Ohren jedes Geräusch auf.

Hotels ruft für einen Gast eine Taxe heran. Der Taxenbedarf des Hotels ist sehr groß, denn fast während der ganzen Nacht ertönt die Pfeife des Portiers.

Am nächsten Morgen fahren wir zum Büro der Indian Airlines Corporation. Viele Hände strecken sich nach unseren Koffern aus, um sie zur Abfertigung zu tragen. Doch als wir den Boys das von ihnen erwartete Bakschisch zustecken, werfen sie erst einen scheuen Blick auf den Manager, bevor sie es nehmen und in der Tasche verschwinden lassen. Vermutlich ist es den Angestellten der IAC untersagt, Trinkgelder anzunehmen. Mit einem bequemen Bus werden wir zum Flughafen gefahren. In den Akazien rechts und links der Straße sitzen Alexandersittiche. Wir sehen auch die ersten Rhesusaffen am Wege. Sie sind gut genährt und haben anscheinend keine Furcht vor den Menschen.

Im Warteraum des Flughafens schauen wir interessiert dem Grußzeremoniell einer Gruppe von Japanern zu. Ihr Gruß ist von vornehmer Ehrerbietigkeit. Sie stehen sich dabei gegenüber und verbeugen sich ohne Händedruck sehr tief voreinander. Die Dauer und Anzahl der Verneigungen ist von dem Rang abhängig, den der zu Begrüßende innerhalb der Familie einnimmt. Auch Kinder werden auf gleiche Weise begrüßt. Die Inder begrüßen sich, indem sie die Hände vor dem Gesicht aneinanderlegen. Wie unhygienisch ist doch unser Händedruck, und wie teilnahmslos lässig das „Halloh“ des Amerikaners, der dabei oft nicht einmal die Hände aus den Hosentaschen und die Zigarette aus dem Mund nimmt.

Unsere Maschine wird aufgerufen. Es ist eine viermotorige Viscount, die uns nach Kalkutta fliegen wird. Eine bildhübsche Stewardess nimmt uns in Empfang. Es ist ein Vergnügen, ihr bei der Arbeit zuzusehen. Ihre Bewegungen sind von natürlicher weiblicher Anmut. Kein Wunder, daß diese Mädchen so schnell geheiratet werden. Ihre Ausbildung dauert zwei Jahre. Bei Antritt ihres Arbeitsverhältnisses müssen sie sich verpflichten, wenigstens fünf Jahre bei der IAC Dienst zu tun. Es gibt jedoch kaum ein Mädchen, das diese fünf Pflichtjahre ableistet. Die meisten werden nach spätestens drei Jahren von einem Fluggast geheiratet. Die IAC ist klug genug, nicht auf die Einhaltung des Vertrages zu dringen. Die unfreundliche Behandlung eines Fluggastes durch eine lustlos arbeitende Stewardess würde der Fluggesellschaft größeren Schaden bereiten, als die Ausbildung einer neuen Stewardess kostet. Und so drücken sie beide Augen zu. Vielleicht buchen sie die Unkosten vom Werbefond ab.

Ein Flug mit der Viscount ist sehr angenehm. Die großen ovalen Fenster gestatten einen bequemen Ausblick auf das Land, und die Kabinen sind sehr gut gegen die Motorengeräusche abgedichtet. Kurze Zeit nach dem Start wird das Frühstück serviert: Spiegeleier mit Erbsen und Pommes frites, Weißbrot, Butter, Marmelade, Tee oder Kaffee, eine Mandarine und eine Chieku. Diese Frucht habe ich noch nie gegessen. Auch ihr Name war mir bisher unbekannt. Sie ist rauh und braun wie eine Pellkartoffel. Im Inneren des weißen, sehr süßen Fleisches befinden sich zwei glatte schwarze Kerne.

Das Land unter uns ist flach und baumlos. Quadratische pastellfarbene Felder erscheinen wie zu einem riesigen Mosaik zusammengesetzt. Ein breites, sandiges, tausendfach verästeltes Flußbett zieht sich weit über die Ebene unter uns. Es ist Trockenzeit! Nur ein schmales Rinnsal ist verblieben und windet sich durch das dürstende Land.

10.30 Uhr landen wir in Dum-Dum, dem Flughafen Kalkuttas. Auch hier werden

wir von einem Vertreter unserer Handelsmission vom Flugplatz abgeholt. Im bequemen Kraftwagen, den ein indischer Chauffeur mit meisterhafter Geschicklichkeit durch den undisziplinierten Verkehr steuert, fahren wir mit unserem Begleiter zu seinem Wohnhaus, das in einem ruhigen Stadtteil Kalkuttas liegt. Alle Mitarbeiter unserer Handelsvertretung und ihre Familien wohnen zusammen in diesem Hause. Ein geräumiges Schlafzimmer mit Klimaanlage und Bad und ein kleines Wohnzimmer stehen zu unserer Verfügung. Weil die meisten Ehefrauen im Büro mitarbeiten, werden ihre vier, etwa gleichaltrigen Töchter von indischen Kindermädchen, die Ajas genannt werden, betreut. So lernen sie im Spiel neben ihrer deutschen Muttersprache gleichzeitig Englisch, Hindi und Bengali. Die Hausangestellten sind fast alle Mohammedaner. Am Nachmittag sehen wir den Koch im Garten seine Gebete sprechen. Er kniet auf einer Zeitung und verneigt sich gen Mekka, wie der Koran es vorschreibt.

Am Nachbarhaus wird der Putz erneuert. Die Handwerker haben ein primitives Bambusgerüst errichtet. Es hat weder Laufstege noch Leitern. Bambusstangen sind mit ein wenig Strick aneinandergebunden, ein paar längs, ein paar quer. Mit ihren Mörtelmeisern in der Hand klettern die Arbeiter geschickt wie Affen von Stange zu Stange. Es gibt weder Arbeitsschutzbestimmungen noch Sozialversicherung. Wer den Tritt verfehlt und abstürzt, kann eben nicht weiterarbeiten. Niemand wird ihn unterstützen, keiner seine ärztliche Behandlung bezahlen, und das Gerüst wird deswegen auch nicht sicherer gebaut.

Wir statten den Mitarbeitern unserer deutschen Handelsvertretung in ihren Diensträumen einen Besuch ab. Der indische Fahrer, der uns vom Flugplatz abholte, bringt uns zum Büro. Er hat ein schweres Paket von der Post geholt und soll es im Büro abliefern, aber er trägt es nicht selbst die Treppe hoch, das gebührt seiner Kaste nicht. Er winkt einen Kuli herbei, der das Paket auf den Kopf nimmt und im Hauseingang verschwindet. Angenehme Kühle empfängt uns im Treppenhaus. Kaum haben wir den Fahrstuhl betreten, springt automatisch ein Ventilator über unseren Köpfen an. Ein Druck aufs Knöpfchen, und wir werden bequem zum gewünschten Stockwerk getragen. Während wir bei der indischen Vorzimmerdame unsere Wünsche äußern, tritt der Gepäckträger ein und liefert das Paket ab. Sein Atem fliegt. Sein Hemd ist durchnäßt. Schweiß rinnt über sein Gesicht. Er ist die sieben Stockwerke zu Fuß gestiegen — mit der schweren Last auf dem Kopf —, weil es einem Vertreter seiner niederen Kaste nicht gestattet ist, den Fahrstuhl zu benutzen. Der Fahrer hätte das Paket ohne Mühe im Lift nach oben befördern können. Doch das wäre eine Arbeit gewesen, die seinem Ansehen in den Augen der anderen Inder geschadet hätte. Wir machen unsere erste Erfahrung mit dem indischen Kastenwesen, das uns so unsinnig und unmenschlich erscheint. Die indische Regierung hat zwar die Kasten offiziell aufgehoben, doch im täglichen Leben sind sie noch längst nicht überwunden.

Mit ehrlicher Freude werden wir von unseren Handelsvertretern empfangen. Sie freuen sich über den Besuch von „daheim“ und haben bereits mit den Forstämtern Assams Verbindungen aufgenommen, die uns bei unseren Forschungsarbeiten sehr wichtig sind. Nach kurzer Zeit schon ist mit den uns fast gleichaltrigen Menschen ein freundschaftlicher Kontakt geknüpft. Durch ihre jahrelangen Erfahrungen im Umgang mit den indischen Menschen und die gute Kenntnis indischer Verhältnisse können sie uns manchen wichtigen Hinweis geben. In den Glasvitrinen im Vorraum

der Büros unserer Handelsvertretung befindet sich eine kleine Auswahl der nach Indien exportierten Waren: Meißner Porzellan, Kameras und andere optische Geräte, Grubenlampen, chirurgische Bestecke und zahlreiche andere Produkte. Doch unser Außenhandel befaßt sich nicht nur mit „Kleinigkeiten“. Es werden auch Werkzeug- und Druckmaschinen, Krankenhausausrüstungen, Drahtseilbahnen und sogar ganze Walzwerke verkauft. Die Arbeit unserer Handelsvertreter spielt sich keineswegs nur im Büro ab. Sie nehmen mit den Kunden persönlichen Kontakt auf, überwachen den Aufbau der Maschinen und gewinnen dabei einen Einblick in das Leben des indischen Arbeiters. Als vor einigen Monaten die indische Regierung unserer Handelsvertretung den Auftrag gab, in den feuchtheißen Dschungeln von Assam eine Drahtseilbahn zu bauen, vertauschte der Ingenieur sein Arbeitszimmer mit einer primitiven kleinen Hütte, um fern von jeder Zivilisation, unter ungünstigen hygienischen und klimatischen Bedingungen, die Bodenverhältnisse zu prüfen und die ersten Voraussetzungen für den Bau der Drahtseilbahn zu schaffen. Schlechtes Wasser, Moskitos, Hitze, hohe Luftfeuchtigkeit und die nächtlichen Besuche des Tigers, der noch ungestört auf seinen alten Pfaden wanderte, erschwerten die Arbeit. Aber die Drahtseilbahn wurde gebaut, und als Monate später die erste Lore mit der Fahne unserer Republik durch den Dschungel schwebte, kehrte der Ingenieur an seinen Schreibtisch zurück.

Am Nachmittag fahren wir zu Mr. Munro, einem Tierhändler von Kalkutta. Der Chauffeur unseres Mietwagens hat ein in bunten Farben gedrucktes Heiligenbild an die Windschutzscheibe geklemmt und mit Blumen geschmückt. Das ist sein Altar, vor dem er auch, wenn es ihm die Zeit erlaubt, seine Gebete spricht. Tierhandlungen sind nur Durchgangsstationen für die zukünftigen Zooinsassen. Die Käfige der Vögel sind überfüllt, Schlankloris, eine Halbaffenart mit nächtlicher Lebensweise, blinzeln in das grelle Sonnenlicht. Wir sehen eine schöne Sammlung indischer Affen: Rhesus-, Goldene Rhesus- und Hutaffen, große und kleine Hulmans, die in Indien als heilige Tiere verehrt werden, und Wanderus, die südindischen Bartaffen. Ferner warten Himalaja- und Lippenbären, Streifenhyänen, junge Tiger und Leoparden auf den Verkauf. Saruskraniche und Marabus stolzieren im Hofe der Tierhandlung frei umher. Gaviale, die indischen Panzerrechen mit dem langen schmalen Maul, liegen träge in einem Bassin. Pelikane und exotische Enten, darunter die schönen kleinen Zwergenten, bevölkern einen Tümpel, und wir haben zum ersten Male Gelegenheit, die in zoologischen Gärten seltenen Zwergflamingos zu sehen. Wir verhandeln über Tierpreise und unterhalten uns über unsere Safari-Pläne. Es ist für einen Deutschen in der ersten Zeit sehr schwierig, das von einem Inder gesprochene Englisch zu verstehen. Deshalb ist die Unterhaltung für uns sehr anstrengend und erfordert unsere ganze Konzentration.

Mr. Munro will wissen, ob wir interessiert sind, Tiger in freier Wildbahn zu sehen, und lädt uns zur Tigerjagd nach Zentralindien ein. Er kennt ein Gebiet, wo die Tiger zahlreich sind, und er versichert uns, daß wir stets den ersten „Schuß“ haben werden und er erst dann zur Büchse greift, wenn wir fotografiert haben. Wir vereinbaren einen Termin, der hinter unserer Panzernashornsafaris liegt und verabschieden uns. Wir gehen zu Fuß zum Wohnhaus zurück. Eine Stadt wie Kalkutta einem Menschen zu beschreiben, der den Orient nicht kennt, erscheint fast unmöglich. Es ist schwer, das Gewimmel von Menschen verschiedener Rassen und Hautfarben, verschiedener Sitten und Gebräuche, verschiedener Kleidung und Sprachgruppen, das Gemisch von

Düften verschiedenen Ursprungs, das Nebeneinander und Durcheinander von Läden, Verkaufsständen und Handwerkern zu schildern.

In einer belebten Straße reiht sich Edelsteinladen an Edelsteinladen. Um die kostbaren Waren vor Diebstahl zu schützen, sind die Vorderseiten der Läden, die wie auch die anderen Verkaufsstände weder Tür noch Fenster haben, mit Eisengittern verschlossen. Durch die Barriere werden die Edelsteine gezeigt und auch verkauft. Neben Garküchen, in denen leckere Speisen angeboten werden, neben Trödlerläden und neben Schneiderwerkstätten, wo mit flinker Hand das Rad der Nähmaschine gedreht wird, taucht plötzlich ein großes modernes Schuhgeschäft von „Bata“ auf, in dem das Warenangebot von der schlichten Sandale bis zum modischsten italienischen Pfennigabsatzschuh reicht.

Winzige eiserne Kohlenöfen verbreiten schwelenden beizenden Rauch. Sie gehören den Ärmsten der Armen, den Obdachlosen, deren Bett die Straße ist. Viele von ihnen haben sich schon zur Ruhe begeben. Den angewinkelten Arm unter den Kopf geschoben, schlafen sie auf den Fußwegen. Sie besitzen nicht mehr, als sie auf dem Leibe tragen, und wissen nicht, wovon sie morgen leben werden. Man trifft sie überall: auf den belebtesten Straßen, an Bushaltestellen, an Kreuzungen. Sie schlafen trotz des Lärms, trotz der vielen Menschen, die dicht an ihnen vorübergehen oder über sie hinwegsteigen. Sah England diese Menschen nicht? Hat der englische Vizekönig für Indien in seinem weichen Bett im luftgekühlten Raum ruhig schlafen können, während hungernde Menschen im Staub der Straße lagen? Hat sich das Gewissen der englischen Aktionäre, die an Indien Reichtümer verdienten, nicht gerührt, als Hungersnöte über das Land gingen und Millionen dahinrafften? Es ist müßig, diese Fragen zu stellen. Die Geschichte hat längst die Antwort gegeben. 1950 wurde die neue indische Republik gegründet. Langsam, ganz langsam und unter heftigen Geburtswehen entsteht ein Staat, der auf eigenen Füßen steht, der dem Hunger und dem Elend, der Arbeitslosigkeit und dem Analphabetentum zu Leibe rückt, durch die bessere Bewässerung und Bewirtschaftung der Felder, durch den Aufbau einer eigenen Industrie, durch den Bau von Schulen und Krankenhäusern, durch die Beseitigung unsozialer Verhältnisse und des Aberglaubens. Indien hat unter Englands Herrschaft viel Zeit verloren. Noch können 80 Prozent der indischen Bevölkerung weder lesen noch schreiben, noch versuchen korrupte Kreise, die Rechte der Armen zu unterdrücken, und das Elend ist noch immer groß.

In Kalkutta leben sechs bis acht Millionen Menschen. Die Zahl ist geschätzt worden. Eine Zählung ist fast unmöglich, weil weder Geburt noch Tod der Menschen genau registriert werden. Personalausweise gibt es nicht. Nur wenige sind im Besitz eines Passes.

„Memsab, Memsab“, jammert eine Bettlerin und streckt mir bittend die Hand hin. Ihr kleines Kind, das sie auf der Hüfte trägt, weint leise: „No khana, Memsab, Bakschisch — Wir haben nichts zu essen.“ Ich gebe ihr ein Geldstück. Sie nimmt es schweigend und verschwindet. Später sehen wir sie am Bordstein sitzen. Sie hat ihre Bluse geöffnet und gibt ihrem Kinde die Brust. Das Leid dieser Menschen klagt an, und das jammernde „No khana, Memsab, Bakschisch“ geht mir nicht aus den Ohren. Ich fühle mich diesen Menschen gegenüber in einer schweren Schuld. Ich weiß nicht, warum. Ich kann den Blick der bettelnden Frau nicht loswerden. Sie schaut mich aus allen Gesichtern an. Sie hatte Hunger und bat mich um Geld. Nur Geld wollte sie, um ihren Hunger zu stillen und den Hunger ihres Kindes. Nichts weiter wollte sie —

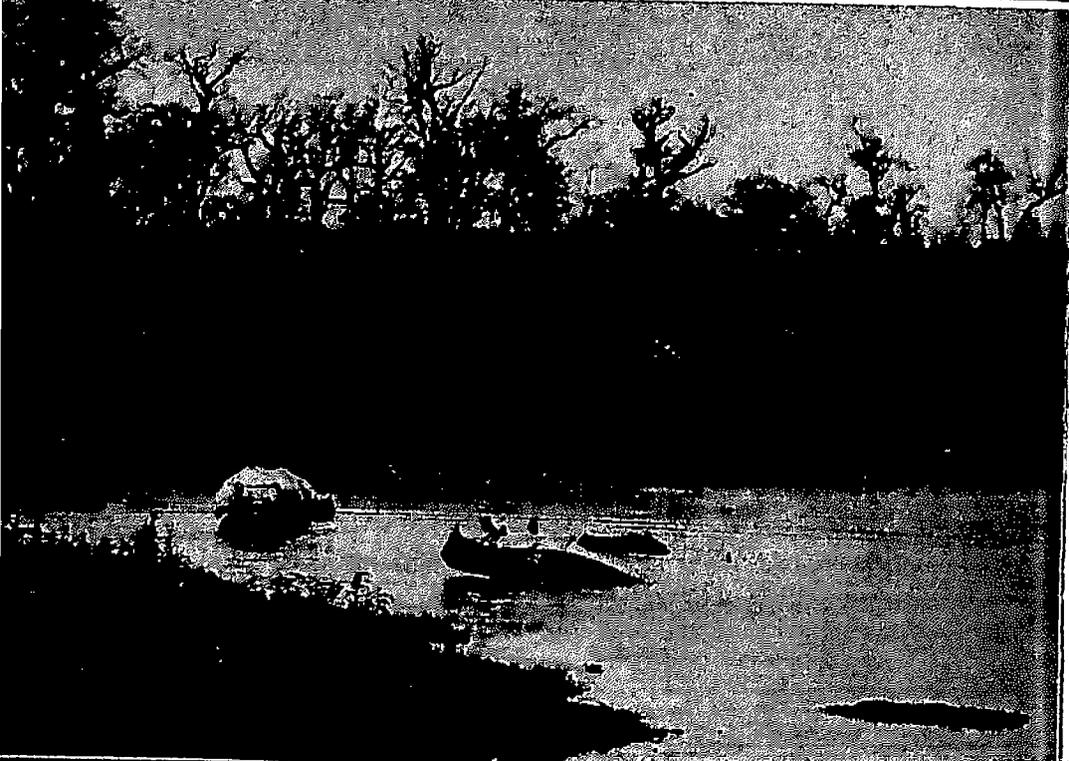
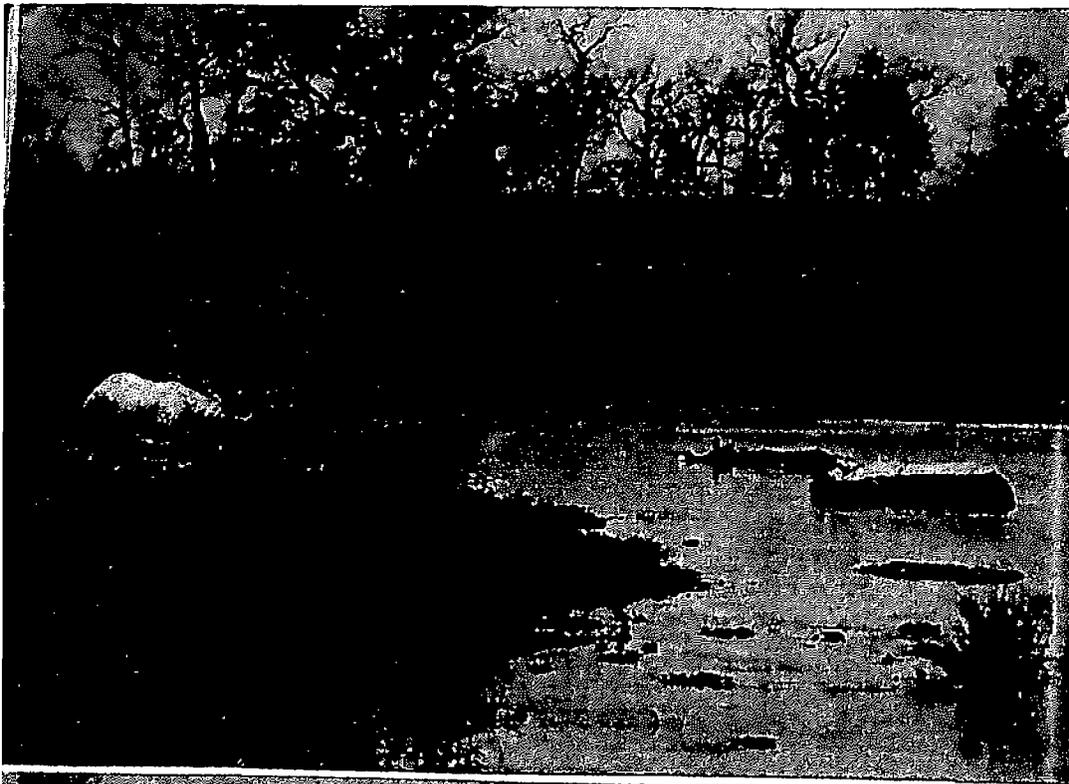
steckt dem Opferpriester einen Geldschein in die Tasche. Das Opfer kann vollzogen werden. Ein Mann packt die Ziege, reißt dem schreienden Tier die Beine über dem Rücken zusammen, daß die Gelenke aus ihren Pfannen springen, und schleppt sie zum Opferblock. Ihr ausgestreckter Hals wird in die Holzgabel gezwängt. Ein blitzendes Messer zuckt durch die Luft, und der Kopf der Ziege rollt in den Staub. Die tiefe Stille wird plötzlich von einem seltsamen Trillern zerrissen. Es wird von den betenden Frauen ausgestoßen, die mit vor der Brust aneinandergelegten Händen und verzückt zum Himmel gerichteten Augen im Halbkreis vor dem Opferblock stehen. Während der schwarze Tierkörper noch zappelnd am Boden liegt, stürzt sich die gläubige Menge auf das warme Blut, das dem Rumpf entquillt. Sie benetzen ihre Hände mit dem Blut des geheiligten Tieres und zeichnen ihre Stirnen. Mütter tauchen ihre Säuglinge in das warme Blut, und ein alter Mann trinkt in der roten Lache sein Taschentuch und trägt es feierlich davon. Herumstreunende Hunde zwingen sich durch die Mauer der Gläubigen und schlecken gierig das frische Blut. Sie werden mit Fußtritten verjagt. Die Menschen sind von einem Rausch erfaßt, von einer Verzückung, die sich in ihren entstellten Gesichtern und den glänzenden Augen widerspiegelt. Dann wird der Körper der Ziege in viele Stücke zerhackt und an die Gläubigen verteilt. Kopf und Füße gehören den Bettlern. Langsam klingt die Ekstase ab. Jetzt werden auch die Hunde geduldet. Heißhungrig fallen sie über die Fleischreste her und lecken das Blut auf. Aasfliegen setzen sich zu Hunderten auf den hölzernen Opferblock, wo das Blut in der Sonnenhitze schnell gerinnt. Das Opferrmesser liegt gereinigt in einem Blechkasten daneben. Hier ist eine Stätte finstersten Aberglaubens, abstoßender sadistischer Grausamkeit. Der Kalikult ist eine der schrecklichsten Opferhandlungen, die es auf unserer Erde gibt. In früheren Zeiten wurden der Göttin des Unheils sogar kleine Kinder geopfert. Heute ist das Kinderopfer verboten. Trotzdem wurde vor zwei Jahren an dieser Stätte des Grauens einem Knaben der Kopf abgeschlagen. Es war der Sohn einer pakistanischen Flüchtlingsfrau, die bei den Unruhen in ihrer Heimat ihre ganze Familie verloren hatte. Weil ihr so großes Leid geschehen war, glaubte sie, die Göttin Kali zürne ihr, und es sei ihre Pflicht, sie durch ein Opfer wieder zu versöhnen. Nachts schlich sie sich mit dem Kind zum Kalitempel und bestach einen Priester, der diese furchtbare Handlung vollzog. Gewiß, die Frau war verzweifelt, war durch das tiefe Leid ihrer Sinne beraubt — aber die Tat des Priesters läßt sich nicht entschuldigen.

Der Priester will uns noch das Gästehaus für die Pilger zeigen. Wir verzichten freundlich dankend, denn wir kennen seinen Trick, hohe Trinkgelder im Keller dieses Gebäudes zu erzwingen. Er verlangt sein Honorar. Er soll es bekommen, wenn wir im Wagen sitzen und der Motor läuft. Damit beugen wir einer Erpressung vor, die uns in eine ähnliche Situation bringen könnte, wie sie der Tourist erlebte, dessen Führung im Keller beendet wurde.

Wir fahren an den ärmlichen Hütten der Flüchtlinge vorüber — Quartiere des Elends. Frauen waschen ihren Sari im Rinnstein an der Straße, binden das nasse Tuch an einen Laternenpfahl, ziehen es straff und halten es fest, bis es getrocknet ist. Das dauert in der Gluthitze der Mittagszeit nur wenige Minuten. Bei diesem Verfahren

An besonders heißen Tagen trafen wir die Panzernashörner oft noch in den späten Abendstunden, wenn die Sonne schon mit ihren letzten Strahlen den Grasdschungel in rotes Licht tauchte, in den Suhlen an. Zäher Schlamm bedeckte ihre Körper.





wird das Tuch nicht nur trocken, sondern auch so glatt, als sei es gebügelt. Wir verlassen das Armenviertel der Stadt, ordnen uns dem Strom der chromblitzenden Luxuslimousinen ein und fahren auf der breiten, bequemen Asphaltstraße an den Wohnpalästen der reichen Inder vorüber zum Wohnhaus der Handelsvertretung. Unsere Kleidungsstücke hängen schweißnaß und zerknittert am Körper. Wir gehen ins Bad, drehen den Wasserhahn auf und verbrennen uns fast die Finger an dem heißen Strahl, der aus dem Rohr schießt. Die Wasserleitung verläuft einige Meter oberirdisch, bevor sie in der Erde verschwindet. Die Sonne, die auf das Rohr brennt, hat das Wasser fast bis zum Siedepunkt erhitzt. Allmählich wird das Wasser kühler, und wir erfrischen uns.

Das Thermometer zeigt eine Schattentemperatur von 42 Grad Celsius. Die Luftfeuchtigkeit beträgt 94 Prozent.

Am Nachmittag besuchen wir den Zoologischen Garten von Kalkutta. Er macht einen guten, für tropische Verhältnisse sogar überraschend gepflegten Eindruck. Die Tiere sind zum größten Teil in geräumigen Freianlagen untergebracht. Die Panzernashörner, deren wilde Brüder wir in den Elefantengrassümpfen von Assam besuchen wollen, bewohnen ein Gehege, in dem sich eine Schlammsohle befindet, die von den Dickhäutern gern aufgesucht wird. Das Schlammbad dient der Hautpflege der Nashörner. Unter den zahlreichen Tieren des großen Raubtierhauses entdecken wir neben Löwen, Tigern, schwarzen und gefleckten Panthern eine zoologische Kostbarkeit — einen Nebelpanther. Diese schöne Raubkatze ist sehr selten in Zoos zu sehen, denn sie steht unter strengem Naturschutz. Sie ist kleiner als der gewöhnliche Leopard. Das dicke Fell hat eine wolfsgraue Grundfarbe, auf der sich große schwarzbraune Flecken abzeichnen. Der Schwanz ist lang und buschtig. Für wenige Augenblicke nur kommt das schöne Tier zum Gitter, als der Wärter am Käfig vorbeigeht. Dann zieht es sich wieder langsam ins Dunkel des schattenspendenden Hauses zurück.

In den hohen Bäumen des Gartens hängen — überreifen Früchten gleich — die rotbraunen Körper der fliegenden Hunde. Sie haben sich in so großen Scharen niedergelassen, daß sie mit dem Gewicht ihrer Körper die Zweige weit herabbiegen. Die meisten hängen unbeweglich und schlafen. Manche kratzen sich. Andere spreizen ihre papierdünnen Flughäute. Sie erinnern mich an aufgespannte Regenschirme. Heftig mit den Flügeln schlagend, fächeln sie sich Kühlung zu.

Nachtreiher horsten in den Bäumen. Streifenhörnchen huschen über die Äste. Sie schlüpfen durch die Käfiggitter und naschen aus den Futternäpfen der Zootiere. Ein altes einsames Schimpansenweibchen mit dünnen, faltigen Händen hockt teilnahmslos in einem Winkel seines Käfigs. Auch ein Eisbär ist vorhanden, der trotz der großen Hitze einen guten und gesunden Eindruck macht. Er wird von seinem Wärter häufig abgespritzt, was er sich gern gefallen läßt.

Auf einer kleinen Insel, vom Besucher nur durch das Wasser getrennt, lebt eine Gibbonfamilie. Sie hat sich in den Schatten ihrer kleinen Baumhütte zurückgezogen und schläft. Ein Wärter berichtet uns stolz, daß es ihm gelungen ist, wilde Truthühner zu züchten. Ein Erfolg, zu dem man ihn beglückwünschen kann, denn wilde Truthühner sind in Gefangenschaft sehr selten.

Wenn sich Panzernashörner guten Tag sagen, geben sie einen blubbernden Laut von sich. Dabei wird unter Wasser Luft ausgestoßen, wie es das im Wasser liegende Tier auf dem oberen Bild zeigt. Daraufhin kann sich der Gast den anderen nähern.

Wir sehen auch Reitelefanten, mit breiten Sattelgestellen belegt, auf denen sich ganze Familien gegen ein geringes Entgelt durch den Garten tragen lassen können. Nach den vielen Menschen zu urteilen, die an der „Haltestelle“ Schlange stehen, einem hohen Holzgerüst, das man mit einer Leiter erklettert, um auf den Rücken des Elefanten zu gelangen, ist das Reiten sehr begehrt.

Die Wiesen im Zoo sind von schlafenden, essenden und lesenden Menschen bevölkert. Es gibt keine Schilder, die das Betreten der Wiesen verbieten. Kleine Mädchen lassen den Hula-Hoop-Reifen um ihre Hüften schwingen. Zärtliche Väter lieben ihre Kinder und spielen mit ihnen. Die Frauen haben ihre Sandalen abgelegt und ruhen sich aus. Eine große Familie nimmt ihre Mahlzeit ein. Im Schneidersitz hocken sie auf dem Rasen. Jeder hat eine Portion Reis vor sich liegen, die auf einem Bananenblatt serviert wurde. Mit den Fingern der rechten Hand nehmen sie ihre Nahrung auf und lassen sie geschickt im Munde verschwinden.

Sikhfrauen schlendern an uns vorüber. Während ihre Männer neben dem Turban einen nach europäischem Schnitt gearbeiteten Anzug tragen, kleiden sie sich noch mit den traditionellen langen Hosen und der locker fallenden Bluse, die über der Hose getragen wird. Ihr schwarzes festes Haar hängt zu einem dicken Zopf geflochten auf dem Rücken.

Die meisten Inderkinder scheinen riesige Augen zu besitzen. Wenn man sie näher betrachtet, bemerkt man, daß dieser Eindruck durch eine schwarze, mit Rußpaste gezogene Augenrahmung hervorgerufen wird. Dieses Bemalen der Augenlider soll die Sehkraft erhöhen. In Wirklichkeit ist es häufige Ursache von Entzündungen, die zu ernsthaften Augenkrankheiten und zur Schwächung des Sehvermögens führen können.

Die Kleidung des indischen Mannes war ursprünglich der Dhoti, der aber immer mehr von der Hose verdrängt wird. Während der Sari, das Gewand der indischen Frau, ein ausgesprochen weibliches Kleidungsstück ist, das die Anmut und den Reiz seiner Trägerin erhöht, kann man vom Dhoti nicht behaupten, daß er sehr männlich wirkt. Es ist ein weißes Tuch aus feinem Mullgewebe, das vom Mann so um Lenden und Oberschenkel gebunden wird, daß zumindest für Europäer der peinliche Eindruck entsteht, als trüge er eine Windel. Doch warum sollen wir lächeln? Andere Länder haben andere Sitten. Wahrscheinlich findet der Inder die europäische Damenhutmode auch sehr eigentümlich und erheitend.

Als schon die ersten Fledermäuse auf Insektenjagd ausziehen und mit lautlosem Flügelschlag, oft zum Greifen nahe, um uns herum oder über unsere Köpfe hinwegflattern, verlassen wir den Zoo und gehen nach Hause. Kein Windhauch weht. Die Hitze ist nach Sonnenuntergang nicht mehr so stark wie am Tage, aber die hohe Luftfeuchtigkeit erschwert das Atmen und treibt den Schweiß aus den Poren. Die Bäume scheinen zu dampfen. Schnell folgt auf die Dämmerung die Nacht. Im Lichtkegel der hohen Straßenlaternen schwirren Tausende kleiner Insekten, rettungslos dem Zauber des Lichts verfallen. Die ganze Nacht währt der Totentanz, den sie lichttrunken vor den Lampen vollführen, bis sie erschöpft und mit versengten Flügeln herabfallen.

Es ist angenehm, nachts durch die Straßen Kalkuttas zu wandern. Der Lärm hupender Autos, kreischender Bremsen und schreiender Straßenhändler ist verklungen. Die Männer sitzen plaudernd vor ihren Häusern und saugen an ihren kegelförmigen indischen Zigaretten. Der Tabak ist ihnen kein Ersatz für den Betel. Sie genießen

beides. Und wenn man als untrainierter Mitteleuropäer sieht, mit welchem Geschick sie den rotgefärbten Speichel von sich spucken, muß man sie bewundern.

Wir treffen auf eine hellbeleuchtete Hauptstraße. Gutgekleidete Menschen promenieren auf den Fußwegen. Die meisten sind Männer mit blendend weißen Anzügen. Die Frauen haben den pastellfarbenen oder weißen Sari, den sie tagsüber tragen, mit einem dunkleren grünen, blauen oder ockerfarbenen vertauscht. Das schwarze, zu einem Knoten geflochtene Haar ist mit frischen, stark duftenden Blüten geschmückt. Ihre zahlreichen goldenen Armreifen klirren leise, wenn sie an uns vorüberschreiten. Manche von ihnen tragen einen karminroten Puderstrich auf dem Scheitel. Er hat die gleiche Bedeutung wie der schlichte goldene Ring an der Hand des Europäers. Er ist ein Zeichen der Ehe. Wenn man den Armschmuck einer verheirateten Bengalenfrau näher betrachtet, wird man unter der Vielzahl goldener oder auch silberner Reifen einen eisernen entdecken, der als ein weiteres Merkmal der Verehelichung dient.

„HOLIDAYS ON ICE“ steht in großen Lettern auf einem hohen, mit bunten Lämpchen geschmückten Kuppelbau. Eine amerikanische Eisrevue wirbt in einer Stadt, die weder Schnee noch Eis kennt, für ihre Show. Das Fremde, das Neue hat überall auf unserer Erde seinen besonderen Reiz, und so kommen die Inder in Scharen. Sie drängen und schieben sich zum Eingang des Kuppelbaues. Seit Wochen schon sind alle Vorstellungen ausverkauft.

Vier barfüßige Männer traben, einen düsteren Gesang auf den Lippen, an uns vorüber. Sie tragen auf ihren Schultern eine primitive Bahre, auf der in ein Leinentuch gehüllt ein Toter ruht. Die Leiche ist mit Blumen bedeckt, deren Duft jedoch den Verwesungsgeruch nicht überdecken kann, den der Leichnam verbreitet. Vielleicht ist dieser Mensch von der Cholera dahingerafft worden, die Zeitungsberichten zufolge in Kalkutta wieder viele Todesopfer gefordert hat. Der Tote wird zum Bestattungsort getragen, wo er am nächsten Tag nach altem Hindubrauch verbrannt wird.

Als wir die Pforte zum Wohnhaus passieren, schlägt der Wächter die Hacken zusammen und salutiert, eine Grußform, die er sich in früheren Diensten angeeignet hat und die ihm von unseren deutschen Freunden nicht wieder abgewöhnt werden konnte.

Heute müssen wir uns polizeilich anmelden. Das Registrations-Office ist ein kleines Büro, in dem männliche und weibliche Angestellte beschäftigt sind. Außer uns wartet noch ein Dutzend Europäer auf ihre Eintragung ins Visum. Vergilbte Aktenbündel türmen sich auf Tischen. Es erscheint uns unmöglich, daß sich jemand in diesem Durcheinander zurechtfindet. In Wirklichkeit ist es die landesübliche Art der Buchhaltung. Eine Angestellte in schlichtem Sari packt mit sicherem Griff aus diesem Aktenberg ein Bündel, zieht es hervor, löst die Verschnürung, blättert in den Papieren und findet schon bald das gesuchte Dokument. Nach einstündigem Warten im Windhauch des Ventilators, der ächzend seine Flügelarme durch die dumpfe, heiße Luft schlägt und ein wenig Kühlung bringt — eine Erfrischung, die man oft mit Kopfschmerzen bezahlen muß — werden unsere Pässe abgestempelt. Unsere Anwesenheit in Indien ist nunmehr amtlich bestätigt. Wir können morgen nach Assam, ins Land der Panzernashörner fliegen. Heute wollen wir noch einen Stadtbummel unternehmen. Zu den Sehenswürdigkeiten Kalkuttas gehört der Botanische Garten. Er liegt an der Peripherie der Stadt und ist berühmt, weil er den „größten Baum der Welt“ in seiner Sammlung beherbergt. Wir suchen den Riesenbaum, finden ihn aber nicht. Schließlich entdecken wir eine Tafel, die uns belehrt, daß der Wald, in dem wir

stehen, kein Wald ist, sondern der berühmte Riesenbaum, ein Banyan-Baum (*Ficus bengalensis*), dessen Krone sich zu dem gewaltigen Durchmesser von 1328 Fuß ausgebreitet hat. Er ist zweihundert Jahre alt und besaß im Jahre 1950 bereits 947 Luftwurzeln, jede einzelne so dick wie ein Baumstamm. Heute mögen es einige Dutzend mehr sein. Der eigentliche Stamm mußte 1925 entfernt werden, weil er von Termiten zerfressen worden war. So lebt der Baum, der die Ausmaße eines Waldes hat, nur noch von seinen Luftwurzeln. Jedes Jahr wachsen neue Luftwurzeln hinzu, die von den Gärtnern fürsorglich mit Bambusgittern geschützt werden, damit sie von den Besuchern nicht beschädigt werden können. Erst wenn die Wurzeln so stark sind, daß ihnen das Messer eines Baumfrevlers nichts mehr anhaben kann, wird die Bambusmanschette entfernt.

Vor dem Ausgang des Botanischen Gartens stehen Verkaufsbuden, in denen Zigaretten, Coca-Cola, Schmalzgebackenes und Kokosnüsse verkauft werden. Wir sind durstig. Unsere Zunge klebt pelzig am Gaumen. Wir wollen trinken. Der junge Verkäufer begreift. Mit einem kurzen Hieb trennt er den Deckel von einer grünen Kokosnuß und hält sie uns als natürliches Gefäß unter die Nase. Sie ist gefüllt mit süßduftender, blasser, wässriger, aber köstlich erfrischender Milch. Ich möchte sie ihm aus der Hand nehmen, an die Lippen setzen, wie die Inder es tun, und in einem Zuge leeren. Aber die Angst vor der Amöbenruhr, die unsere Aufgabe erschweren oder unmöglich machen würde, läßt uns auf das leckere Getränk verzichten. Wir stillen unseren Durst mit Coca-Cola, das lauwarm genossen wie schlechte Medizin schmeckt, und fahren zur Stadt zurück. Die mit Kunststoff bezogenen Wagenpolster brennen wie eine Ofenplatte. Die Sonne hat sie so stark erhitzt, daß wir uns nur zaghaft auf die äußerste Kante der Sessel zu setzen vermögen. Draußen war es schon fast unerträglich heiß. Das Innere des Wagens aber hat sich in einen Backofen verwandelt. Alle Fenster sind geöffnet. Langsam, ganz langsam bringt uns der warme Wind, der zu den Fensteröffnungen hereinbläst, Abkühlung.

Der Fahrer stoppt den Wagen vor einer großen Brücke. Er verlangt von Wolfgang acht Annas, das ist eine halbe Rupie, und verschwindet damit in einem Häuschen am Straßenrand. Mit einem Zettel in der Hand kommt er wieder. Wir haben die Genehmigung zur Benutzung der Brücke erworben. Sie ist Eisenbahn- und Straßenbrücke zugleich. Der Schienenstrang teilt die Fahrbahnen. Langsam rollen wir über die große Brücke, die über den Howra, einen Mündungsarm des Ganges, führt. Vor uns taucht ein sehr schönes und typisch indisches Bild auf. Ein Tempel am Fluß, von dem eine breite Treppe zum Wasser hinabführt. Die Treppe ist mit farbig gekleideten Menschen bevölkert, die im Wasser des Howra ihre rituellen Waschungen vornehmen. Wir lassen halten und fangen die Szene mit dem Teleobjektiv ein. Dabei spüren wir ganz deutlich, daß die Brücke starken Schwingungen ausgesetzt ist. Unter uns wälzt sich träge das braune Schlammwasser des heiligen Flusses. Am anderen Ende der Brücke nimmt uns ein Inder den Passagierschein wieder ab. Wir fahren zum Tempel, um uns das farbige Treiben aus der Nähe zu besehen. Kaum hat der Fahrer den Wagen zum Halten gebracht, sind wir schon von einer lärmenden und wild gestikulierenden Menschenmenge umringt: alte Frauen, die uns bettelnd ihre dürren Hände entgegenstrecken, Männer, die uns Nummernschilder vor die Nase halten, mit denen sie unsere Schuhe markieren wollen, wenn wir sie ihnen beim Betreten des Tempels gegen Bakschisch zur Beaufsichtigung überlassen, Blumenverkäufer, Wahrsager, Verstümmelte, Aussätzige, Menschen mit starren toten Augen,

die mit einem Blechbüchsen klappern und monoton ihre Leidensgeschichte erzählen, Mütter mit Babys auf dem Arm, schreiende, weinende und unablässig „Bakschisch, Sahib, Bakschisch, Memsabi!“ rufende Kinder. Es ist schwer, sich durch das Gedränge einen Weg zu bahnen. Wir sind die einzigen Europäer weit und breit, und so konzentrieren sich alle Erwartungen auf uns. Die Bettler sind so aufdringlich, daß wir den Tempel nicht fotografieren können. Da wendet sich der Fahrer um und ruft ihnen einige Worte in seiner Muttersprache zu. Die Wirkung ist verblüffend. Das Geschrei verstummt. Die Menschen lassen von uns ab und gehen nach verschiedenen Richtungen auseinander. Die jammernenden Mütter nehmen ihr Vormittagsschwätzchen wieder auf. Die bekümmerten und verhärteten Kinder verwandeln sich in hitzköpfige, fröhlich umhertobende Mädchen und Jungen. Sie haben ihre kummervollen Mienen und das offen zur Schau gestellte Elend abgelegt wie ein Kostüm. Sie sind Bettler außer Dienst.

Vor uns glänzt die silberne Kuppel des Schiwatempels in der Sonne. Daneben stehen blattlose Bäume mit dicken Ästen, aus deren grauem Holz kleine süßduftende elfenbeinfarbene Blüten sprießen, zart wie chinesisches Porzellan. Vorbei an Ständen, in denen Opfergaben, Früchte und Blüten an die Gläubigen verkauft werden, gelangen wir endlich zu der Treppe, die vom Heiligtum zum Ganges führt. Männer und Frauen baden hier. Sie sind zwar am gleichen Ort, aber dennoch nach Geschlechtern getrennt. Der linke Teil der Treppe gehört dem schwachen, der rechte dem starken Geschlecht. Die Inder baden in voller Bekleidung. Die Frau behält den Sari an, der Mann den Dhoti oder die Hose. Bis zu den Hüften geht man ins braune schlammige Wasser, seift sich ein, wäscht sich, wäscht sich auch das lange schwarze Haar, taucht unter, spült die Seife ab, nimmt einen Mundvoll Gangeswasser, gurgelt und speit es in weitem Bogen wieder von sich. Ein alter Mann mit langem weißem Haar betet im Fluß. Dann ist das Zeremoniell, das halb hygienischen, halb kultischen Zwecken dient, beendet. Das Wasser des Ganges reinigt nicht nur, es weiht zugleich, denn der Ganges ist der heilige Strom der gläubigen Hindus. Ein Priester erlaubt uns zu fotografieren. Wir tun es so dezent wie nur möglich, um die religiösen Gefühle der Inder nicht zu verletzen. Eine junge Frau kommt die Treppe herauf. Sie ist bildhübsch. Ihr Gesicht ist zart und gut geschnitten, ausgeprägt exotisch: mandelförmige schöne Augen, eine zierliche Nase, die sich nach unten stark verbreitert und große Nasenlöcher zeigt, ein sinnlich schöner Mund, ein zarter und schlanker Hals. Sie läuft nicht, sie schreitet, und ihre Bewegungen sind anmutig. Das schwarze Haar liegt naß und schwer auf ihrem Rücken. Als die Frau bemerkt, daß wir sie betrachten, schlägt sie die Augen nieder und huscht an uns vorüber. Unser Fahrer hat sie nur mit einem kurzen Blick gestreift. Ich möchte gern wissen, ob diese Frau auch dem indischen Schönheitsideal entspricht. Der Chauffeur gibt eine knappe Antwort:

„No, sie ist viel zu dunkel!“

Eine helle Haut zu haben, ist für eine Inderin wichtiger als alle anderen weiblichen Vorzüge. Dunkelhäutige Töchter lassen sich schwer verheiraten. Der Vater muß reich sein, muß eine hohe Mitgift bieten, wenn er sie dennoch unter die Haube bringen will. Den Tempel zu fotografieren, lohnt nicht. Er zeigt nichts von der klassischen Schönheit alter indischer Tempelkunst. Deshalb beachten wir die einladenden Gesten der alten Priester nicht, die in fast allen Tempeln neben ihrer heiligen Mission zugleich das Amt eines versierten und gut verdienenden Fremdenführers einnehmen, und gehen zum Wagen zurück. Eben steigt die schöne Frau in eines der parkenden

Autos und setzt sich selbstbewußt ans Steuer. Sie hat einen frischen Sari angelegt und ihr Haar zu einem tiefen Nackenknoten geflochten. Sie startet, legt den Gang ein, gibt Gas und fährt davon, gefolgt von einer mächtigen Staubwolke. Wer sich in Indien einen eigenen Wagen leisten kann, muß sehr wohlhabend sein. Er braucht nicht auf der Straße zu schlafen und hat eine Wohnung mit Bad und Ventilator. Es ist für uns Europäer schwer verständlich, daß ein Inder, der sich bequemer und hygienischer im eigenen Bad säubern kann, in den Ganges steigt, in den sich die Kloaken der Siebenmillionenstadt entleeren. Es ist verwirrend, zu wissen, daß selbst Menschen mit akademischer Bildung, die einen europäischen Lebensstil haben, noch die abergläubische Furcht vor den vielen Göttern und Göttinnen besitzen, vor dem furchtbaren Antlitz der Kali ihre Opfergaben darbringen, sich vor kleinen, mit roter Farbe bepuderten Götterfiguren in den Staub werfen und den Talisman tragen, der ihnen in frühen Kindheitstagen zum Schutz vor Krankheit und Unheil übergeben wurde. Sie bedienen sich des technischen Fortschritts und sind zugleich noch den kultischen Traditionen verhaftet.

Unser Chauffeur will uns noch zu dem Tempel führen, der in allen Touristenbüros als die Sehenswürdigkeit Kalkuttas gepriesen wird. Er ist in jedem Reiseführer erwähnt und gilt als Hauptanziehungspunkt für alle Touristen, die die Stadt am Ganges aufsuchen. Langsam fährt unser Wagen durch die engen Straßen eines Elendsviertels. Der Fahrer muß sehr aufpassen, denn hier gibt es keinen Fußweg. Das Leben der Menschen, Rinder, Hunde und Hühner spielt sich auf der Straße ab. Dicht vor den Häusern zieht sich ein schmaler Graben dahin. Ein paar Bretter liegen als Brücken darüber. Sie führen zu den Hauseingängen. Das ist die primitivste Art einer Kanalisation. Aller Unrat, der im Hause anfällt, wird in den Kanal geschüttet. Wie können die Menschen, die dort wohnen, den Gestank ertragen, der sich aus dem Graben unter ihren Fenstern erhebt? Kinder spielen an seinem Rande. Heilige Kühe, rüddige Hunde und Krähen trinken die ekelhafte Brühe. Daneben werden Lebensmittel verkauft, und Mütter stillen ihre Kinder.

Allmählich wird das Straßenbild freundlicher. Es gibt wieder Fußwege, Geschäfte, Straßenbahnen und Verkehrspolizisten. Das bemerkenswerteste an diesen indischen Hütern der Ordnung ist ein mächtiger Schirm, außen weiß, innen schwarz, der zu ihrer Uniform gehört wie die Trillerpfeife. Damit sie bei ihrem Dienst auf der Straße die Hände frei bewegen können, befindet sich ein Köcher für den Schirmknäuf am Koppel. Diese Zusammenstellung von Uniform und Sonnenschirm ist für uns ein ungewöhnlicher Anblick. Doch auf den Straßen Kalkuttas, in der heißen Zeit des Jahres, wenige Wochen vor dem Monsun, wo die Sonne unbarmherzig sengend und brennend auf die Stadt herabstrahlt, wo sich der Asphalt in einen zähen Brei verwandelt und Sand gestreut werden muß, damit die Verkehrssicherheit nicht gefährdet wird, in dieser Zeit ist der Sonnenschirm für einen Polizisten, der stundenlang in der Sonne stehen muß, unentbehrlich. Hitzschlag ist neben der Cholera die Todesursache der Saison. Trotz zahlreicher Verkehrspolizisten ist die Disziplinlosigkeit im Straßenverkehr beängstigend. Man überholt rechts, man überholt links, man biegt plötzlich und ohne Zeichengebung in eine Seitenstraße ein, als gäbe es in Indien keine Verkehrsvorschriften. Betrunkene steuern ihre Wagen mit Rücksichtslosigkeit. Ich verliere die Freude am Autofahren, auch als Fahrgast. Es ist unbeschreiblich nervenaufreibend, als Inhaber einer Fahrerlaubnis neben dem Fahrer sitzen zu müssen. Ich sehe nur noch die Straße. Ich fahre mit, bremse mit. Ich zerbeiße Flüche auf den

Lippen, wenn der Wagen, der uns soeben überholt hat, plötzlich vor uns links einbiegt und mit Sicherheit unseren Kühler rammen würde, wenn unser Fahrer nicht Augen hätte wie ein Luchs. Kalter Schweiß tritt mir auf die Stirn, wenn der Wagen vor uns plötzlich bremst und kein Stopplicht aufflammt, weil keines vorhanden ist. Ich unterdrücke einen Schrei, wenn plötzlich ein Heiliger mit langem über den Rücken herabfallendem Haar wenige Meter vor unserem Auto vom Fußweg auf die Straße tritt. Die Bremsen kreischen. Der Wagen rutscht quietschend auf der heißen Straße und stellt sich quer, aber der Mann läuft wie ein Schlafwandler durch den dichten Verkehr zur anderen Straßenseite. Rikschakulis ziehen schweißüberströmt ihre zweirädrigen Karren durch das Straßengerümpel. Ihre nackten Füße traben über den glühend heißen Asphalt. Der Rikschakuli läuft, als hätte er Scheuklappen vor den Augen. Die Riksha verdeckt ihm die Sicht nach hinten. Wenn er seine Laufrichtung ändert, kann er kein Zeichen geben. Er sieht aber auch nicht, wenn er überholt werden soll. Doch unser Chauffeur ist ein Meister seines Fachs. Er kennt die Mentalität seiner Landsleute so genau, daß er oft schon reagiert, bevor die Gefahr sichtbar wird. Nichts erschüttert ihn. Und wenn der andere noch so tollkühn und rücksichtslos fährt, er registriert es ohne Kopfschütteln und läßt sich zu keinem Schimpfwort hinreißen. Trotzdem wir seine Ruhe schätzen, sein artistisches Können am Lenkrad bewundern und obwohl uns seine überaus schnelle Reaktionsfähigkeit verblüfft, legt sich die Beklemmung erst, als wir nach Tagen das „Mitfahren“ aufgeben und einfach die Augen schließen, wenn Gefahr droht. Wir betreiben eine „Vogel-Strauß-Politik“.

Wir verlassen die breite Hauptstraße und biegen in eine Gasse ein, wo sich eine Horde nackter Kinder jauchzend vor Begeisterung um einen Hydranten versammelt hat. Das trübe, gelbbraune Wasser, das gurgelnd aus dem dicken Rohr hervorquillt, dient der Erfrischung und dem Spiel. Sie legen sich unter die Fontäne und lassen sich den dicken Strahl auf den Rücken klatschen. Sie wälzen sich in der lehmigen Flut, bespritzen sich und die arglosen Passanten in fröhlichem Eifer und sind ganz dem vergnügten Spiele hingegeben. In breiter Bahn fließt das Wasser auf dem Rinnstein entlang. Ein kleiner Bach, der Schmutz, Papierfetzen und andere Abfälle fortspült, der aber auch von den Ärmsten der Armen, die auf der Straße wohnen, als willkommene Waschgelegenheit für Körper, Töpfe und Kleider benutzt wird.

Friseur bedienen ihre Kunden auf der Straße. Ein Ziegelstein ersetzt den Sessel. Der schwarze Regenschirm in der Hand des Kunden schützt auch den Friseur vor den brennenden Strahlen der Sonne. In einem Spiegelscherben kann der Frisierte die Kunst des Meisters bewundern. Friseure sind vielbeschäftigte Menschen. In jeder Straße sind sie zu finden. Nie sind sie müßig. Ihre Preise sind sehr bescheiden. Auch der Arme kann sich einen ordentlichen Haarschnitt leisten.

Wir haben den vielgerühmten Jaintempel erreicht. Am Tor nimmt uns ein Fremdenführer in Empfang. Er will uns das Schönste zeigen, was Kalkutta dem Fremden zu bieten hat. Wir sind enttäuscht, denn der Jaintempel von Kalkutta, vor neunzig Jahren von einem reichen indischen Kaufmann erbaut, ist ein Glanzstück der Zuckerbäcker-Architektur. Im Garten sieht man statt Blumenschmuck große steinerne Rosetten, in denen mit viel Fleiß kleine und große Steinchen und bunte Glasstückchen so angeordnet und zusammengesetzt worden sind, daß der Eindruck von reichverzierten Riesentorten entsteht. Im Park verteilt stehen kleine und große Statuen: Frauengestalten, dem griechischen Altertum entlehnt, mit Silberbronze überzogen, neben strammen, ebenso versilberten Soldaten, dazwischen Kinder mit riesigen Köp-

fen. Die Plastiken haben eine gewisse Ähnlichkeit mit den Statuen eines Wachsfigurenkabinetts. Der Tempel selbst ist aus Millionen kleiner Mosaiksteinchen, Spiegelstückchen und buntem Glas zusammengesetzt, überladen, mit Türmchen, Spitzchen und Schnörkelchen. Im Inneren findet man auf Schritt und Tritt Spiegel. Schwere Kronleuchter streuen und reflektieren das Licht.

Der Jainismus wurde im 6. Jahrhundert v. u. Z. von Vardhamana, einem Prinzen des königlichen Jnatri-Clans von Vedeha, begründet. Der Prinz wurde Jina, der Konqueror, genannt, und von diesem Namen leitet sich das Wort Jaina ab. Wie beim Buddhismus stand auch beim Jainismus nicht die Gottverehrung im Vordergrund, sondern das Bemühen, im Sinne der Religion ein ethisch einwandfreies Leben zu führen. Götter spielen in diesen Religionen nicht die überragende Rolle. Auch sie können den Weg zum Nirwana, zu dem von allen Gläubigen erstrebten Ziel des Seins, in das der Mensch einget, wenn er durch zahlreiche Wiedergeburten geläutert ist und vollkommen wurde, nur über das Erdenleben erreichen. Nur der als Mensch geborene Gott hat Eintritt ins Nirwana. Die Jain-Religion bürdet ihren Gläubigen manche Last auf. Das ist einer der Gründe, weshalb sie sich nicht so verbreitete und so populär wurde wie der Hinduismus und der Buddhismus. Die wichtigste Forderung lautet: Du sollst nicht töten! Ein Gebot, das die Jains so ernst nehmen, daß es uns fast unglaublich erscheint. Sie nehmen selbst Wanzen und Mücken in ihren Schutz. Der Jain trägt ein Stück Tuch zwischen den Lippen, damit er nicht versehentlich ein Insekt einatmet. Er hat den Blick beim Gehen zu Boden gewandt, damit er keinen Wurm zertritt, und wenn die festlichen Umzüge der Jains stattfinden, laufen Feger voraus, um die kleinen Lebewesen von der Straße zu kehren. Der Gläubige wird kein Wasser trinken, das nicht mehrmals gefiltert wurde, und wehrt die Moskitos nicht ab, die sein Blut saugen. Die Läuse in seinen Kleidern führen ein ungestörtes Dasein, und die Wanzen sind unbelästigte Bettgefährten. Reiche Jains können es sich leisten, ihre Wanzen mit dem Blut anderer zu füttern. Sie mieten sich einen Menschen und lassen ihn in ihren Betten schlafen, damit sich die Plagegeister gesättigt haben, wenn der Herr zur Ruhe geht und er verhältnismäßig ungestört schlafen kann. Ein gläubiger Jain speist nicht nach Einbruch der Dämmerung, weil sich Insekten auf seine Nahrung setzen könnten, die er dann versehentlich mit essen würde. Selbstverständlich lebt der Jain vegetarisch. Nur verschiedene Pflanzen sind als Nahrung erlaubt. Aber seine Religion verbietet dem Jain auch verschiedene Berufe. Er kann weder Fischer noch Bauer werden, denn auch beim Pflügen des Bodens werden Tiere getötet. Selbst als Arbeiter an einer Maschine fürchtet der Jain, ungewollt zum Mörder von Insekten zu werden, die zufällig in die Reichweite der Maschine gelangen. So sind die Jains vorwiegend Händler.

Weitere Gebote fordern Aufrichtigkeit, Vermeidung jeder Art von Gewalt, eheliche Treue und Mäßigung im Besitz weltlicher Werte. Der Diebstahl ist verfehmt.

Vor geraumer Zeit haben sich die Jains in zwei Sekten gespalten: in Digamaras und Svetambaras. Erstere glauben, das Tragen von Kleidern schade der Seele und betrachten die Luft als das einzig erlaubte Kleidungsstück derer, die ins Nirwana eingehen wollen. Deshalb laufen sie nackt, aber demütig und würdevoll zugleich, auch durch die Straßen der modernen Großstädte. Sie sind der Meinung, daß Frauen das

Weit ausladende Hörner sind die gefährlichen Waffen der wilden Wasserbüffel. Die zahmen Hausbüffel tragen bedeutend kleinere Hörner.





Nirwana verwehrt bleibt, es sei denn, sie werden zuvor als Mann geboren. Auch ist die Frau vom klösterlichen Leben ausgeschlossen.

Die Svetambaras tragen weiße Kleider und betrachten die Frauen innerhalb der Religion als gleichberechtigt. Es gibt Nonnenklöster für Frauen, die das „höhere“ Leben erwählt haben.

Die gegenwärtige Zahl der gläubigen Jains in Indien dürfte zwei Millionen kaum übersteigen. Der Begründer dieser Religion war ein Zerstörer der Kasten. Die heutigen Jains sind stark kastengebunden und verheiraten sich gern mit Hindus der gleichen Kaste. Deshalb geht auch immer mehr vom ursprünglichen Gedankengut verloren. Die Grenzen zwischen den Religionen verwischen sich. Der Jainismus ist auf dem Wege, das Schicksal des Buddhismus in Indien zu teilen — nämlich vom Hinduismus absorbiert zu werden.

Wir gehen zum Ausgang. Der Fremdenführer hält ein Gästebuch bereit. Darin sollen wir außer unserem Namen auch den Eindruck niederschreiben, den der Jain-Tempel auf uns gemacht hat. Wir wollen die Wahrheit schreiben. Aber der brave Mann, überzeugt von der einmaligen Schönheit seines Tempels, schaut so erwartungsvoll mit seinen großen Kinderaugen zu, Wort für Wort buchstabierend, daß wir's nicht über das Herz bringen, ihn zu enttäuschen. So schreiben wir zögernd „beautiful“ in das Buch, legen ein Bakschisch daneben und verlassen den Tempel.

Die Mittagshitze liegt lähmend über der Stadt. Unsere Hemden kleben am Körper. Wir fahren zum Wohnhaus, essen Mittagbrot, baden und strecken uns auf den Betten im luftgekühlten Schlafrum aus. Heute ist es besonders schwül. Das Thermometer zeigt 35 Grad bei einer Luftfeuchtigkeit von 96 Prozent. Wir haben noch verschiedene Besorgungen für unsere Reise nach Assam zu machen. Ein Taxi bringt uns zum Markt. Es ist nicht schwer, in Kalkutta einen Mietwagen zu bekommen. Man braucht sich nur an den Straßenrand zu stellen und Ausschau zu halten. Die Taxis sind an ihrem leuchtend gelben Dach leicht zu erkennen. Meist genügt es schon, als Europäer durch die Stadt zu gehen, und die Taxis werden wie von einem Magnet angezogen. Sie halten unaufgefordert, und die Chauffeure vollführen mit ihren heiser bellenden Gummiballhupen ein Konzert. Die Beförderungsgebühren sind niedrig. Eine halbe Rupie beträgt die Grundgebühr. Das ist die Mindesteinnahme für den Chauffeur. Der Fahrgast fährt die entsprechende Strecke für die halbe Rupie ab, ehe der Taxameter weiterrückt. Am Markt werden wir wieder von Bettlern bestürmt. Männer mit großen leeren Körben zeigen uns eine Metallmarke, die sie als lizenzierte Gepäckträger ausweist. Sie wollen uns begleiten und unsere Waren tragen. Für Zigaretten, Seifenpulver, Rasierklingen und andere Kleinigkeiten benötigen wir keinen Träger. Wir weisen sie freundlich, aber bestimmt ab, doch ohne Erfolg. Sie folgen uns, sprechen unermüdlich auf uns ein, drängen ihre Dienste auf, sagen: „This way, Sir“ und „This way, Lady“, ohne zu wissen, was wir kaufen wollen. Ihr Eifer ist verständlich, wenn man berücksichtigt, daß sie nicht nur das Trägergeld erhalten, wenn es ihnen gelingt, einen Kunden zu gewinnen, sondern gleichzeitig eine Provision von jedem Geschäft, in dem der Kunde kauft. Die Markthalle ist ein Verkaufszentrum mit Geschäften jeder Art. Lebensmittel, Bekleidung, Lederwaren, Uhren,

Mitunter kann es geschehen, daß sich ein wilder Wasserbüffelbulle in eine zahme Hausbüffelkuh verliebt. Aus einer solchen Verbindung ging das kleine Kälbchen hervor, das noch das braune Kindheitskleid der wilden und zahmen Büffel trägt.

Schmuck, Blumen, Reiseandenken, Medikamente, Tabakwaren, Bücher — alle Dinge des täglichen Bedarfs werden dort angeboten. Wir kaufen und verlassen die Halle. Die leisen Schritte des barfüßigen Trägers sind noch immer neben uns. Er kann es nicht fassen, daß er mit Neulingen, als die er uns instinktsicher einschätzt, keine Geschäfte machen kann.

Es ist noch heißer, noch feuchter geworden. Die drückende Schwüle wird zur Qual. Graue Wolkenberge türmen sich drohend über der Stadt auf, von der fahlen Sonne seltsam durchlichtet. Die ersten schweren Tropfen fallen. Wir suchen ein Taxi. Doch der Mann mit dem Korb hat unseren Wunsch vorausgesehen. Schon hat er einen Wagen entdeckt, winkt ihn heran, reißt den Schlag auf und lädt uns mit erwartungsvoller Geste ein, Platz zu nehmen. Wolfgang drückt ihm ein Geldstück in die Hand. Triumphierend zieht er damit ab. Seine Ausdauer hat sich gelohnt. Schnell fahren wir zum Wohnhaus zurück. Der Fahrer ist betrunken. Es ist ein Sikh, der ganz gegen Vorschrift und Brauch seinen Turban abgelegt hat. Seine Trunkenheit hat ihn dazu ermuntert. Es ist unschicklich für einen Sikh, sein Haar zu zeigen, das auf dem Kopf zu einem Knoten zusammengedreht ist. Er will sich mit uns unterhalten, deshalb dreht er sich in voller Fahrt nach uns um. Ich fühle, wie mir das Blut aus dem Kopf weicht. Für einen Augenblick unterbricht der Chauffeur seine Rede, fährt im Bogen um einen Ochsenkarren, den er bald auf den Kühler genommen hätte, und setzt die lebensgefährliche Unterhaltung fort. Dann entsinnt er sich seines Turbans. Er bindet ihn während der Fahrt um. Die Rechte ruht locker auf dem Lenkrad. Die Linke schlingt das viele Meter lange Tuch um den Kopf. Nun scheint er müde zu werden, denn sein Kopf sinkt immer wieder auf die Schulter herab. Bevor er aber endgültig einschläft, erreichen wir unser Ziel.

Das Gewitter ist noch weit entfernt. Nur selten folgt dem Wetterleuchten ferner Donner. Die Luft ist schwer und lastet atembeklemmend auf uns. Sogar die Krähen schweigen. Nur die Fledermäuse huschen durch den Garten. Wind kommt auf, treibt dürre Blätter über den Asphalt, weht Papier hoch und jagt es mit Staubwolken durch die Straßen. Er peitscht die Zweige der Bäume. Die zierlichen Stämme der Betelnußpalmen krümmen sich tief zum Boden herab. Da zerreißt der erste grelle Blitz die schwarze Wolkenwand. Der Donner kracht. Fast im gleichen Augenblick setzt der Regen ein. In schweren Tropfen klatscht er auf die Straße und wird zur grauen milchigen Wand von unserem Fenster. Zehn Minuten tobt das Wetter, dann ist der Spuk vorüber. Die Wolken verziehen sich, und der Mond tritt weiß und klar hinter den Palmen hervor.

Heute fliegen wir endlich nach Assam! Obgleich wir den kurzen Aufenthalt in der Stadt unbedingt brauchten, um uns vor der anstrengenden Arbeit unter ungünstigen klimatischen Bedingungen etwas dem Lande anzupassen, brennen wir doch vor Ungeduld, nach Assam zu gehen. Die Panzernashörner locken! Letztes Händeschütteln mit den deutschen Freunden, ein ermunterndes „Hals- und Beinbruch“, dann steigen wir in den grauen Landmaster.

„Laßt heute die Wagenfenster geschlossen!“ rufen uns die Freunde nach. „Die Inder feiern heute den Frühlingsanfang.“

Bevor wir fragen können, was die Wagenfenster mit dem Frühlingsfest zu tun haben, sind wir aus dem Hof heraus auf die Straße gefahren und tauchen bald im Verkehrsgewimmel unter. Die Sonne geht auf. Ihr rotes Licht liegt auf den Dächern, spiegelt sich funkelnd in den Fensterscheiben und ruht auf den Schläfern in den Straßen.

Frauen liegen hingestreckt, straff in ein Tuch eingewickelt. Nur die nackten Füße schauen hervor. Der Kopf ist verhüllt. So liegen ganze Familien auf der Straße. Haben wir nicht schon oft gemurrt, wenn im Hotel das Bett unbequem war? Diese Ärmsten der Armen besitzen kein Bett und kein Dach über dem Kopf. Wo schlafen sie, wenn der Monsun seinen Regen auf die Stadt schüttet?

In manchen Straßen sind die Schläfer schon erwacht. Sie hocken am Rinnstein, putzen sich die Zähne und waschen sich. Kinder spielen im Staub.

Je weiter wir uns von Kalkutta entfernen, je näher wir Dum-Dum, dem Flughafen dieser Stadt, kommen, der seinen Namen nach dem Vorort von Kalkutta erhielt, in dem die Dum-Dum-Geschosse während des ersten Weltkrieges hergestellt wurden, desto bunter wird das Bild. Rechts und links der Straße haben fliegende Händler ihre Verkaufsstände errichtet: Tische oder Bretter, auf denen hohe bunte Haufen pulverisierter Wasserfarbe liegen. Ihr Geschäft geht heute gut! Die meisten Käufer sind Kinder. Eine kupferne Münze fest in die kleine Faust gepreßt, eilen sie herbei und kaufen Farbe. Vorsichtig wird sie nach Hause gebracht, in eine Spritzflasche gefüllt, mit Wasser aufgeschwemmt und geschüttelt. Dann tragen sie die Farbspritze hinter dem Rücken verborgen auf die Straße. Der nächste Passant, der ihnen in den Weg läuft oder fährt, gleich, ob Kind oder Erwachsener, ob Inder oder Europäer, bekommt seine farbige Dusche. Das ist das Frühlingsfest, vor dem wir gewarnt wurden. Wer nicht aufgepaßt, ist in kurzer Zeit von oben bis unten naß und bunt. Die Inder ziehen sich an diesem Tage ihre schlechtesten Kleider an. Sie ärgern sich nicht, wenn sie mit Farbe bespritzt werden. Sie freuen sich mit den Kindern auf den Frühling, der die trockenen, verstaubten Sträucher und Bäume und die sonnenverbrannten Wiesen mit bunten Blüten schmücken wird.

Eifrig huschen die Kinder durch die Straßen. Mancher arglos Schlafende bekommt eine Ladung Farbe ab. Selbst Pferde, Kühe, Ziegen und Hunde werden nicht verschont. Wir haben Glück, daß wir im geschlossenen Wagen sitzen.

Unser Fahrer berichtet, daß dieses Farbenfest einen recht praktischen Sinn haben soll. In der kühlen Jahreszeit, die nun hinter uns liegt, baden viele Inder nicht gern, weil sie frieren. Die Farbduschen zwingen sie zu einem ausgiebigen Bad. Ob diese Auslegung richtig ist, erscheint zweifelhaft. Oft geht bei solchen traditionsgebundenen Handlungen der ursprüngliche Sinn verloren.

Auf dem Flughafen sind wir von den Farbspritzern der Kinder geschützt. Im Luftwirbel der Ventilatoren warten wir, bis unsere Maschine aufgerufen wird. Menschen aller Hautfarben hasten aneinander vorüber. Fast pausenlos gibt eine Frauenstimme im Lautsprecher Hinweise an die Passagiere. Das ohrenbetäubende Pfeifen einer eben gelandeten Maschine schrillt dazwischen. Die Stewardess führt uns zum Flugzeug. Es ist eine kleine Dakota, ein zweimotoriges Flugzeug, das uns nach Jorhat fliegt. Unsere Reisegefährten sind Inder, bis auf eine Ausnahme, einen jungen Engländer, der seit fünf Jahren in Jorhat lebt und wissenschaftliche Teeforschung betreibt. Sikhs, Mohammedaner, Christen und Hindus bevölkern die Passagierkabine des Flugzeuges, das jetzt unter dem Dröhnen der Motoren zittert wie ein Rennpferd vor dem Start. Die Maschine steht vor der Rollbahn. Der Pilot hat die beiden Motoren probelaufen lassen. Schon jagt das Flugzeug über die glatte Bahn. Wir werden gegen die gepolsterte Sessellehne gedrückt. Jeder Start ist für uns ein Erlebnis.

Helles, frohes Kinderlachen ertönt. Drei kleine Mädchen klettern auf den Oberschenkeln und Armen ihres Vaters herum. Er kann froh sein, daß seine zwei anderen

Töchter noch zu klein sind, um sich an der Balgerei zu beteiligen. Das Jüngste ist erst wenige Monate alt und wird in den braunen Armen seiner Aja, dem Kindermädchen, gewiegt. Das andere Töchterchen sitzt still neben der Mutter. Sie muß sehr vermögend sein, denn an Ohren, Nase und Fingern funkeln Brillanten, und an den Handgelenken schimmert rotes Gold. Der Vater ist groß und breitschultrig. Seine Stirn ist mit unzähligen Schweißperlen benetzt. Das Hemd ist durchschwitzt, aber er hat trotz der Hitze Spaß am Übermut seiner Kinder. Er läßt sich von ihnen das Haar zerrauen, die Finger verbiegen und gestattet ihnen, seine Schenkel als Trampolin zu benutzen. Zärtlich tätschelt er ihnen die Wangen, küßt sie liebevoll auf den Mund und füttert sie mit Keksen. Indische Väter sind ideale Väter. Nach einer halben Stunde wird es still im Flugzeug. Die drei Rangen schlafen aneinandergeschmiegt wie kleine Katzen im Schoße des Vaters, der endlich Zeit hat, sich den Schweiß abzutrocknen.

Im Flughafengebäude von Gauhati, unserer ersten Zwischenlandestation, sitzt die Familie uns gegenüber. Verstohlen betrachten uns die Kinder. Ein dreijähriges kommt auf uns zu, bleibt vor uns stehen und schaut uns an. Ich spreche mit dem Kind. Es wird verlegen und steckt den Finger in die Nase. Dann zieht es den Saum vom duftigen Perlonkleidchen zum Mund hoch und kaut bedächtig darauf herum. Langsam geht es Schritt für Schritt rückwärts zu seinen lachenden Eltern zurück. Wieder sitzen wir im Flugzeug, wir fliegen über Tezpur nach Jorhat. Unter uns zieht breit und behäbig der Brahmaputra, der große Strom des Nordens. Seine Fluten bringen dem Land Fruchtbarkeit und Zerstörung. Tausenfach verzweigt und verästelt, mit großen und kleinen Sandbänken, die ihre Rücken aus dem Wasser hervorwölben, mit weiten versandeten Ufern, die in der Monsunzeit vom Wasser überrannt werden, fließt der Brahmaputra dem Meer zu. In der Regenzeit wird er zum Flußmeer. Er wächst nicht allmählich. Eine Flutwelle wälzt sich über die Ebenen. In wenigen Stunden steigt das Wasser um viele Meter, um erst nach Monaten wieder zu sinken. Der Strom ist an kein festes Bett gebunden. Nach jeder Flutzeit nimmt er einen anderen Lauf. Ein regulierter und seiner zerstörenden Kraft beraubter Brahmaputra könnte dem Land Glück und Wohlstand bringen: Sicherheit für die Menschen, fruchtbare Felder mit mehreren Ernten im Jahr, gefahrlosen Schiffsverkehr, Elektrizität und tausend andere Fortschritte.

Wir haben Tezpur erreicht, einen Flughafen, der nur aus einer Rollbahn und drei mit Wellblech gedeckten Häusern besteht. Inderfrauen haben sich mit ihren Kindern eingefunden, um Landung und Start des Flugzeuges mitzerleben. Auch ein Trupp Männer steht dabei, wild aussehende Gesellen, nur mit Hemd und Lendenschurz bekleidet. Sie tragen Pfeil und Bogen. Ihre Lippen sind blutrot vom Betelkauen. Die Postsäcke werden abgeladen, und nach kurzem Aufenthalt starten wir wieder.

In der aufströmenden heißen Luft wird das Flugzeug hin und her geworfen. Aber wir „opfern“ nicht. Wieder liegt unter uns der Brahmaputra. An seinen Ufern dehnen sich große Teeplantagen weit in das Land hinein aus. Kaziranga taucht auf. Ein riesiges Gebiet, mit Tümpeln und Seen durchsetzt, von sumpfigen Wiesen und mit hohem Elefantengras bedeckt. Kleine lichte Wälder stehen in den Grasdüngeln. Große Gebiete sind schwarz, vom Feuer verbrannt. Wir spähen angestrengt nach Tieren aus, aber unsere Maschine fliegt zu hoch. Sind die beiden grauen Felsblöcke mitten im Grün des Grases Elefanten? Dann folgen wieder Teeplantagen, Straßen, und nun erblicken wir eine Stadt. Jorhat ist erreicht.

Wir haben beim Forstamt in Jorhat brieflich einen Wagen bestellt, der uns vom Flugplatz zu unserem Bungalow im Nashornreservat Kaziranga bringen soll. Er wurde uns zugesichert, aber der Wagen ist nicht da. So stehen wir mit unserem Gepäck in der Sonnenhitze auf der staubigen Straße. Eine halbe Stunde warten wir geduldig. Jedes ferne Hupen weckt in uns die Hoffnung. Ein Telefongespräch mit dem Forstamt gibt uns die Gewißheit, daß der Wagen unterwegs ist und in wenigen Minuten hier eintreffen muß. Unsere frohe Laune kehrt wieder. Wir zünden uns eine Zigarette an und warten auf das Auto. Was wir mit diesem Vehikel erleben, entnehme ich Wolfgangs Tagebuch:

„Nach wenigen Minuten fährt ein Auto vor, das in allen Fugen klappert. Ein Forstbeamter steigt aus und entschuldigt sich, daß er keinen besseren Wagen aufreiben konnte. Es sei Feiertag und deshalb sehr schwierig, einen Kraftwagen zu finden. Er hoffe aber, daß wir Kaziranga auch mit diesem Wagen erreichen werden. Ich halte diese Hoffnung für einen völlig unbegründeten Optimismus, denn die Karosserie droht auseinanderzufallen. Zur Sicherheit gibt er uns noch einen Autoschlosser mit. Wie wir später erfahren, ist dieser Wagen aus der Reparaturwerkstatt entliehen. Dort wurde er wegen zahlreicher Schäden eingeliefert, die wir sehr bald kennenlernen sollten. Ich werde diese Fahrt von Jorhat nach Kaziranga nie vergessen. Der Anlasser funktioniert nicht. Eine Tür ist verklemmt und öffnet sich nur, wenn der Fahrer sich mit aller Kraft dagegenwirft. Die Sessel haben sich in zwei Teile aufgelöst. Zwischen der Rückenlehne und dem Sitz klappt ein breiter Spalt, in dem wir bei jedem Sprung des Wagens — und er springt sehr oft über Schlaglöcher hinweg — zu versinken drohen. Federn scheinen nicht mehr vorhanden zu sein, denn wir werden durcheinander geschüttelt, als säßen wir auf einem bockenden Maultier. Die Fensterscheibe hat ein großes Loch, durch das der Staub der Straße in das Innere des Wagens dringt, und das Einfüllrohr für den Benzintank hat sich selbständig gemacht, so daß bei jedem Schlagloch Benzin aus dem Tank schwappt. Der Fahrer und der Autoschlosser, in deren Händen unser Schicksal liegt, verstehen kein Wort Englisch. Eine Verständigung ist also unmöglich, denn sie sprechen nur Bengali oder Hindi. Um das zweifelhaft Vergnügen dieser Fahrt noch zu erhöhen, bemühen sich die Kinder, die am Straßenrand stehen, ganz Kübel mit Wasserfarbe in den Wagen zu schütten. Da sich ein Fenster nicht schließen läßt und von einem anderen nur noch die halbe Glasscheibe vorhanden ist, müssen wir, wenn Kinder auftauchen, in Deckung gehen. Auch der Fahrer duckt sich, wenn die mit flüssiger Farbe gefüllten Bambusstengel gegen den Wagen geschleudert werden. Weil das Lenkrad einen Spielraum von wenigstens drei Handbreiten hat, torkelt dann der Wagen jeweils von einer Straßenseite auf die andere. Wunderbarerweise rollt er nie in den Straßengraben. Aus dem gleichen Grund ist das Befahren der Brücken, die über Kanäle und kleine Arme des Brahmaputra führen, ein Wagnis, denn die Brücken sind nur halb so breit wie die Straßen und haben nicht sehr widerstandsfähige Holzgeländer. Die Straße ist für indische Verhältnisse gut, aber hin und wieder überqueren Wasserabflußgräben die Fahrbahn. Sie werden von unserem Fahrer leider nicht zeitig genug erkannt, so daß wir von unseren Sitzen hochgeschleudert werden und mit den Köpfen gegen die Decke des Wagens prallen. Schon nach wenigen Kilometern sind wir wie gerädert. Dicke Staubwolken, vermischt mit Benzindampf, der dem offenen Tank entströmt, füllen das Innere unseres Autos. Trotzdem zünden sich unsere Begleiter eine Zigarette nach der anderen an. Ich rechne mit der Möglichkeit, daß die Benzingase sich

entzündend und wir fluchtartig den Wagen verlassen müssen und denke mir einen Rettungsplan aus: Zuerst das Gepäck zur linken Tür hinauswerfen, dann selbst durch die rechte Tür entweichen. Zu meiner Beruhigung stelle ich fest, daß die beiden hinteren Türen sich leicht öffnen lassen. Wir fahren durch große Teeplantagen, an sumpfigen Wiesen vorbei, in denen Wasserbüffel stehen, durch Dörfer und kleine Städte. Die Fahrt durch die Dörfer gleicht einen Spießbrutenlauf. Mit Freundengeschrei begrüßen die Kinder unseren Kraftwagen, und wenn sie keine Farbe haben, die sie verspritzen können, werfen sie mit Erde. Immer wieder müssen wir uns ducken, um den nassen oder harten Geschossen zu entgehen. Ich bin unserem Fahrer sehr dankbar, daß er seine Reparaturen am Benzintank nur auf freier Landstraße vornimmt. Es ist unvorstellbar, wie wir aussehen würden, wenn wir in einem Dorfe halten müßten. Mindestens alle fünfzehn Kilometer wird der Füllstutzen am Tank mit Lappen abgedichtet.

Die Menschen, denen wir auf der Straße begegnen, ähneln sehr den Siamesen. Sie haben breite Gesichter, geschlitzte Augen, und ihre Hautfarbe gleicht heller Milchschokolade. Die Frauen haben durch die Nasenflügel und die Nasenscheidewand Messingringe gezogen. Manche schleppen schwere Lasten, die sie wie die Kikuyus in Ostafrika mit einem Stirmband tragen. Kleine Strecken der Straße sind asphaltiert. An einer Stelle haben Straßenarbeiter frischen, noch flüssigen heißen Asphalt ausgestrichen, was aber unseren Fahrer nicht hindert, in unverminderter Geschwindigkeit darüber hinweg zu rasen. Der Asphalt spritzt nach allen Seiten. Schreiend springen die Arbeiter, vor der heißen Dusche Schutz suchend, in den Straßengraben.

An einer Tankstelle halten wir und füllen Benzin ein. Unser Autoschlosser kauft in einem kleinen Laden Betelnüsse und bietet auch uns einen solchen Leckerbissen an. Wir lehnen dankend ab. Die Nuß wird gut durchgekaut. Ihr Saft färbt Lippen, Zunge und Speichel blutrot.

Nach drei Stunden zermürender Fahrt erreichen wir völlig zerschlagen Kaziranga. Unsere gedrückte Stimmung schlägt blitzartig auf „Schönwetter“ um, als wir den Bungalow sehen, in dem wir für die nächsten Wochen wohnen werden. Fast kann man vergessen, zum Arbeiten hierher gekommen zu sein, denn das leicht und luftig gebaute Haus ist so sauber und einladend, daß man die Ferien hier verbringen möchte, wäre nicht die furchtbare Hitze und Feuchtigkeit. Drei Männer kommen uns freundlich entgegen und schütteln uns die Hand. Es sind der Distriktsförster, der hier auf der Forststation einen Kontrollbesuch macht, der Zoodirektor von Lucknow, der für seinen Garten ein Panzernashorn erworben hat, und der Forstassistent von Kohora, mit dem wir in den nächsten Wochen zusammen arbeiten werden. Sie überfallen uns mit einem Wortschwall indisch ausgesprochenen Englischs, von dem wir nur wenige Brocken verstehen. Wir fühlen uns zerschlagen und hilflos. Zur Unterhaltung können wir nicht mehr beisteuern als ein Nicken, ein freundliches Lächeln und ein zaghaftes „Yes“, weil wir oft nicht genau wissen, ob es sich empfiehlt, eine Frage, die wir nicht verstanden haben, mit „Ja“ zu beantworten. Allmählich gewöhnt sich unser Ohr an die fremde Aussprache. Und als die Inder langsamer sprechen, um uns verständlicher zu sein, können wir fast jedes Wort aufnehmen. Ein Diener bringt uns Tee, der so dunkel ist wie Mokka. Wir trinken ihn nach indischer Art mit viel Zucker und Sahne, um den bitteren Geschmack zu mildern. Die Wirkung ist überraschend. Unsere Müdigkeit verfliegt. Wir fühlen uns wieder frisch und unternehmungslustig, wenn auch unser Herz pocht, als hätten wir einen 10 000-Meter-

Lauf hinter uns. Das Zimmer ist zweckmäßig und sauber. Die Moskitonetze über den Betten erinnern uns an Afrika. An der Decke hängt ein Ventilator. Ich schalte ihn ein, denn es ist heiß und schwül im Raum. Aber er bewegt seine Flügel nicht. Auch die Lampen brennen nicht. Die elektrische Anlage wird mit Benzin gespeist, und so schaltet man sie aus Sparsamkeitsgründen erst am Abend ein.

Wir hängen die Kameras über die Schulter und machen einen Spaziergang zum frischgefangenen Nashorn, das für den Lucknow Zoo bestimmt ist und in einem Kral, nicht weit von unserem Rasthaus entfernt, untergebracht sein soll. Der Weg führt uns durch eine Teeplantage. Am Wegrand liegen die Spuren von Elefanten. Die Riesenäpfel stammen von den zahmen Arbeitselefanten der Forststation Kohora, die uns ab morgen täglich auf ihren breiten grauen Rücken in den Sumpf der Panzernashörner tragen sollen. Weit von uns, im Dunst des späten Nachmittags, liegt der breite Gürtel des Sumpfsgrases, die Heimat der Panzernashörner.

Frauen gehen an uns vorüber. Sie sehen anders aus als die Inderinnen, denen wir bisher begegneten. Sie sind klein, breitschultrig und muskulös. In ihren Gesichtern wölben sich die Backenknochen stark hervor. Ihre Augen sind mandelförmig. Die vollen Lippen sind vom Betel leuchtend rot gefärbt. Das schwarze straffe Haar ist im Nacken geknotet. Vom Scheitel über den Nasenrücken bis zur Kinnspitze zieht sich ein feiner blauschwarzer tätowierter Strich. Ihre Hautfarbe ist gelbbraun. Statt des Saris, der von fast allen Inderinnen getragen wird, haben sie ein handgewebtes dunkelblaues Tuch um die Hüften geschlungen. Die Brust ist bei jungen Mädchen mit einem zweiten Tuch verhüllt. Alte Frauen und stillende Mütter lassen sie unbedeckt. Sie gehören zu dem scheu und zurückgezogenen lebenden Bergvolk der Mikir, das hoch oben in den von dichtem Dschungel bewachsenen Bergen seine Dörfer errichtet hat. Die Frauen schleppen schwere Lasten. Auf ihrem Rücken tragen sie große Körbe, die mit langen Stücken schwerer Zimtrinde beladen sind. Die Körbe hängen an breiten Stimbändern, so daß die Frauen beim Gehen die Hände frei haben. Gebeugt laufen sie unter ihrer schweren Last. Sie haben einen weiten und beschwerlichen Weg hinter sich. Die Rinde wird im Dorf von einem Händler aufgekauft und der Farbenindustrie zugeleitet. Sie ist kein Gewürz, sondern sie dient der Farbgewinnung.

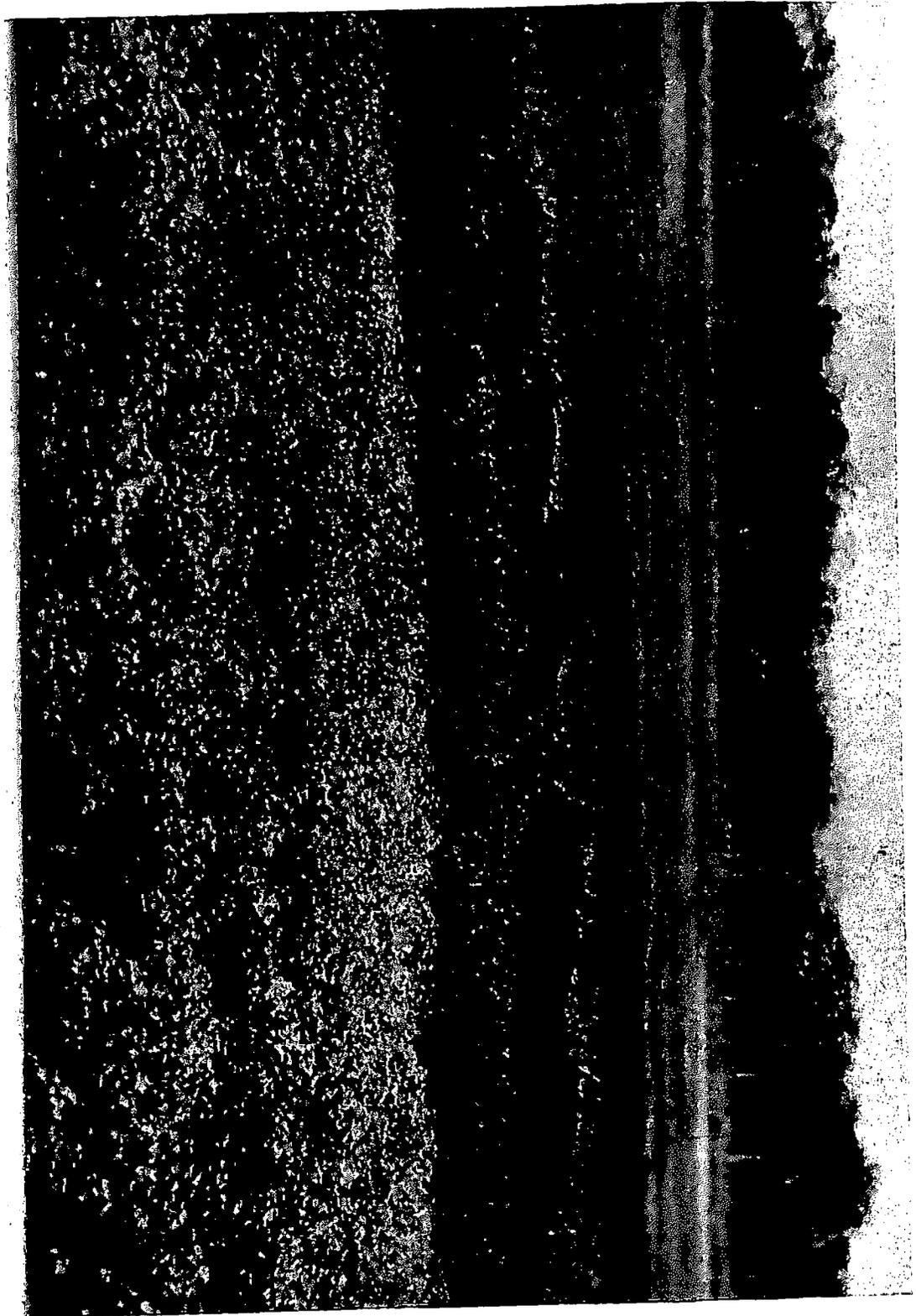
Nach kurzem Spaziergang treffen wir auf den Kral, in dem sich das Rhinoceros befindet. Baumstämme sind zu einem Zaun dicht nebeneinander tief in die Erde gerammt und mit Schlingpflanzen untereinander fest verbunden worden. Das ist eine Absperrung, die auch Nashornkräften trotzt, die vielleicht sogar dem Ansturm eines Elefanten standhalten würde. Außerhalb des Zaunes ist aus Bambusstangen eine Plattform angebracht, von der man das frischgefangene Tier beobachten kann, ohne von ihm bemerkt zu werden. Wir besteigen die schwankende Leiter und schwingen uns zu dem kleinen Balkon auf. Unter einem Schauer, der es vor den sengenden Sonnenstrahlen schützen soll, hat sich das Nashorn niedergelegt. Es ist ganz ruhig. Nur die großen Tüthenohren pendeln aufmerksam nach allen Seiten. Plötzlich steht es auf, richtet die Ohren nach vorn und lauscht. Das Nashorn hat seinen Wärter gehört, der gewandt über die hohe Absperrung klettert. In der Hand trägt er ein Bündel frisches, saftiges Gras. Unschlüssig macht das Nashorn einen Schritt nach vorn. Der Wärter lockt es leise. Wieder steht es und lauscht. Jetzt kommt es näher, tritt in den breiten schlammigen Wassergraben, der sein Gehege durchfließt, und verspritzt dort seinen Harn. Dann geht es auf den Wärter zu. Noch vor einem Monat streifte das

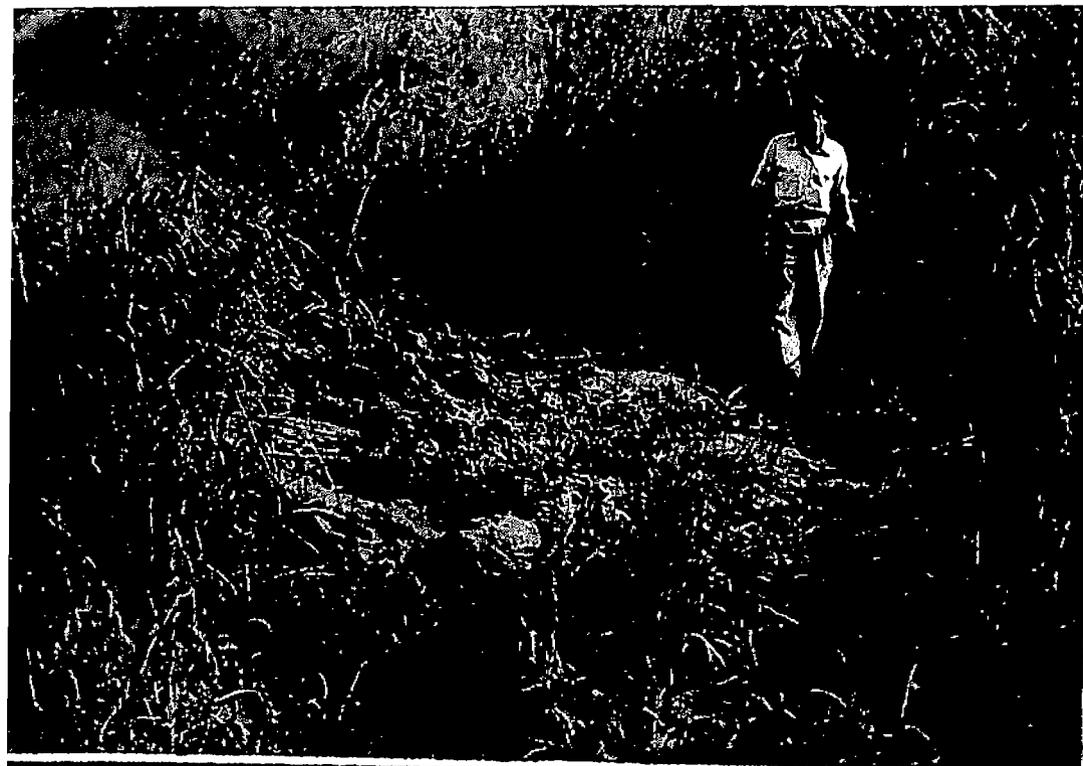
Tier durch die Sumpfgebiete von Kaziranga. Inzwischen hat es die Scheu vor dem Menschen verloren. Der Tierpfleger verhält sich ganz ruhig. Er hat sich niedergehockt und reicht seinem Schützling das Futter hin. Einen Meter vor dem Inder bleibt das Nashorn stehen und wittert. Der Pfleger ermuntert es, näher zu kommen. Er schwenkt das Bündel mit dem Gras hin und her. Einen Schritt kommt es näher und noch einen, dann streckt es den kurzen dicken Hals so weit als möglich aus, schiebt die hellrosa Oberlippe vor, ergreift mit ihr das Futter, zieht es in das Maul und kaut. Als es sein Schilfgras gefressen hat, versucht der Wärter, das Nashorn zu berühren. Es zuckt, als sei es von einer Stechfliege belästigt worden, wendet sich ab, stapft durch den Graben zu seinem Ruheplatz und legt sich wieder nieder.

Die Sonne ist am Brahmaputra versunken. Dunkelheit eilt über das Land. Im Dorf flammen die Küchenfeuer auf. Wir verlassen das Nashorn und kehren zu unserem Rasthaus zurück. Fledermäuse flattern über unseren Köpfen. Ein Käuzchen ruft dicht am Wege. Es sitzt in einem Schattenbaum, der alle Blätter abgeworfen hat. Wir können die Umrisse des Nachtvogels erkennen. Zu Tausenden schwirren Leuchtkäferchen um uns herum. Nur für den Bruchteil einer Sekunde flammen ihre Lämpchen auf, dann verlöschen sie wieder, um bald danach aufs neue entzündet zu werden. Dieses Blinkfeuer mutet an, als habe sich in ihre Lichtanlage ein Wackelkontakt eingeschlichen. Überall blitzen die kleinen Laternenträger. Wir fangen einen und tragen ihn im Taschentuch in unser Zimmer. Er entpuppt sich als ein schmaler, etwa einen Zentimeter langer Käfer. Am äußersten Ende des Hinterleibes ist auf der Unterseite ein Leuchtfleck angebracht, so groß wie eine Stecknadelkuppe. Jedesmal, wenn das Insekt den Hinterleib hochklappt, wird der leuchtende Fleck sichtbar. Und weil jetzt bei den Leuchtkäfern Hochzeit gefeiert wird, ist dies eine sinnvolle Einrichtung, das andere Geschlecht anzulocken. Das ist das Geheimnis der fliegenden Laternen.

Nach dem Abendbrot bereiten wir den folgenden Tag vor. Wir möchten gern zum Nashornsumpf reiten, aber das ist nicht möglich, weil morgen noch Feiertag ist und die Mahauts an Feiertagen nicht arbeiten. Zu Fuß kann man das Wildschutzgebiet nicht betreten. So beschließen wir, morgen noch einmal zum Kral zu gehen, um die Verladung des Lucknower Nashorns zu erleben und um das neue Nashorn zu begrüßen, das heute in eine der Fanggruben fiel und noch in dieser Nacht daraus befreit und zum Kral gebracht werden soll. Doch unser Plan scheint ins Wasser zu fallen, denn während wir uns noch unterhalten, trommeln die ersten Tropfen auf das Dach. Düstere Wolken hängen am Himmel. Als wir unser Zimmer aufsuchen, entleeren sie ihre Last. Es schüttert wie aus Eimern. Es knattert, kracht und knallt auf das Wellblechdach über unseren Köpfen, daß man glaubt, es hagelt. Doch das ist nur ein Wolkenbruch, wie er in Assam auch außerhalb der Monsunzeit nicht selten ist. In der Ferne grollt dumpf der Donner. Nach einer Viertelstunde ist der nächtliche Spuk vorüber. Der heftige Gewitterguß wird von einem feinen Nieselregen abgelöst. Wir sitzen vor unserem Zimmer. Ein Treppenhaus in unserem Sinne gibt es im Bungalow nicht. Die Zimmer im ersten Stockwerk — wo wir wohnen — werden über eine Außentreppe erreicht. Rings um das Haus läuft vor den Zimmern ein überdachter Balkon. Es ist angenehm, darauf zu sitzen: Wir schauen in den nächt-

Eine fliehende Herde von wilden Wasserbüffeln stampft durch den Sumpf an uns vorbei. Diese Eindrücke urwüchsiger Kraft werden nie aus unserer Erinnerung an die schöne Zeit im Reservat von Kaziranga schwinden. Eine letzte Oase der Wildnis.





lichen Dschungel, ohne vom Regen belästigt zu werden. An den Wänden, an der Decke, im ganzen Haus huschen Geckos umher. Es ist sehr kurzweilig, diesen kleinen sandfarbenen Echsen bei ihrer Arbeit zuzusehen, wie sie, durch eine Haftvorrichtung an den Zehen gehalten, an der Decke entlanglaufen und die vom Licht gebannten Insekten von der weißen Fläche „abweiden“. Wie sie geschickt ein größeres Insekt anpirschen, und wie aufgeregt sie sein können, wenn es ihnen gelingt, Beute zu machen. Der Schwanz peitscht hin und her. Der ganze kleine Tierkörper ist so in Aufruhr, daß man fürchtet, er könnte das Gleichgewicht verlieren. Tag und Nacht lassen sie ihr Schnalzen hören. Zehn-, zwölfmal hintereinander ertönt das schmatzende Geräusch, das mehr zu einem Vogel als zu einer Echse paßt. Dann ist es kurze Zeit still, bis ein anderes Tier das Konzert fortsetzt. Das ganze Haus ist erfüllt vom Zwitschern und Schmatzen der Geckos. Vielleicht entbrennen sogar blutige Rivalenkämpfe um irgendeine fliegenschnappende Schöne, denn manchen Tieren fehlt der Schwanz. Ein fehlender Schwanz ist bei Geckos kein ewiger Makel. Er wächst in kurzer Zeit wieder nach. Wolfgang berichtet mir das zoologisch Interessanteste von diesen kleinen Echsen:

„Der Name ‚Gecko‘, der diese Familie der Eidechsen bezeichnet, ist dem Ruf einer nordafrikanischen Art dieser Haftzeher, wie die Geckos auch genannt werden, abgelauscht. Im Gegensatz zu den meisten Reptilien, die keine laute Stimme besitzen, sind die Geckos ein lärmendes Völkchen. Manche Arten zirpen, andere quaken, schnalzen und bellen. Die meisten erreichen nur zehn bis fünfzehn Zentimeter Größe. Die Lautäußerungen der Geckos sind ihrer Bedeutung nach leider noch nicht erforscht. Wahrscheinlich dienen sie zur Markierung des Wohn- und Jagdterritoriums, aber auch zur Anlockung des weiblichen Geschlechts, sind doch die Geckos vorwiegend Nachttiere, die auf optisch wirkende Signale kaum reagieren können.

Ihr zweiter Name deutet darauf, daß sie die wunderbare Fähigkeit besitzen, selbst an glatten Flächen kopfunter spazierengehen zu können. Das ist ihnen durch eine Haftvorrichtung möglich, die sich an den verbreiterten Zehenflächen befindet. Sie besteht aus Lamellen, an denen unzählige, mikroskopisch kleine Häkchen sitzen, die sich in die geringsten Unebenheiten eines Untergrundes, auch einer Glasfläche, einhaken. Um diese winzigen Häkchen wieder auszuhaken zu können, muß der Gecko, wenn er den Fuß lösen will, zuerst die Zehen nach oben biegen. In dieser Haltung setzt er den Fuß auch wieder auf. Es gibt einige Gecko-Arten, die auf dem Boden leben und diese Haftvorrichtung nicht besitzen. Eine andere afrikanische Art hat sogar an der Schwanzspitze eine Haftplatte.

Wie gut diese Haftvorrichtung funktioniert und welche Kraft die Geckos besitzen, beweist eine Lausbüberei malaiischer Kinder. Sie lassen bisweilen einen großen Gecko, den sie an einem Bindfaden befestigt haben, aus dem Fenster eines Hauses auf den Hut eines Spaziergängers fallen. Der Gecko hakt sich natürlich sofort an dem Hut fest und wird nun von den Kindern mit dem Hut wieder hochgezogen.

Wie auch unsere einheimischen Eidechsen besitzen die Geckos die Fähigkeit, ihren Schwanz abzuwerfen, wenn sie angegriffen werden. Der Sinn dieser Selbstverstümmelung ist, die Aufmerksamkeit des Feindes auf den wild umherspringenden

Am Rande des Elefantengrassdchungels liegen dicht neben den Wechselln die Losungshügel der Panzernashörner. Unseren Wildschweinen ähnlich, aber bedeutend kleiner sind die Wildschweine Assams. Meist trifft man sie in Rudeln zu zehn Tieren an.

Schwanz zu lenken, während die eigentliche Beute die Flucht ergreift. Der verloren-
gegangene Schwanz wird bald wieder durch einen neuen Schwanz ersetzt. Es kann
jedoch vorkommen, daß der abgebrochene Schwanz sich nicht ganz vom Körper ab-
löst, sondern durch einen Hautstreifen an ihm haftet. Dann bildet sich trotzdem ein
neuer Schwanz, und so laufen manche Geckos mit zwei Schwänzen herum. Eine
eigenartige Entwicklung haben die Augenlider vieler Gecko-Arten durchgemacht. Sie
sind miteinander verwachsen und wie Brillengläser durchsichtig geworden.

Auch die Pupille kann eigentümliche Anpassungsmerkmale an die nächtliche Lebens-
weise zeigen. So besitzen viele Geckos eine senkrecht stehende spaltförmige Pupille,
die der Pupille einer Katze gleicht. Bei anderen Arten kann sie gelappt sein. Wird sie
zusammengezogen, so entstehen vier kleine „Lochblenden“, die auch vier sich gegen-
seitig überdeckende Bilder auf der Netzhaut erzeugen. Geckos entwickeln sich, bis
auf wenige Ausnahmen, außerhalb des mütterlichen Körpers. Die Eier haben eine
dünne Kalkschale und werden unter Steinen, hinter Baumrinden, aber auch in den
menschlichen Behausungen abgelegt, denn die Geckos sind die Kulturfolger unter
den Reptilien. Viele haben das Leben in freier Wildbahn aufgegeben und leben im
Kulturbereich des Menschen, der sie auch meist gern in seinen Häusern sieht.“

Diese harmlosen kleinen Echsen spielen im Aberglauben der Assamesen eine große
Rolle. Sie sind Schicksalsboten und geben auf Gedanken Antwort. Die Inder deuten
den schnalzenden Ruf als „yes, yes, yes“! Noch sicherer ist ihnen diese Bestätigung,
wenn der Gecko aus dem vorderen Teil des Hauses geantwortet hat. Fällt ein Gecko
von der Decke, und das kommt trotz der Haftlamellen nicht selten vor, so kann die-
ser Sturz in die Tiefe, der für den Gecko immer harmlos verläuft, Glück und Unglück
verkünden. Wenn der Gecko auf die rechte Schulter eines Menschen fällt, wird der
Betroffene in den nächsten Tagen schwer erkranken, fällt er auf die linke Schulter,
wird er bald sterben — so glauben es die Assamesen. Ein unvorstellbares Glück kün-
digt sich jedoch an, wenn der Gecko jemandem auf den Kopf fällt. Nach dem Glauben
der Inder ist es ein gutes Zeichen, viele Geckos im Hause zu haben. „So viele
Geckos, so viele Gedanken!“ In den Wohnungen dummer Menschen fühlen sich die
kleinen Echsen nicht wohl.

Ich glaube, wenn die Geckos wüßten, wie viele falsche Hoffnungen und Befürchtun-
gen sie mit ihrem Zwitschern erwecken — sie würden schweigen.

Am nächsten Morgen weckt uns 5.30 Uhr der Sturm. Er zerrt an den weitgeöffneten
Fenstern und schlägt sie mit lautem Knall zu. Er rüttelt an den Türen und peitscht
die Bäume. Ein heftiger Donnerschlag ist das Signal zum Wolkenbruch. Der Himmel
öffnet seine Schleusen. Wir springen aus den Betten, um das wilde Naturschauspiel
zu beobachten. Die Berge sind in dichten Nebel gehüllt. Über dem Nashornsdschungel
steht eine orangefarbene Wolkenmauer. Der Himmel ist schwefelgelb. Blitze zucken
unaufhörlich und ziehen gewaltige Donnerschläge nach sich. Immer näher rückt das
Gewitter heran. Es knistert in der elektrischen Anlage des Rasthauses. Allmählich
verzieht sich das Unwetter. Nur der Regen bleibt und verwandelt das Land in eine
eintönige graue Welt. Wir sind an das Haus gefesselt. Erst gegen zehn Uhr versiegt
der Regen, aber die Sonne bleibt hinter Wolken verborgen.

Wir gehen wieder zum gefangenen Nashorn. Die ganze Dorfjugend ist hier versam-
melt. Ihre Hemden sind noch bunt vom gestrigen Fest. Die Jungen und Mädchen
sind auf den Zaun geklettert und betrachten staunend die beiden Dickhäuter, denn
über Nacht ist zu der Nashorndame noch ein junger Bulle hinzugekommen. Trotz

des Regens haben die Inder das Tier aus der Fanggrube befreit, und ein großer,
starker Elefant hat es in einem Käfigwagen zum Kral gezogen. Der junge Bulle ist
noch sehr scheu und hat sich in die äußerste Ecke seines Geheges zurückgezogen. Das
eingewöhnte Weibchen ist durch den Neuankömmling beunruhigt. Rastlos läuft es
an der Absperrung entlang, die beide Gehege miteinander verbindet. Dann bleibt es
mit geblähten Nüstern in der Ecke des Krals stehen, wo sich, durch den Zaun von
ihm getrennt, das junge Nashorn niedergelegt hat, und saugt die Witterung des
Neuen ein. Die Haut des Weibchens ist dunkelbraun von Nässe und Schlamm.

Zwei Knaben kommen den Weg entlang. Der jüngste schleppt keuchend einen Eimer,
der bis zum Rand mit roter Farbe gefüllt ist. Sein Bruder trägt eine Spritze, die er
sich aus einem Bambusstab selbst angefertigt hat. Sie klettern den Hang hinab zum
Nashornkral und mischen sich unter die anderen Kinder. Wir haben nicht geahnt,
daß das fröhliche Fest heute fortgesetzt wird, und fürchten für unsere Anzüge. Aber
die beiden Kleinen haben mehr Angst vor uns als wir vor ihrem Farbentopf und
wagen es nicht, uns zu belästigen.

Wieder ziehen mit Zimtrinde beladene Mikir vorüber. Als sie mit leeren Körben aus
dem Dorf zurückkehren, verweilen sie am Kral, um das kleine Nashorn aus respekt-
voller Entfernung zu betrachten. Ich muß Filme wechseln und setze mich auf den
Boden. Der Film wird zurückgespult, die Kamera geöffnet und eine neue Filmpatrone
eingelegt. Viele neugierige Augen beobachten mich. Als ich aufschlaue, rennt ein
halbes Dutzend Mikirkinder, die beim Filmwechsel zugesehen haben, erschreckt
schreiend davon. Ihre Mütter stehen dabei und lachen. Zwei Mikirfrauen tragen
Säuglinge bei sich. Einer ist mit einem Tuch straff auf den Rücken der Mutter ge-
bunden, der andere wird gestillt. Ich begrüße die Frauen auf Hindustani. Sie ver-
stehen mich nicht, denn die Mikir sprechen ihre eigene Sprache. Weil mir die beiden
Mütter freundlich zulächeln, gehe ich zu ihnen und betrachte mir ihre Kinder. Sie
sind gut genährt und haben dunkle „geschlitzte“ Augen. Ich streichle einem kleinen
Mädchen behutsam die Wange. Es schlägt die Augen auf, grapscht nach meinem
Zeigefinger und versucht mit aller Kraft, ihn in sein Mäulchen zu ziehen. Wir wer-
den die Mikir bald in ihren Bergdörfern besuchen.

Die Forstarbeiter müssen eine Rampe am Eingang zum Kral ausheben, um die Nas-
hornkuh verladen zu können. Die Rampe soll so breit werden, daß ein Lastkraft-
wagen so tief hinabfahren kann, bis die Ladefläche des Autos und der Boden des
Nashorngeheges in gleicher Höhe verlaufen. Dann braucht das Tier nur aus dem
Gehege zur geöffneten Tür getrieben zu werden, und es kann in die Transportkiste
hineinspazieren.

Noch steht vor dem Gehege der Käfigwagen, in dem der junge Bulle herbeigeschafft
worden ist. Vierzehn Männer mühen sich mit größter Anstrengung, den Eisenkäfig,
der auf vier breiten Holzwalzen steht, zu bewegen. Doch ihre Kräfte reichen nicht
aus. Ein großer Elefant schreitet vom Dorfe kommend über das Grasland und nähert
sich dem Nashornkral. In seinem Nacken sitzt der Mahaut, der den Elefanten mit
den Fersen lenkt. Der dunkelgraue Riese rutscht eine Böschung hinab, steigt über
schmale Gräben, wobei sein empfindsamer Rüssel prüfend den Boden abtastet. Es
ist Mohan, der größte und stärkste Elefant der Forststation Kohora. Sein Schädel ist
lang und schmal. Die Ohren sind mit unzähligen rosa Flecken übersät, ein Zeichen
dafür, daß der Elefant aus dem jugendlichen Alter heraus ist, denn erst mit fünfzehn
Jahren beginnt dieser Pigmentverlust an Ohren, Rüssel und Stirn. Die Ohrränder

des Riesen sind mehrfach eingerissen. Stirn, Wangen und Rüsselansatz sind mit roten Ornamenten bemalt. Der Mahaut lenkt ihn zum Käfigwagen und ruft ihm einen Befehl zu. Sofort faßt Mohan mit dem Rüssel das Tau, an dem die Männer gezogen haben, hebt es auf, steckt es in das Maul, windet es geschickt um den Rüsselansatz und zieht an. Das Tau strafft sich. Der Elefant senkt den Kopf. Da, ein Ruck, ein pfeifendes Geräusch, und das Seil saust wenige Zentimeter über unsere Köpfe hinweg. Die Inder stehen wie erstarrt, dann klatschen sie sich lachend auf die Schenkel. Das feste Juteseil ist zerrissen, ohne daß sich der Wagen von der Stelle gerührt hat. Wieder packt der Elefant das Tau, und wieder zerreißt es. Der Mahaut führt sein Tier an die Rückseite des fahrbaren Käfigs. Der Riese legt seinen Schädel an die Eisenstäbe und schiebt den Käfig, den vierzehn Männer kaum von der Stelle bewegen konnten, mühelos einen kleinen Hügel hinan auf die Straße. Stolz sagt der Förster: „Dieser Elefant hat mindestens tausend PS!“

Ein schwächerer Elefant soll nun vor den Wagen gespannt werden. Es ist ein zahnloser Bulle mit kurzem, gedrungenem Schädel. Eine Kette wird am Käfigwagen befestigt, die mit dem aus vielen Juteseilen bestehenden Halsband des Elefanten verbunden wird. Kaum ist der Elefant angeschnitten, rennt er auch schon davon. Der Mahaut in seinem Genick schreit und schlägt ihm den Eisenhaken auf den Schädel, doch der rasende Elefant merkt es nicht. Er tobt davon, den tonnenschweren Eisenkäfig wie ein leichtes Leiterwägelchen hinter sich her zerrend. Ein Rad löst sich und rollt die Böschung hinab. Der Riese rennt weiter, streift einen Telegrafmast, rast gegen den Zaun der Teeplantage, zerreißt den Stacheldraht als wäre es Spinnengewebe und kommt endlich zum Stehen. Er atmet schwer. Aus einem kreisrunden Loch in der Stirn sickert dunkelrotes Blut. Er schwingt den Rüssel hoch und betastet vorsichtig die Wunde, die der Eisenhaken des Mahauts ihm geschlagen hat. Der Grund zu seiner überstürzten Flucht war, nach Meinung des Försters, die Nashornwitterung, die ihm plötzlich in den Rüssel gefahren ist. Er fürchtet sich vor Nashörnern und geht durch, wenn er im Dschungel einem begegnet. Der gleiche Elefant soll vor einigen Wochen von einem Rhinoceros so erschreckt worden sein, daß er in wildem Lauf vom Sumpf bis zur Elefantenstation rannte, eine Entfernung, die der Elefant bei normaler Gangart in dreiviertel Stunden zurücklegt. Kein Schreien, keine Schläge brachten ihn zum Stehen. Er rannte und rannte, bis er atemlos und zitternd Kohora erreicht hatte. Den Reitern, die sich auf seinem Rücken festklammerten, verging bei dieser wilden Flucht Hören und Sehen. Sie hielten sich zwar tapfer im Sattel, sollen aber seither nie wieder einen Elefanten bestiegen haben.

Der nervöse Arbeitselefant wird ausgeschirrt. Das Rad wird wieder befestigt, und Mohan schiebt den Wagen auf den Weg zurück.

Wieder regnet es. Wir gehen zum Rasthaus zurück und schreiben Briefe. Es klopft. Der Küchenjunge schiebt den Kopf zur Tür herein und fragt zaghaft:

„Khana english? Khana indisch?“

Wir sagen, daß wir zwar englisch sprechen, ihn aber nicht verstehen können. Er macht ein betrübt, hilfloses Gesicht und wiederholt seine Fragen. Schließlich geht Wolfgang mit ihm hinunter. Später erklärt mir mein Mann lachend, daß Khana Essen heißt, und daß der Junge nur wissen wollte, ob wir englische oder indische Küche bevorzugen. Weil wir die indische Küche nicht genau kennen, entscheiden wir uns vorsichtshalber für ein europäisches Essen.

Unser Menü besteht aus Tomatensuppe, einem Hühnchen, in Tunke gewärmten Pell-

kartoffeln und ungesalzenem, in Wasser gedämpftem Kraut. Als Nachtsch gibt es leckeren Karamelpudding. Wir sprechen und verstehen keine der vielen indischen Sprachen. Doch wir haben uns einige Hindi-Worte eingeprägt, die uns besonders wichtig erscheinen. Darunter ist auch das Wörtchen „danke“. Wir möchten dem netten Boy, der für uns den Tisch gedeckt hat und der uns die Speisen zureicht, eine Freundlichkeit sagen. Wir bedanken uns für seine Mühe mit dem Wort „sukria“. Es scheint ihm noch nicht passiert zu sein, daß sich jemand für eine Arbeit, für die er bezahlt wird, bedankt, denn er ist sichtlich verlegen. Der Diensthote ist in Indien notwendig, er ist unentbehrlich, aber trotzdem im Haushalt nur geduldet, denn er gehört einer niederen Kaste an. Man bittet ihn nicht, man befiehlt ihm, und für erfüllte Befehle braucht man sich nicht zu bedanken. Die persönlichen Sorgen interessieren die meisten Herrschaften nicht. Eine menschliche verständnisvolle Beziehung zwischen Diensthoten und Herrschaft besteht sehr selten.

Der Regen hat endlich aufgehört. Die gepflegte Wiese vor dem Haus hat sich wie ein Schwamm voll Wasser gesogen. Ein Gärtner sammelt herabgefallene Blätter in einen Korb. Von den Ästen der Bäume hängen lange Rispen wunderschöner Orchideenblüten. Sie erinnern mich an meine bescheidene Orchideensammlung daheim und an die große Mühe, die es kostete, sie in gutem Zustand zu halten. Hier kann man die in unseren Breiten so kostbaren Pflanzen im Garten halten, ohne einen Finger zu rühren, denn in der hohen Luftfeuchtigkeit und tropischen Wärme gedeihen sie wie Unkraut.

In den Mikirbergen rufen Gibbons. Die Abendsonne liegt wie ein großer roter Ball auf dem Horizont. Das ganze Land ist in rotes Licht getaucht. Betelnußpalmen mit ihren hohen schlanken Stämmen stehen schwarz, an chinesische Scherenschnitte erinnernd, vor dem roten Himmel. Wir hoffen, daß wenigstens eine Farbaufnahme den Zauber dieser Minuten festzuhalten vermag. Bald verblaßt auch der letzte rote Hauch. Ein zartes Hellgrün folgt nach, das schnell in Hellgrau, Dunkelgrau und Blau überwechselt. Schon blinkt der erste Stern. Wir sind bei unserem Spaziergang auf eine Wiese gelangt, wo wir die großen Trittsiegel der Elefanten finden. Vielleicht werden die Arbeitselefanten zur Waldwiese geführt, damit sie von den saftigen Sträuchern und Bäumen äsen. Es raschelt neben uns. Erschreckt fahren wir zusammen. Ein Vogel erhebt sich aus einem Gebüsch und zieht schnarrend und kreischend ab. Vor uns liegt Losung. Die Kotballen sehen fast wie die „Äpfel“ eines Elefanten aus, doch sie sind kleiner. Auch haben die Elefanten nicht die Gewohnheit, ihre Exkremente zu kleinen Hügeln aufzutürmen.

„Das kann nur von Nashörnern stammen“, stellt Wolfgang fest. Seine Vermutung wird bestätigt, als wir die Fährte eines erwachsenen Nashorns und eines Jungtieres im weichen Erdreich entdeckten. Nashornmütter sind argwöhnisch. Sie greifen oft an, wenn sie ein verdächtiges Geräusch oder eine fremde Witterung wahrnehmen, denn sie wollen ihr Kind schützen. Es wäre sehr unangenehm, im Dunkeln von einem Nashorn angegriffen zu werden, deshalb ziehen wir es vor, unseren Abendbummel abubrechen und zum Rasthaus zurückzukehren. Wieder irrlichtern die kleinen „verliebten“ Käfer. In nimmermüdem Eifer blinken sie und funkeln, als wollten sie die Sterne überbieten, die hell strahlend, wie wir es in Europa nicht gewöhnt sind, aus dem dunklen Himmel hervortreten.

Vor unserer Tür liegt ein schwarzes Bündel. Als wir näher kommen, entrollt es sich und entpuppt sich als ein struppiger schwarzer Hund, der mit eingekniffenem

Schwanz eilig das Weite sucht. An diesem Abend mache ich noch eine unangenehme Entdeckung. Als ich mir das Haar kämme und mir danach über die Schultern streiche, um ausgekämmte Haare herunterzufegen, spüre ich ein großes behaartes Tier, das an meiner Hand haftet. Vorsichtig bringe ich die Hand vor meine Augen und stoße einen Schrei aus, denn auf meiner Hand sitzt eine große Spinne. Sie ist braun, behaart und trägt einen schwarzen Fleck auf dem Rücken. Entsetzt schleudere ich das Tier weit von mir und rufe, aufgeregt nach meinem Mann. Als er kommt, ist die Spinne verschwunden. Der Förster, dem ich die Spinne beschreibe, sagt überzeugt: „Das kann nur eine ‚Schwarze Witwe‘ gewesen sein. Sie kommt in Assam verhältnismäßig häufig vor. Ihr Biß ist sehr giftig, oft sogar tödlich.“

Die Schwarze Witwe ist aber in Nordamerika beheimatet. Haben die Inder den Namen dieser berühmten gefährlichen Spinne für ihre giftigen Achtbeiner übernommen? Vielleicht handelt es sich auch um eine harmlose Spinne, die nur im Verruf steht, gefährlich zu sein. Wir haben auf unseren Reisen oft feststellen können, daß völlig ungefährliche Schlangen, aber auch Eidechsen und Chamäleons gefürchtet und verfolgt wurden. Der Aberglaube und die Unwissenheit der Menschen wurden den Tieren zum Verhängnis. Aber selbst in unserer Heimat gibt es leider noch Menschen, die eine Ringelnatter nicht von einer Kreuzotter unterscheiden können und der Meinung sind, daß Fledermäuse sich in den Haaren verfangen. Jeder zweite Brief, der uns daheim erreichte, enthielt die Frage, ob wir nicht auch giftigen Schlangen in Afrika begegnet sind. Das ist nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, daß in den meisten Reisebeschreibungen, bestimmt aber in jedem Abenteuerroman, Giftschlangen eine große Rolle spielen. So muß der Leser den Eindruck gewinnen, daß diese Tiere im Dschungel nur auf Menschen warten, um ihnen eine tödliche Injektion zu verabreichen. Auf unseren beiden Afrikareisen sind wir fünf Schlangen begegnet. Davon waren drei giftig. Drei ergriffen die Flucht, bevor wir uns ihnen genähert hatten. Über eine Riesenschlange stieg Wolfgang, der sie nicht bemerkt hatte, hinweg. Sie blieb ruhig am Boden liegen. Als ich sie entdeckte und Wolfgang zurückrief, kroch sie schnell in einen nahen Busch. Nur eine schwarze Kobra griff uns an, weil wir sie bald mit dem Auto überfahren hätten.

Wir erhielten auch zahlreiche gute Ratschläge, bevor wir nach Indien flogen. Einen der lustigsten Briefe, der aber von dem Schreiber durchaus ernst gemeint war, möchte ich hier im Wortlaut auszugsweise folgen lassen.

„Sehr geehrter Herr Dr. Ullrich! Eben erfahre ich, daß Sie die erfreuliche Absicht haben, Indien, das Land meiner Träume zu besuchen. Von Jugend auf war es mein Wunsch, und ich habe von meinem achtzehnten Jahr bis jetzt alles durchgeschmökert, was bisher geschrieben worden ist. Anbei erlaube ich mir, Ihnen einige Auszüge aus meinen Tagebuchnotizen zum besten zu geben. Da auch ich ein großer Tierfreund bin, hätte ich mich gern an Ihrer Indienreise beteiligt und einige Dienste geleistet. Auch ein junger zwanzigjähriger Freund, Maschinenschlosser, ist von einer Mitreise und Anstellung bei Ihrer Expedition begeistert und will durchaus mit. Bitte schreiben Sie mir, ob für uns eine so hoffnungsfrohe Aussicht besteht. Schon nach wenigen Tagen merkt man, ob man in die Tropen paßt. Der Ungeeignete wird bleich und schlaff, ist immer müde und verliert die Eßlust. Man muß ganz vernünftig und mäßig leben und den Darm gründlich reinigen. Öfter Gurken, Apfelsinen, Sauermilch und Molken essen; Joghurt mit Paprika, öfter Knoblauch mit Paprika. Täglich vier bis fünf Liter Wasser trinken, denn je mehr man schwitzt, desto wohler fühlt

man sich. Die bestschmeckende Frucht ist die Mangoatine und die Durianfrucht. Es wird in Indien auch viel Erde, bis 125 Gramm pro Tag gegessen, als Brotaufstrich zubereitet und dergleichen (ähnlich unserer Heilerdekur). Für Trinkwasser gibt es extra bezeichnete Wasserhähne für Europäer und Fremde an Bahnhöfen usw. — weil der Fremde als ‚unrein‘ gilt.

Milchschaln als Erfrischung kauft man nach unserem Gelde für wenige Pfennige, die Schale wird nicht zurückgegeben. Die Milch wird nur erhitzt, also ungekocht, verkauft.

Reisbrot wird, stückweise abgebrochen, auch als Löffel benutzt. Frühstück wird ausgebaut mit dem Ruf: ‚Halwa Puri Katschori‘, Früchte: ‚Katschuli ki tschat‘. Und der Wasserträger ruft: ‚Pani le aum‘. Eiscreme wird angeboten mit dem Ruf ‚Malai ki Baraf‘.

Das beste Hotel in Bombay ist das Majestie-Hotel.

Kamatipura ist das Freudenviertel von Bombay. Am schlimmsten in der Nähe der Suklajestreet. Freudennädchen sind dort mit Arsenik durchseucht, so daß schon ein Kuß tödlich sein kann.

Auf der Bakschischbahn gibt es eine billige Mittelklasse, wo man für rund hundert Mark, das ist ein Gimmi-Bakschisch, von einem Ende bis zum anderen durch ganz Indien fahren kann. Von Gentlemen wird aber anstandshalber nur I. Klasse benutzt. — Die Bahnschaffner kann man aber meist mit einer Rupie bestechen und dann in II. Klasse weiterfahren. Für Paket- und Koffertragen bekommt jeder Kuli nach Ablieferung ein winziges Kupferstück, einen sogenannten Viertel-Anna, und bei Abfahrt wirft man üblicherweise mehr hinaus aus dem Zug.

In der Öffentlichkeit muß man sehr vorsichtig sein, mit wem man umgeht; auch weil man als ein ‚Unreiner‘ gilt. —

Drei weiße oder rote Striche auf der Stirn bedeuten Anhänger Schiwas. Das gesündeste Klima ist in den Nilgirbergen, sogenannten ‚blauen Bergen‘ bei Madras, mit einem prachtvollen sechseinviertel Fuß hohem Menschenstamm, welche wie Götter verehrt werden und Todas heißen. Höher hinauf hausen die bössartigen Kurumbas, ein Zwergvolk halb tierischer Natur. Diese treiben gefährliche hypnotische Praktiken. Der Nilgiri ist 8760 Fuß hoch und der zweite Berg 8380 Fuß. Er ist das Eingangstor zum Tal der Todas. In der Nähe ist ein 680 Fuß hoher Wasserfall ‚Kalakambe‘. Um das Tal der Todas zu betreten, sind die Kühe der Todas entscheidend. — Denn sie kommen zuerst den Fremden zu beschnuppern, ob er freundlich oder feindlich gesonnen ist. Gegen Moskitos und sonstige Mücken hilft Einreibung mit Nelkenöl. Auch Rauch ist ein guter Mückenschutz. In Indien gibt es viel giftige Spinnen. Lar ist die Stadt der meisten Skorpione und die Stadt Schiras die der Sandflöhe. Der Brillenschlangenbiß wirkt atmungslähmend und meist nach drei bis sechs Stunden tödlich, das Herz wird dabei nicht angegriffen. — Auch die Wasserschlangen sind sehr giftig. In Amber, der Vorläuferin von Dschaipur, gibt es viele Tiger und Krokodile.

Gegen Tiger soll man Fliegenpapier auslegen, gegen Panther schützt Einreibung von Knoblauchhühnerbrühe. Krokodile können nur das Zehnfache ihrer Körperlänge weit sehen. Schlangen fürchten Hirschhornrucherungen und den nackten Menschen. —

Verwundete Bären heulen oft so wie ein Mensch.

67 Und das waren die soweit hauptsächlichsten Notizen aus meinen Tagebüchern und

hoffe, hiermit Herrn Dr. W. Ullrich und seiner Gemahlin einen kleinen Dienst für seine indischen Fahrten erwiesen zu haben. Mit besten Grüßen Ihr ergebener Zoo-freund . . .“

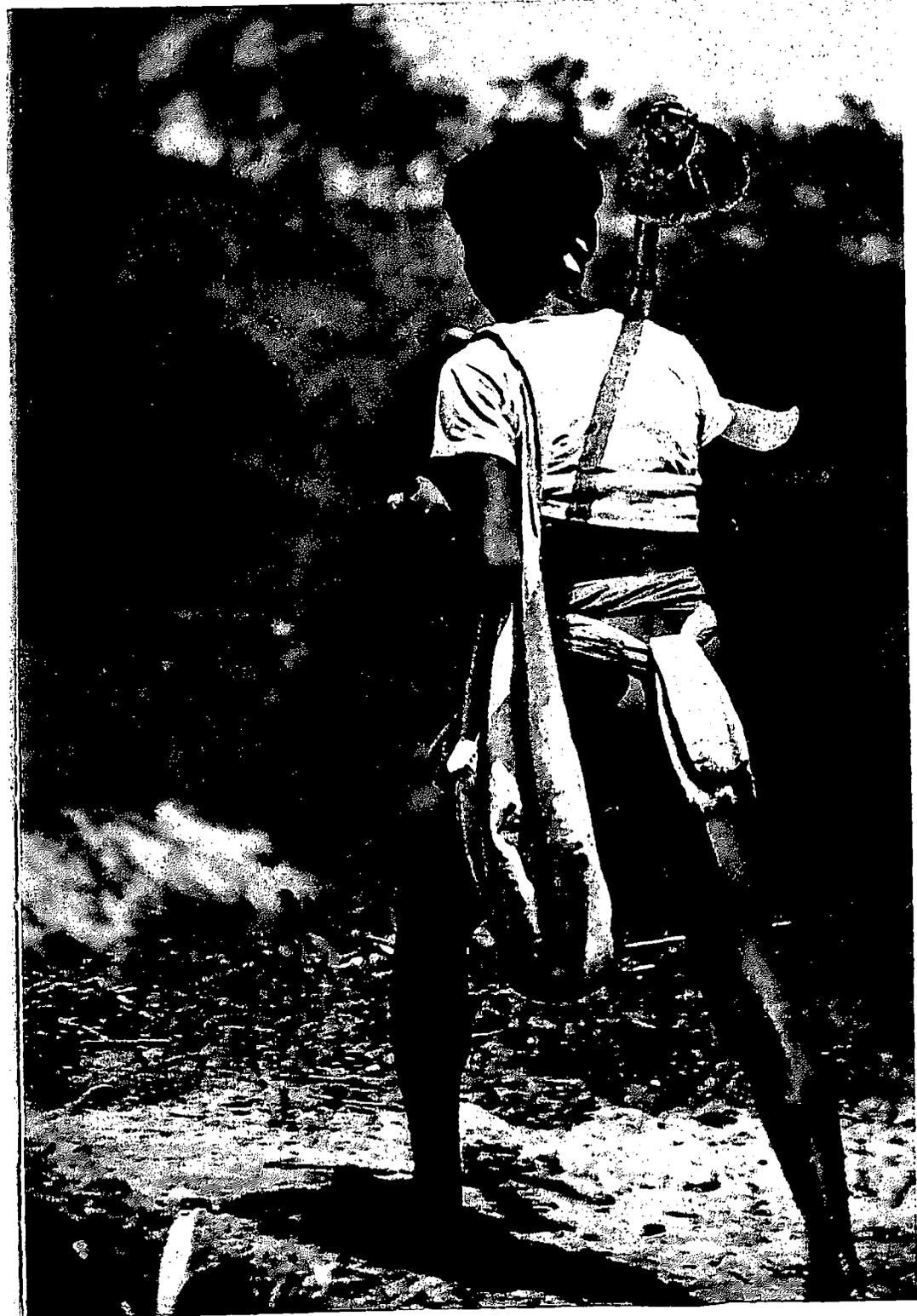
Wären wir seinen gutgemeinten Ratschlägen gefolgt, hätten wir im Adamskostüm durch den Dschungel laufen müssen, um vor den Giftschlangen geschützt zu sein.

Um vier Uhr morgens schrillt der Wecker. In einer halben Stunde wird ein Reitelefant vor dem Haus stehen, um uns in den Dschungel der Panzernashörner zu tragen. Das Wetter ist kalt und unfreundlich. Die Decken über unseren Betten fühlen sich feucht an. Feucht sind auch Anzüge und Schuhe. Es widerstrebt mir, in den kalten nassen Tropenanzug zu steigen, an dem noch der Schweiß des vergangenen Tages haftet.

Der Boy bringt uns heißen Tee. Es ist englische Sitte, vor dem Aufstehen eine Tasse schwarzen Tees zu trinken. Überall dort, wo englischer Einfluß einmal wirksam war, hat sich diese Sitte, im Bett Tee zu trinken, eingebürgert. Das goldbraune herbduftende Getränk belebt und erfrischt uns. Eine angenehme Wärme durchströmt den Körper. Ich fühle mich wieder wohl, trotz der feuchten Kleider. Wir füllen unsere große Reisetasche mit Kameras, Teleobjektiven und Filmen, hängen den Belichtungsmesser um den Hals und verlassen den Schlafraum. Fast wären wir über den kleinen schwarzen Hund gestolpert, der zusammengerollt auf dem Stroheckel vor der Tür schläft. Erschreckt springt er hoch, kneift den Schwanz ein und rennt davon. Unser heimlicher Wächter mit dem struppigen ungepflegten Fell belustigt mich. Ich rufe ihn zurück, denn ich möchte gern, daß er die Angst vor uns verliert. Zögernd bleibt er stehen. Vielleicht hat er nie ein freundliches Wort gehört. Er ist so mißtrauisch, daß ich meine ganze Erfahrung im Umgang mit Hunden aufbieten muß. Ich spreche ihn mit ruhiger Stimme an, ich pfeife leise und ahme das Winseln eines jungen Hundes nach. Interessiert hört er zu, hält den Kopf schief und schaut uns aus großen dunklen Augen an. Dann niest er plötzlich so heftig, daß die langen Hängeohren um den Kopf schlenkern. Als sei durch diese Eruption der letzte Rest von Furchtsamkeit hinweggeblasen worden, kommt der Hund nun näher, zaghaft zwar und immer noch mit eingekniffenem Schwanz, aber er kommt. Schließlich wagt er sogar ein scheues Schwanzwedeln. Unsere Freundschaft ist besiegelt! In Zukunft wird er nicht mehr vor uns davonlaufen.

Über den Wiesenstreifen, der sich vor den Unterkünten der Forstarbeiter entlangzieht, schreitet der Reitelefant zum Bungalow. Der Mahaut sitzt dem Elefanten im Nacken und lenkt ihn mit seinen nackten Füßen. Auf dem breiten Rücken des großen Tieres liegt ein Sattel. Dort werden wir sitzen. Aber noch stehen wir unten, und ich fühle mich hilflos, weil ich nicht weiß, wie man als Europäer einen Elefanten besteigt. Für den Inder, der von Kindesbeinen an den Umgang mit diesen Riesen gewohnt ist, macht das Aufsteigen keinerlei Schwierigkeiten. Der Elefant hebt ein Vorderbein an. Der Inder springt auf das Bein, steigt auf den Rüssel, hält sich an den Ohren fest und klettert auf den Schädel des Tieres hinauf. So erreicht er seinen Platz im Genick des Elefanten. Wie sollten wir auf indische Art einen Elefanten besteigen, ohne uns dabei zu blamieren? Doch da kommt schon ein Forstarbeiter mit einer Leiter. Der Mahaut befiehlt seinem Elefanten, sich auf allen vieren niederzuhocken. Die Leiter wird an den Sattel gelegt, und wir können bequemer als wir's zu hoffen

Wir folgen dem Mikirjüngling zu seinem Dorf, das hoch oben am Berghang liegt.





gewagt hätten, in die „erste Etage“ steigen. Der Sattel besteht aus einem mit Stroh gefüllten Sack, der auf einer Eisenkonstruktion liegt, die sich auf dem Rücken des Elefanten befindet. Mit einem Seil ist der Sattel am Bauch des Tieres befestigt. Eine eiserne Schlaufe unter dem Schwanz des Elefanten dient als weitere Sicherung für den schwankenden Sitz. Ein Ruck geht durch den großen Körper. Wir werden nach hinten geworfen und, kaum haben wir unser Gleichgewicht wieder gewonnen, noch einmal nach vorn. Der Elefant hat sich erhoben und setzt sich langsam in Bewegung. Ich habe die Tasche mit den Kameras an einen der eisernen Bügel gebunden, die zum Festhalten dienen. Es ist nicht unbequem, auf einem Elefanten zu sitzen. Die durch den Paßgang hervorgerufene leicht schaukelnde Bewegung müssen wir in den Hüften abfangen. Sanft werden wir hin und her gewiegt. Noch sind wir unsicher und halten uns krampfhaft am Sattel fest. Uns ist der Anblick des durchgegangenen Elefanten noch gut in Erinnerung. Es ist derselbe, der uns jetzt auf seinem Rücken trägt. Wolfgang sitzt vor mir. Er wendet sich um und lächelt mir zu. Wir freuen uns wie Kinder auf die Panzernashörner, zu denen uns der Elefant mit ruhigen Schritten bringt. Vorüber ziehen die Teeplantagen, die Nashornkrale, die wäschewaschenden Frauen am Fluß und die badenden Kinder. Wir überholen die gebeugten Gestalten der Mikir, die Zimtrinde zum Dorfe tragen, überqueren die Hauptstraße und reiten in die Felder hinein, dem Dschungel der Panzernashörner entgegen, der sich schon bald als breite grüne Wand am Horizont abzeichnet. Auf einem Elefanten zu sitzen, verleiht dem Reiter ein neues Lebensgefühl. Ich fühle mich leicht, frei und überlegen; wie ein Autofahrer gegenüber dem Fußgänger.

Die Bauern sind schon auf den Feldern. Sie pflügen. Wasserbüffelbulen ziehen den primitiven Holzpflug, der die schwere fruchtbare dunkelbraune Erde aufreißt. Die schwarze Haut der Tiere zeigt viele Striemen, die von Schlägen herrühren, denn die Peitsche wird sehr oft benutzt. Auch wenn die Büffel ihre Arbeit gut verrichten, saust der Stecken auf ihr Fell herab. Nicht sehr kräftig, aber gleichmäßig, immer im gleichen Rhythmus, als hätte man längst vergessen, warum man eigentlich schlägt. Die Felder sind von kleinen Wällen umgeben, die das Regenwasser in den Reisfeldern halten sollen. Der Weg, den wir benutzen, liegt auf einem Damm hoch über den Feldern. Er ist auch in der Regenzeit befahrbar, wenn das Land unter Wasser steht. Zwei Holzbrücken überquert der Elefant. Vor der dritten schwenkt er ab, denn sie kann sein Gewicht nicht tragen, und steigt vorsichtig den Damm hinab zu den Feldern. Sein Rüssel tastet voran. Der Elefant läuft durch einen kleinen Bach. Er saugt seinen Rüssel voll Wasser. Der Mahaut ruft ihm einen Befehl zu und schlägt ihm den Eisenhaken auf den Schädel. Sofort setzt sich der Elefant in Bewegung und spritzt den Rüssel Wasser im Gehen ins geöffnete Maul. Wir reiten an einem assamesischen Bauernhaus vorüber. Es besteht aus Bambus. Das Dach ist mit Schilfgras gedeckt. Vor dem Haus steht eine schlanke Palme, an deren Blättern die kunstvoll geflochtenen Nester der Webervögel hängen. Braune Kittas fliegen vor uns auf, und Drongos, deren Federkleid in der Sonne glänzt wie schwarze Seide, sitzen auf den Rücken der Hausrinder.

Nach einem Ritt von einer dreiviertel Stunde erreichen wir endlich den Sumpf. Ich

Einmal in der Woche ist Markttag in Kaziranga. An diesem Tag kommen auch die scheuen Mikirs aus den Bergwäldern, um ihre Wünsche zu befriedigen. Das notwendige Geld verdienen sie durch den Verkauf von Rinde und geflochtenen Körben.

spüre ein leichtes Ziehen im Rücken. Auch die Oberschenkel schmerzen. Ein Elefant ist kein Reitpferd, und wer im Herrensitz auf seinem breiten Rücken sitzt, muß die Beine weit spreizen. Das aber bereitet allen Menschen, bei denen Spakat nicht zum täglichen Morgensport gehört, auf die Dauer erhebliche Anstrengungen. Am Rande des Nashornreservates müssen wir auf den Förster warten, der hier mit einem anderen Elefanten zu uns stoßen will.

Der Mahaut scheint seinem Tier das Zeichen „Rührt euch!“ gegeben zu haben, denn der Elefant tut jetzt, was er will. Ein Büschel saftigen Grases lockt ihn. Er geht zum Rand des Schilfdschungels und pflückt es mit dem Rüssel ab. An der Wurzel haftet Erde. Der Elefant klopft sie an den Vorderbeinen ab. Sechs-, siebenmal schlägt er das Grasbüschel gegen die Säulenbeine, dann stopft er es ins Maul. Er bricht sich einen Zweig vom Baum herunter. Mit seinen breiten Backenzähnen, die wie Mühlschleiben arbeiten, zerreibt er die harte Nahrung. Als der Förster kommt, ist die Frühstückspause für unseren Elefanten zu Ende. Die Fersen des Mahauts schlagen rhythmisch gegen seinen Hals und treiben ihn wieder vorwärts. Der Förster übernimmt die Führung. Wir folgen ihm durch einen breiten Wassergraben hindurch in den Elefanten-grasdschungel. Zwei bis fünf Meter hoch sind die Halme, die uns oft jede Sicht verwehren. In diesem Grasmeer, das sich am Horizont im Dunst verliert, sollen etwa dreihundertfünfzig Panzernashörner leben. Doch wie können wir sie in diesem unübersichtlichen Dickicht entdecken, und wie soll es uns gelingen, Aufnahmen von ihnen zu machen? Ich bin erregt, und auf meiner Stirn steht Schweiß, trotz der morgendlichen Kühle. Seit einem halben Jahr sprechen wir fast täglich von den Panzernashörnern. Wir haben in Fachzeitschriften geblättert, haben in vielen Büchern nach ihnen gesucht und Bibliotheken durchwühlt, um etwas über ihre Lebensgewohnheiten zu erfahren. Der Erfolg war gering. Über die Biologie dieser Tiere ist fast nichts bekannt. Um so interessanter wurden diese Riesen der Tierwelt für uns. Außerdem haben wir beide eine heimliche Liebe für Nashörner. Es ist wahrhaftig kein Wunder, daß ich aufgeregt bin. Ich habe unsere beiden Exaktas „schußbereit“ gemacht und mit Teleobjektiven versehen. Die eine Kamera ist mit Schwarzweißfilm, die andere mit Farbfilm geladen. Meine Aufgabe ist es, meinem Manne während des Rittes je nach Bedarf die gebrauchsfertigen Apparate vorzureichen, Filme auszuwechseln und, wenn Zeit und Gelegenheit es erlauben, zu fotografieren. Noch ruhen die Kameras vor mir im Sattel. Keiner spricht ein Wort. Nur das Rascheln des Schilfes, das von dem breiten Schädel des Elefanten beiseite gedrückt wird, ist zu hören. Der Reitelefant folgt einem Wechsel der Panzernashörner. Dieser Pfad wird von den Nashörnern auf ihren täglichen Wanderungen zum Bad, zur Suhle und zu den Futterplätzen benutzt. Daß wir wirklich einem Wechsel folgen, sehen wir erst, wenn wir uns umwenden. Ein breiter festgetretener Pfad wird für wenige Augenblicke sichtbar, bevor sich der Grasdschungel hinter dem Elefanten wieder schließt. Die Wechsel der Nashörner sind Tunnelstraßen, ein unsichtbares Verkehrsnetz. An manchen Kreuzungen türmt sich Nashornkot zu hohen Bergen. Obenauf liegt eine Schicht frischen dunkelbraunen Kots, ein sicheres Zeichen für die Anwesenheit der „gepanzten Riesen“. Das indische Nashorn scheint anders mit seinen Ausscheidungen zu verfahren als das afrikanische Spitzmaulnashorn, das seinen Kot zerwühlt und keine Hügel anlegt. Hin und wieder tauchen mitten im Graswald sumpfige Lichtungen auf, die von den Wechsellern überquert werden. Tiefe kleine Löcher, die an ihrem Grund mit Wasser gefüllt sind, erweisen sich als Fußstapfen der Nashörner. Wieder taucht der

Elefant im Grasdschungel unter, wieder pflügt sein massiger Körper die endlos scheinende Graswildnis. Der Förster, der vor uns reitet, wird nur sichtbar, wenn unser Elefant dem seinen dicht auf den Fersen bleibt. Entsteht ein kleiner Abstand oder macht der Wechsel eine Biegung, verschwinden Tier und Mensch hinter dem grünen Dickicht der Gräser. Endlich öffnet sich der grüne Vorhang, und vor uns breitet sich eine große Lichtung aus, die mit saftigen Kräutern bewachsen ist; ein idealer Äsungsplatz. Ein Rudel Muntjaks springt bei unserer Annäherung auf und entflieht in großen Sprüngen auf die Grasmauer zu. Hell leuchten ihre Spiegel auf. Die weißen Schwänzchen sind — buschig wie ein Rasierpinsel — steil nach oben gerichtet. Dann hat sie schon der Dschungel verschluckt. In der Mitte der Lichtung bilden blühende Wasserhyazinthen einen lila Teppich. Ein Marabu hat seinen Kopf tief in die Schültern gezogen und gleicht einem frierenden Mann in schwarzem Mantel. Er ist sehr scheu. Kaum hat er uns bemerkt, erhebt er sich und fliegt mit schwerem, geräuschvollem Flügelschlag über unsere Köpfe hinweg zu einer Gruppe abgestorbener Bäume, die aus dem grünen Meer aufragt. Auf einem Ast läßt er sich nieder, lüftet das Gefieder, schüttelt den Kopf und nimmt wieder seine Ruhestellung ein. Wir reiten am Rande der Lichtung entlang. Der Boden ist morastig. Nur langsam kommt der Elefant vorwärts, denn seine Säulenbeine sinken tief in den tongrauen zähen Schlamm ein. Allmählich wird der Boden wieder fester. Unser Elefant hat Hunger. Im Vorübergehen mäht er mit dem Rüssel garbenweise das Gras und läßt es im Maul verschwinden. Aber schon treiben ihn die Füße des Mahauts wieder in den Dschungel hinein. Zum Fressen bleibt ihm keine Zeit.

Das Gras wird niedriger. Wir reiten auf einen abgebrannten Teil des Sumpfgraslandes zu. Das Feuer hat die saftigen Halme nicht zerstören können. Nur die Blätter sind verbrannt, und wo ursprünglich ein Blatt aus dem Halm wuchs, zeichnet sich jetzt ein breiter verkohlter Rand ab. Wie Stachelschweinborsten sehen die dünnen verkohlten Stengel des Sumpfgrases aus. Sie peitschen wie Rohrstöcke unsere nackten Waden, sie streifen ihre schwarze Asche an unseren Anzügen ab und beschmieren Gesicht und Arme mit Ruß. Angestrengt spähen wir in das Gewirr des gelbschwarzen Rohrdickichts. Wir reiten dicht hinter dem Förster. Er wendet sich um und flüstert: „Die Rhinos lieben die salzige Asche.“ Im gleichen Augenblick richtet sich sein Mahaut steif auf und weist mit der Hand nach vorn. Ich kann nichts Außergewöhnliches entdecken, nur das Gitterwerk der vom Feuer ausgedörrten Grasstengel, einen verkohlten Baum, in dessen kahlen Zweigen weiße Reiher sitzen, und einen flachen Felsen. Ich will mir einen weiteren Rundblick verschaffen und steige auf den Sattel. Wie der Blitz bin ich wieder auf meinem Platz, denn kaum fünf- bis zwanzig Meter vor uns steht kein Fels, sondern unser erstes Panzernashorn. Die Mahauts lenken die Elefanten so, daß wir in gutem Wind an das Nashorn heranreiten. Es hebt witternd den Kopf. Die großen Ohren sind nach vorn gerichtet. Sie lokalisieren die Schallquelle. Wenn nur die Elefanten nicht so geräuschvoll liefen! Während wir mit den Kameras am Auge vor Aufregung zittern, schlagen sie mit dem Rüssel spielerisch auf die dünnen Halme, daß sie wie Luftgewehrschüsse knallen. Der Lärm muß das Nashorn in die Flucht treiben oder zum Angriff reizen. Doch das Nashorn hat uns noch immer nicht entdeckt. Es spürt wohl, daß irgend etwas in seiner Nähe ist, doch es kann nicht erkennen, was es ist und wo es ist. Unsicher fährt der große Kopf hin und her, und die geblähten Nüstern versuchen, Witterung zu bekommen. Erst als wir uns ihm auf fünfzehn Meter nähern, sieht es uns. Es

schnaubt, läuft einige Meter zur Seite und wittert wieder. Nashörner haben sehr schlechte Augen. Diese Kurzsichtigkeit verleiht den wehrhaften Riesen etwas rührend Hilfloses. Man muß sie bedauern und gern haben. Wir verschießen Bild um Bild, bis das Panzernashorn schließlich bei einer Annäherung auf zehn Meter die Flucht ergreift.

Wenige Minuten später begegnen wir einem starken Bullen. Seine graue Haut ist von vielen Narben bedeckt. Am Hals schiebt sie sich wie der Balg einer Ziehharmonika zu einer dicken Krause zusammen. Das Horn des Bullen ist kurz, breit an der Basis und verjüngt sich schnell zur Spitze. In seiner Nähe steht eine Nashornkuh mit einem etwa einjährigen Kalb. Sie lassen uns bis auf zehn Meter herankommen. Selbst als wir uns ihnen noch weiter nähern, ergreifen sie nicht sofort die Flucht, sondern trachten nur, sich zu verbergen. Es ist sehr schwer, die Tiere in dem hohen Gras zu entdecken. Auch für das Fotografieren erweist sich das Gras als sehr hinderlich. Es steht vor den Tieren wie ein Gitter.

Eine zweite große Lichtung breitet sich vor uns aus. Schwarzkopfstörche, Kuhreiher und ein Schlangenhalsvogel mit seinem langen, dünnen, unwahrscheinlich biegsamen Hals stehen im hellen Morgenlicht. Ein kleiner Trupp Wildschweine ergreift die Flucht und verschwindet im Tunnel eines Nashornwechsels. Sie sind bedeutend kleiner als unsere einheimischen Wildschweine. Für Sekunden taucht der hellbraune Körper eines Barasingha-Hirsches am Rande der gegenüberliegenden Graswand auf. Schon hat er uns erspäht. Sein Kopf fliegt hoch. Mit zur Flucht gespannten Muskeln saugt er unsere Witterung ein, die der Wind ihm zuträgt, und springt mit erhobenem Schwänzchen ins Dickicht zurück. Auch die Vögel breiten ihre Flügel aus und streichen ab. Die Sumpfwiese liegt leer und verlassen vor uns. Wieder reiten wir auf Nashornwechseln in den Grasdschungel hinein. Wieder tauchen wir in dieser Pflanzenfülle unter und sehen nur unseren Elefanten und die hohen grünen Grasmauern, die uns dicht umdrängen. Nur das Rauschen und Rascheln der Halme ist zu hören, die der massige Körper unseres Elefanten beiseite drückt. Plötzlich stehen wir vor einem See. Er ist mit einem trügerischen Teppich dunkelgrüner Wasserpflanzen bedeckt. Der Mahaut gibt dem Elefanten den Befehl, das Wasser zu durchqueren. Das Ufer ist steil. Der Riese stemmt die Vorderbeine steif nach vorn und rutscht auf dem Hinterteil den glitschigen Abhang hinunter. Dann wadet er auf dem morastigen Grund durch das Wasser hindurch zum anderen Ufer. Mit seiner breiten Brust pflügt er eine Bahn durch die dichte Wasserhyazinthendecke, die sich hinter ihm langsam wieder schließt. Nun folgt eine anstrengende Schlammwanderung für unsere Reittiere. Wenigstens einen halben Meter tief versinken sie im Sumpf. Mühsam ziehen sie ihre Beine wieder aus dem Morast heraus, der sie mit einem quietschenden Geräusch freigibt. Glucksend füllen sich die tiefen Löcher mit grauem Schlammwasser. Nach langem, beschwerlichem Marsch bekommen die Elefanten wieder festen Boden unter die Füße. Sie sind müde geworden und reagieren nicht mehr sofort auf den Befehl ihrer Lenker. Doch die Mahauts sind unerbittlich. Mit den Eisenhaken, die sie den Elefanten bei jeder kleinen Verfehlung auf den Schädel schlagen, lassen sie ihre scheinbare Überlegenheit spüren und zwingen die Tiere unter ihren Willen. Weit vor uns, auf einer Böschung, stehen spärlich belaubte Bäume, in deren Zweigen Marabus hocken. Der Marabu scheint in Indien zahlreicher zu sein als in Afrika, denn dort sahen wir ihn nie in solchen Scharen. Ein Büffel taucht vor uns auf. Wir sehen nur den breiten schwarzen Schädel mit den weit ausladenden Hörnern. Sein

Körper ist von verbranntem Gras verdeckt. Bevor wir ihn fotografieren können, geht er stampfend ab.

„Der Büffel ist das gefährlichste Tier in unserem Reservat“, sagt der Förster. „Er ist gefährlicher als Nashorn und Tiger. Auf den Elefanten sind wir vor ihm sicher. Denn ihnen geht er aus dem Wege.“

Wenige Meter vor uns liegt eine Nashornmutter mit ihrem Kalb in einer Staubmulde. Sie heben die Köpfe und stehen auf, als wir heranreiten, aber sie fliehen nicht. Selbst als wir nur noch fünfzehn Meter von ihnen entfernt sind, rennen sie nicht davon. Sie pendeln mit den Ohren, blicken uns aus ihren kleinen Augen an und legen sich wieder nieder, als wir sie verlassen. Nicht weniger als zwölf Nashörnern begegnen wir auf unserem Morgenritt, doch nicht eines steht so frei, daß wir eine befriedigende Aufnahme machen können. Das stimmt uns nicht mutlos. Wir bleiben noch viele Wochen in Kohora. Vielleicht gelingt es uns, eine Tageszeit ausfindig zu machen, wo die Panzernashörner auf den großen Lichtungen stehen. Nach den Wechseln und Fahrten zu urteilen, werden diese Sumpfwiesen häufig von ihnen aufgesucht. Aus dem Gras ragt der graue Rücken eines Elefanten. Sein Mahaut winkt uns zu. Aufgeregtes Stimmungsgewirr schlägt an unser Ohr. Was ist geschehen? Unsere Elefanten werden zu schnellerer Gangart angetrieben. Die Gräser peitschen unsere nackten Arme und Beine. Wir werden auf dem Rücken des grauen Riesen hin und her geschüttelt. Dann stehen wir vor einer Grube, um die herum Forstarbeiter in freudiger Erregung springen.

„Ein Nashorn ist in den frühen Morgenstunden in die Grube gefallen“, erklärt uns der Förster. „Es ist das dritte Tier, das wir innerhalb von vier Wochen fangen konnten.“

Wir steigen vom Elefanten und schauen in das Loch, in dem ein Nashornkalb um seine Freiheit kämpft. Es versucht, an den steilen Wänden hochzuklettern, aber seine Füße rutschen immer wieder ab, und das Tier fällt in den Schlamm zurück, denn der Boden der Fanggrube ist mit gelbem Schlamm bedeckt. Die Augenlider blinzeln und versuchen, den zähen Brei herauszudrücken. Als das Nashorn schließlich völlig abgekämpft und entkräftet zu Boden sinkt, schaut nur noch sein breiter Rücken aus dem Schlamm. Es muß den Kopf an die Grabenwand stemmen, um nicht in der gelben Masse zu erstickern.

Die Fanggrube liegt auf einem von den Nashörnern regelmäßig begangenen Wechsel. Sie war mit Schilfstengeln sorgfältig abgedeckt, auf die man den dunklen Boden vom Wechsel so geschickt aufgetragen hatte, daß selbst das menschliche Auge keinen Argwohn schöpfen konnte. Und wie leicht es ist, die Augen eines Panzernashorns zu täuschen! Die Mutter des Kalbes ist nicht weit entfernt. Wir hören ihr Blöken, mit dem sie nach dem Kind ruft. Das Kalb antwortet nicht. Es ist zu schwach und scheint sich seinem Schicksal ergeben zu haben. Die Forstarbeiter decken die Grube wieder zu, um die sengenden Sonnenstrahlen von dem gefangenen Tier fernzuhalten. Heute nachmittag werden elf Elefanten eine lebende Mauer um die Grube bilden, und auf diese Weise vor den Angriffen der erregten Nashornmutter geschützt, werden Forstarbeiter die Vorbereitungen für den Abtransport des Kalbes treffen.

Es ist elf Uhr. Die Sonne steht schon fast senkrecht über uns und brennt auf unsere nackte Haut. Wir fühlen uns hungrig, denn wir haben noch nicht gefrühstückt. Die Elefanten sind müde. Sie gehören nicht zu den ausdauernden Arbeitern. Ein Marsch von sechs Stunden ist das Äußerste, was man von einem Reitelefanten erwarten darf.

In freier Wildbahn fressen sie fast den ganzen Tag, denn sie müssen gewaltige Futtermengen zu sich nehmen, um ihren Stoffwechsel in gutem Zustand zu erhalten. Eigentlich haben sie keine Zeit zum Arbeiten, denn sie sind Sklaven ihres riesigen Körpers.

Müde schwanken sie der Forststation zu. Immer häufiger bekommen sie den Eisenhaken zu spüren. Sie quittieren den Schmerz mit einem kehligen Grollen. Nur wenn sie sich lösen wollen, dürfen sie stehenbleiben. Ich bedaure die Elefanten, denn die Härte, mit der sie behandelt werden, scheint mir übertrieben. Ich möchte den Mahaut bitten, schonungsvoller mit den Elefanten umzugehen, aber er versteht uns nicht. Die Füße des Mahauts stemmen sich hinter die Ohren und treiben den müden Riesen mit rhythmischen Stößen vorwärts, bis wir unseren Bungalow erreicht haben.

Wir ordnen und registrieren die belichteten Filme, nehmen unser Frühstück ein und gehen zu den Mikirmännern, die vor der Forststation Schutzkörbe für Jungbäume flechten. Es sind kleine, kräftige, muskulöse Gestalten mit gelbbrauner Haut. Ihre Kleidung besteht aus einem schmalen Tuch, das sie um die Lenden geschlungen haben. Die Mikir sind eine nationale Minderheit mit eigener Sprache, eigener Religion und eigenen Lebensgewohnheiten. Sie führen ein zurückgezogenes Dasein in entlegenen Bergdörfern. Nur hin und wieder kommen sie aus den Bergwäldern herab, um als Forstarbeiter Geld zu verdienen, mit dem sie auf dem Markt Werkzeug, Gewürz und Baumwolle einkaufen.

Die Mikir schlagen breite Bambuslatten senkrecht in den Boden — auch ihr Hammer besteht aus Bambus. Zwischen diese kreisförmig angeordneten Stäbe werden schmale Bambusbänder geflochten. So entsteht in kurzer Zeit ein bodenloser Korb. Dieser Korb wird über die jungen Bäume gestülpt und soll sie vor Wildverbiß schützen. Wir folgen einem schmalen Pfad, der uns in eine enge Schlucht führt. Zwischen steil aufstrebenden Wänden, die von üppigem Pflanzenwuchs bedeckt sind, zwingt sich ein Fluß hindurch. Felsbrocken liegen verstreut umher und türmen sich an manchen Stellen zu hohen Steinbergen. Ein entwurzelter Baum klemmt zwischen ihnen. Seine Äste sind zersplittert, und die Rinde hängt zottig, wie zerschlissene Lumpen, am Stamm. Das glatte, vom Wasser blankgeschleuerte Holz schimmert, gebleichten Tierknochen ähnlich, weiß in der Sonne. Der Fluß nimmt nur ein Drittel seines Bettes ein und zieht träge dahin. Die schroffe Wildheit der Schlucht steht im Gegensatz zu dem friedlich plätschernden Fluß. Doch einen Monat später wird sich der Fluß in einen reißenden Strom verwandeln und in breiter Flut das Land überschwemmen. Über die aufgetürmten Felsen wird sich ein tosender Wasserfall stürzen, denn die starken Regenfälle in der Monsunzeit verleihen dem Bach eine gefährliche Kraft, die Felsen bewegt, Bäume entwurzelt, Felder verwüstet und Häuser zerstört.

Im seichten Wasser stehen Männer und waschen Hemden. Wahrscheinlich sind sie Berufswäscher, die in Indien Dhobi genannt werden, denn Ehemänner würden „ihr Gesicht verlieren“, wenn sie ihren Frauen diese Arbeit abnähmen. Männer waschen nur für Fremde und nur gegen Bezahlung. Die indische Methode der Wäschebehandlung unterscheidet sich stark von der uns gewohnten. Das Kleidungsstück wird sorgfältig eingeseift, zusammengedreht, an einem Zipfel gepackt und kräftig gegen einen im Wasser liegenden Stein geschlagen. Das Wäschestück saust durch die Luft wie die Flügel einer Windmühle im Sturm und klatscht rhythmisch auf den Stein. Schließlich wird die Wäsche ins Wasser getaucht, geknetet und im fließenden Wasser gespült. Eine einfache, gründliche, aber keineswegs gewebeschonende Art der Wä-

scherei. Als ich diese Methode noch nicht kannte, wunderte ich mich immer, warum an unseren Hemden, die der Dhobi sauber gewaschen und gebügelt zurückbrachte, oft Knöpfe fehlten. Jetzt weiß ich, wo sie geblieben sind.

Von den Männern getrennt, auf der anderen Seite des Flusses, baden Frauen. Sie stehen im Wasser und haben die Saris geschürzt. Eine wäscht sich das lange schwarze Haar. Eine alte Frau wadet durch das seichte Wasser einer tieferen Stelle zu, um zu baden. Sie ist nur mit einem Lendentuch bekleidet. Plötzlich taucht sie, bleibt einige Sekunden unter Wasser und paddelt dann fröhlich und munter wie ein junges Mädchen im Fluß umher.

Die Frauen haben uns entdeckt und stecken die Köpfe zusammen. Unsere Anwesenheit ist ihnen unangenehm. Sie fühlen sich belauscht. Sie kauern sich nieder und wenden ihre Gesichter ab. Wir wollen sie nicht länger stören und gehen langsam zum Bungalow zurück. Nach dem Mittagessen reiten wir wieder zum Sumpf, um den Abtransport des gefangenen Nashorns mitzuerleben. Es ist unerträglich heiß, aber die fleißigen Bauern pflügen noch immer. Sie haben sich ein Tuch zum Schutz vor der Sonne auf den Kopf gelegt.

Das Nashornkind liegt schwer atmend im Schlamm. Forstarbeiter graben eine Rampe ab, um eine Anfahrt zum Fangloch herzustellen. An einer Schmalseite der Grube wird ein Graben ausgehoben, der sanft abfällt, so daß der eiserne Transportkäfig hinunterrollen kann. Zwischen Graben und Grube bleibt eine schmale Erdmauer, die den Ausbruch des Tieres verhindert. Mit breiten Hacken lockern die Männer den schweren, tonigen Boden, häufen ihn auf flache Körbe und tragen diese auf den Köpfen aus dem Graben heraus. Jedesmal wenn die Späher auf den Rücken der Elefanten die Annäherung der Nashornkuh melden, schultert ein Inder sein Jagdgewehr und klettert auf einen Erdhaufen. Doch die Nashornmutter wagt es nicht anzugreifen. Sie poltert heran, macht wenige Meter vor den Elefanten, die ihr einen Trompetenstoß entgegenschmettern, kehrt und rennt in den Grasdschungel zurück. Die Augenlider des Kalbes sind mit Schlamm bedeckt. Er ist in der Hitze getrocknet, und die harte Kruste verursacht offensichtlich einen schmerzhaften Druck auf das Auge. Ein Inder schleppt Wasser herbei und schüttet es dem gefangenen Tier über den Kopf, um es zu erfrischen.

Die Anfahrtsrampe zur Fanggrube ist ausgehoben. Mohan, der größte und stärkste Elefant der Station, bringt den zwanzig Zentner schweren Eisenkäfigwagen heran. Die Sonne geht unter. Als blutroter Feuerball versinkt sie im Grasmeer. Die Riesenleiber der Elefanten heben sich als schwarze Schattenrisse vom Abendhimmel ab. Der erste Stern leuchtet. Mit schweren Flügelschlägen streichen Marabus über den Sumpf hinweg und fliegen zu ihren Schlafbäumen. Petroleumlampen werden aufgestellt. Vorsichtig schiebt der Elefant den Käfigwagen an die Trennwand zwischen Graben und Grube. Das Nashorn stampft und tobt, daß Schlammfladen aus der Grube fliegen. Der Käfigwagen wird geöffnet. Seile werden an beiden Türen so befestigt, daß man die Tür zuziehen kann, wenn das Nashorn im Käfig ist. Das Kalb erhält zwei Schlingen um den Hals, und die Seile werden gestrafft, daß sich das Tier in die dem Käfig abgewandte Seite der Grube zurückzieht. Nun kann die Trennwand abgetragen werden. Mit großen Hacken lockern die Arbeiter vorsichtig die Schollen und heben sie heraus. Heruntergefallene Erdbrocken, die das Schließen der Tür hindern könnten, werden mit Körben aus dem Käfigbereich getragen. Als die Trennwand zur Hälfte beseitigt ist, lockern die Förster die Seile, die das Nashorn zurück-

hielten und führen sie nach vorn, durch den offenen Käfigwagen hindurch. Der Rest der Mauer wird mit Bambusstangen zerstört, was besonders schwierig ist, weil das Nashorn schon jetzt versucht, die Wand zu erklimmen. Als die Trennwand beseitigt ist, stellt das Tier erschöpft seine Befreiungsversuche ein. Es liegt teilnahmslos im Schlamm. Es zuckt nicht, als ihm durch Versehen der Arbeiter ein Lehmbrocken auf den Kopf fällt. Es rührt sich nicht, als es mit Wasser abgespritzt wird. Es läßt alles mit sich geschehen.

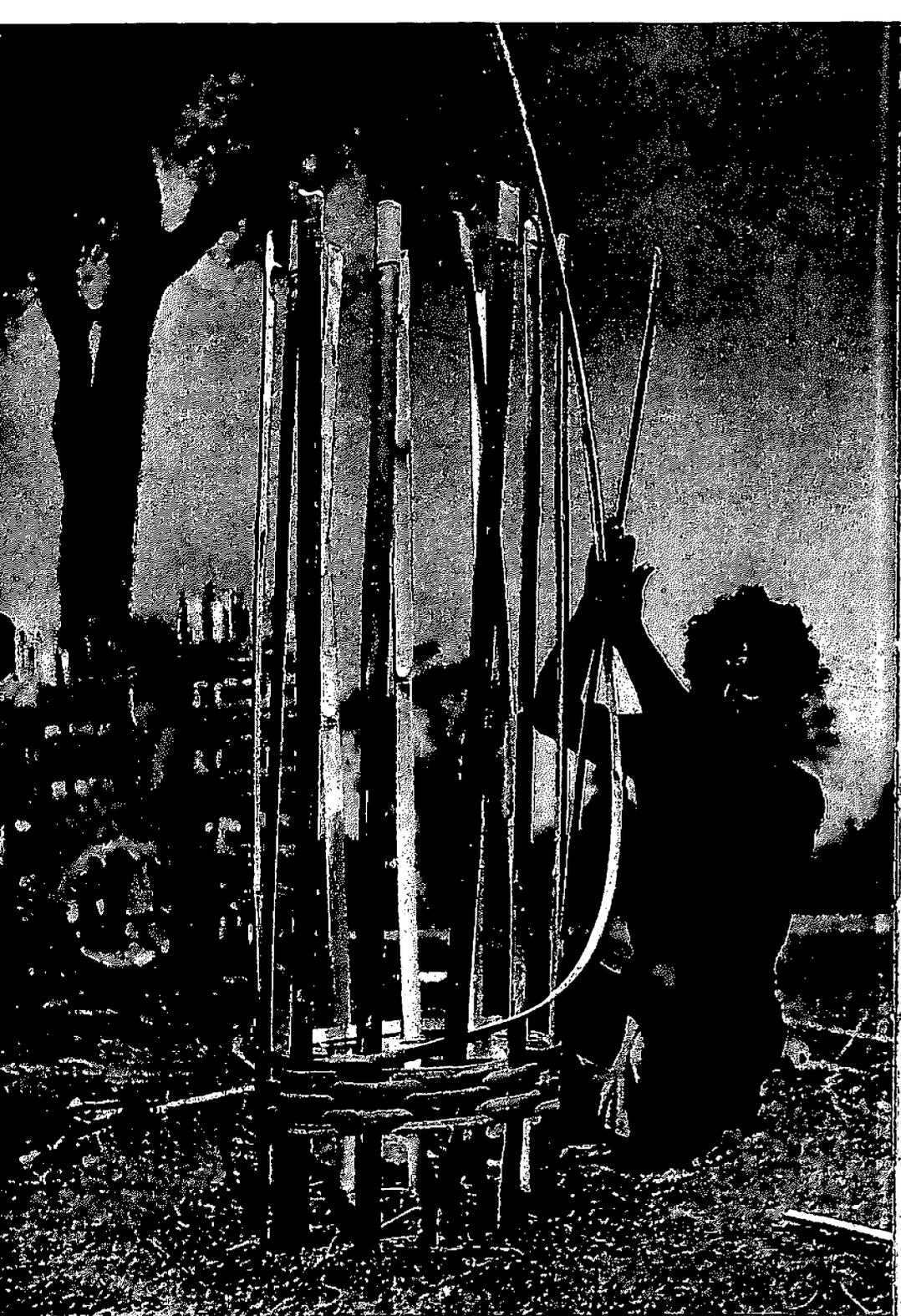
Vier Männer, die das Seil durch den Käfig geführt haben, ziehen an. Andere beklopfen das Hinterteil des Nashornkalbes mit Bambusstangen. So wird es halb geschoben, halb gezogen in den Käfig gebracht. Die Türen schließen sich hinter ihm. Ein Seil wird als Sicherung rings um den Käfig gebunden. Es ist sehr schwierig, die Eisenbolzen in den Türverschluß zu schlagen, weil das Nashorn, das auf dem glitschigen, stark geneigten Käfigboden ständig ausrutscht, mit seinem ganzen Gewicht auf der Tür liegt. Endlich ist es geschafft! Bambusstangen werden zwischen den Gitterstäben hindurchgeschoben. Sie sollen das Nashorn einengen, damit es sich nicht bewegen kann, sonst würde sich das Tier bei der Fahrt über Stock und Stein verletzen. Der Käfig wird mit Eisenketten an Mohan befestigt; der zieht Wagen und Nashorn, die zusammen ein Gewicht von mehr als anderthalb Tonnen besitzen, einige hundert Meter weit, ohne zu verschnaufen. Dann lassen seine Kräfte nach. Er bleibt mit weitgeöffnetem Maul stehen. Der Mahaut gönnt ihm nur eine kurze Ruhepause und treibt ihn weiter. Der Wagen poltert einen Hang hinab, wird durch einen knietiefen Bach hindurch und am anderen Ufer wieder hochgezogen. Mohans Atem fliegt. Sein Maul ist auch beim Laufen weit geöffnet. Wir reiten dicht neben ihm und spüren die Wärme, die von dem schwer arbeitenden Tier ausgeht. Von drei Ruhepausen, die der Elefant durch Stehenbleiben verlangt, wird ihm höchstens eine gewährt. Der Eisenhaken treibt das stark erschöpfte Tier unerbittlich weiter vorwärts. Man sieht, wie sich der Körper gegen das Gewicht stemmt, wie er mit größter Anstrengung den Wagen hinter sich herzerzt. Wieder bleibt der Elefant stehen. Er ringt nach Luft. Sein Rüssel greift ins Maul, saugt Speichel auf und bläst ihn gegen den Bauch. Mohan bleibt so lange stehen, bis sein Atem ruhiger wird. Erst dann läßt er sich weiterrücken. Er bespritzt sich jetzt fortwährend mit Speichel, den er aus seinem weitgeöffneten Maul saugt.

Je näher wir dem Dorfe Kohora kommen, um so zahlreicher werden die Menschen, die sich dem ungewöhnlichen Zuge anschließen. Ein Trommler findet sich ein, der singend, trommelnd und gestikulierend hinter uns her zieht. Es scheint der Dorfclown zu sein. Die Forstarbeiter geben ihm ein Zeichen, daß er sich still verhalten soll. Nach anderthalb Stunden schwerster Arbeit erreicht der Elefant sein Ziel. Das Nashorn, das sich während des Transportes ruhig verhielt, weil es vollauf damit beschäftigt war, das Gleichgewicht zu halten, wird in den Kral gelassen, wo es sich nun von den Anstrengungen des Fangs erholen kann. Schnell reiten wir zum Rasthaus, denn es ist empfindlich kalt geworden.

Vor unserer Tür schläft wieder der schwarze Hund. Als er uns hört, erhebt er sich schnell und springt freudig an uns hoch, als gehöre er schon seit vielen Jahren zu uns.

So sehr auch die bunten Gewänder des Textilhändlers locken, die Mikirs bleiben doch bei ihrer alten Tradition. Sie tragen blaue oder schwarze Röcke und weiße oder rote Brusttücher, die sie auf primitiven Webstühlen selbst herstellen.





Wir sind todmüde. Der ungewohnte Ritt, die Hitze des Tages und die vielen neuen Eindrücke haben uns sehr angestrengt. Wir zwingen uns zu den wichtigsten Tagebucheintragungen und sinken mit schweren Gliedern aufs Bett.

Über Nacht sind Wolken aufgezogen. Der Himmel ist bedeckt. Die Berge der Mikir sind von Nebel eingehüllt. Grauer Dunst verbirgt den Sumpf der Panzermashörner. Feuchte Luft schlägt uns entgegen und jagt Kälteschauer über den Rücken. Wir ziehen unsere Pullover an, doch sie wärmen nicht, denn sie sind feucht wie unsere Tropenanzüge, obgleich wir sie im Koffer aufbewahrten. Wann werden wir wieder einmal trockene Kleider anziehen können?

Heute steht kein Reitelefant für uns bereit. Die Förster haben den Tieren für die gestern geleisteten Überstunden einen Rashtag zugebilligt. So beschäftigen wir uns in den frühen Morgenstunden mit häuslicher Arbeit. Während Wolfgang Filme ordnet und registriert, wasche ich Wäsche und hänge sie — mit wenig Hoffnung auf Erfolg — zum Trocknen an das offene Fenster. An einer dünnen Leine, die quer durchs Zimmer gespannt ist, hängen Buschhemden, Taschentücher und Strümpfe. Kein Wunder, daß es Wolfgang in dieser Umwelt nicht lange aushält. Wir bewaffnen uns mit dem Regenschirm und verlassen den Bungalow, um dem gefangenen Nashorn einen Besuch abzustatten. Ein feiner Nieselregen weht uns ins Gesicht. Von der Plattform aus können wir das Nashorn sehen. Es steht in seinem Kral und frißt frisches, saftiges Gras. Den zähen Schlamm hat der Regen von seinem Körper heruntergewaschen. Es fühlt sich offensichtlich wohl und ist auch nicht schreckhaft. Nachdem es gefressen hat, legt es sich nieder. Seine Augen sind von dem Schlammbad in der Fanggrube entzündet und sondern einen weißen Schleim ab. Das ältere Nashorn im Nachbargehege hat sich anscheinend stark erregt, als der Frischfang gestern nacht ausgeladen wurde. Es muß im Gehege umhergerannt sein, denn es zeigt zahlreiche Hautabschürfungen am Kopf.

Vom Dorf her klingt klägliches Gemecker. Kinder treiben eine Ziegenherde über den Fluß. Freiwillig steigen die gescheckten Tiere nicht in das Wasser. Deshalb werden sie von den Knaben am Halsband gepackt und gewaltsam in den Fluß gezerrt. Meckern nähert sich die Herde dem Nashornkral. Mit affenartiger Gewandtheit klettern die Kinder auf die Umzäunung, schauen sich schweigend das Nashorn an und gleiten wieder zum Boden hinab, um ihrer Herde zu folgen. Es regnet stärker. Wir müssen im Bungalow Schutz suchen. Ein Schakal springt vor unseren Füßen über den Weg. Ein zweiter will ihm folgen, flieht aber, als er uns bemerkt, erschreckt in die grünen Büsche der Teeplantage zurück. Bevor der Regen sich zum schweren Wolkenbruch wandelt, haben wir den Bungalow erreicht. Die Luft ist von Feuchtigkeit gesättigt. Das Schreibpapier wellt sich. Mein Taschenmesser rostet. Briefftasche und Portemonnaie fassen sich unangenehm glitschig an. Wolfgangs Hutband schimmelt, und die Betten riechen nach Moder. Werden die Kameras und Filme dieses Dampfbad überstehen, ohne Schaden zu erleiden? Es regnet unaufhörlich. Vergeblich suchen wir nach einem Stück blauen Himmels.

Nach dem Mittagessen zerreißt endlich die graue Wolkendecke. Die Sonne zwingt sich durch den Spalt und wirft ihre wärmenden Strahlen auf das nasse Land. Die

Auf der Forststation Kohora arbeiten auch Mikirs. Sie flechten aus gespaltenen Bambusstengeln Zylinder, die über junge Bäumchen gestülpt werden, um sie vor Wildverbiß zu schützen. Die Männer sind mit einem Lendenschurz bekleidet.

Erde dampft. Von den gewaschenen Blättern fallen die letzten Tropfen. Die Vögel zwitschern wieder. Es duftet nach Blumen und nach Erde. Das Myna-Starenehepaar, das vor wenigen Tagen den Grundhalm zu einem soliden Nest im Dachgebälk vor unserem Fenster gelegt hat, fliegt wieder aus, um Nistmaterial einzutragen. Schnell packen wir die Kameras und laufen zum Fluß hinunter. Das Licht, das jetzt über der Landschaft liegt, eignet sich gut für Farbaufnahmen. Ein kleiner Kormoran schwimmt auf dem Wasser. Bevor wir ihn aufs Korn nehmen können, haben uns die grünen Augen des Vogels entdeckt. Er fliegt davon. Am anderen Ufer kauern die Frauen der Mahauts und scheuern ihre Kochtöpfe. Es sind formschöne Kupfergefäße, die von den Inderinnen mit Stroh und Flußsand auf Hochglanz poliert werden. Der Stolz einer jeden Hausfrau in Assam, die etwas auf sich hält, sind blitzende, funkelnde Töpfe. Und so sitzen sie und reiben und waschen, bis auch die letzte Spur des fettigen Rußes von ihren Gefäßen verschwunden ist. Als sie uns bemerken, verstummt ihr fröhliches Geschwätz. Ihre heitere Ungezwungenheit ist im Nu verschwunden. Sie beobachten uns mißtrauisch. Wir tun so, als hätten wir sie nicht gesehen. Wir fotografieren alte knorrige Bäume, die von Schlingpflanzen allmählich erwürgt werden, versuchen, die wunderschönen unruhigen Schmetterlinge auf den Film zu bannen, und erst als das Schwätzchen am anderen Ufer wieder aufgenommen wird, suchen wir uns einen Standort, von dem aus wir die fleißigen Hausfrauen unbemerkt mit unseren Teleobjektiven fotografieren können. Bald sind die Inderinnen mit ihrer Arbeit fertig. Sie spülen die Töpfe, schöpfen Wasser hinein und tragen sie zum Dorf zurück. Ein Gefäß wird auf dem Kopf balanciert, das zweite gegen die Hüfte gestemmt. Sie haben eine natürliche Anmut und Gelöstheit in ihren Bewegungen. Was Tänzerinnen und Mannequins bei uns in hartem Training erarbeiten müssen, beherrschen sie unbewußt von Kindesbeinen an, wahrscheinlich weil sie schon als Kinder alle Lasten auf dem Kopf tragen. Das zwingt sie zu einer geraden, aufrechten Haltung und zu einem Gang, dessen Bewegung in der Hüfte aufgefangen wird, denn der Oberkörper bleibt beim Gehen bewegungslos. Der Gang der Europäerin ist schwerfällig, plump und schleppend gegen den wiegenden Gang der Inderin.

In den Bergen grollt Donner. Das Wolkenloch hat sich wieder geschlossen. Die Sonne ist verschwunden. Lockere weiße Wolken schweben unter der grauen Decke. Über dem Sumpf haben sich schwere rote Gewitterwolken zusammengeballt. Bedrohlich schieben sie sich in breiter Front heran. Schon fallen die ersten Tropfen. Kaum haben wir den Bungalow erreicht, öffnet der Himmel seine Schleusen. In Strömen schüttet er den Regen herab. Die Erde kann nicht so schnell schlucken. Pfützen bilden sich und werden zu kleinen Seen. Wege verwandeln sich in Bäche, und vom Dach sprudelt ein Wasserfall. Undurchsichtig wie eine Milchglasscheibe liegt der Regen vor unserem Fenster. Sturm rüttelt am Haus. Er heult und faucht und pfeift, als wolle er das Rauschen des Regens übertönen. Ein greller Blitz zerreißt das Dunkel, unmittelbar gefolgt von schweren Donnerschlägen, die das Haus erzittern lassen. Dann folgt Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag. Wir fühlen uns unmittelbar unter dem Dach des kleinen Hauses nicht sicher genug und steigen schnell ins Erdgeschoß herunter. Die Boys haben sich irgendwo verkrochen. Die Stare schweigen. Die Geckos verharren wie erstarrt an der Decke.

Eine Stunde lang tobt das Unwetter. Dann verziehen sich die schweren Wolken. Die Blitze werden seltener. Der Donner entfernt sich. Und schließlich durchbrechen Sonnenstrahlen den bedeckten Himmel. Millionen von Wassertropfen funkeln in

ihrem goldenen Licht. Dann sinkt die Sonne schnell und läßt das nasse, kalte Land in Dämmerung zurück.

Am nächsten Morgen können wir wieder nicht in den Sumpf reiten. Um fünf Uhr liegt noch dichter Nebel über dem Land, der das Fotografieren und Beobachten unmöglich macht. In den Bergen brodelnd und wallt es wie in einer Hexenküche.

Heute ist Markttag. Weil keine Aussicht auf Wetterbesserung besteht, beschließen wir zum Markt zu gehen, der vier Kilometer von Kohora entfernt in Kaziranga stattfindet. Es ist nicht schwer, den rechten Weg zu finden, denn Männer und Frauen mit schweren Körben auf ihren Köpfen, mit Stangen über den Schultern, an denen Fische und Früchte hängen, mit geflochtenen Taschen am Arm, in denen buntes Federwild gackert, haben dasselbe Ziel. Wir brauchen ihnen nur zu folgen. Bauernhöfen aus Bambus säumen die Straße. Neben den Häusern stehen Pflanzungen mit Bananen, Papayen, Mais und Betelpalmen. Vor den Wohnstätten gehen die Assamesen ihren morgendlichen Beschäftigungen nach. Mütter baden ihre Kinder, Männer lassen sich rasieren. Wäsche wird gewaschen und zum Trocknen auf der Erde ausgebreitet, Frauen kämmen ihr langes schwarzes Haar, und Kinder spielen mit struppigen Hündchen. Ein Bus überholt uns. Wir springen zur Seite, denn die Straße ist schmal. Klappernd braust er vorüber. Er fährt zum Markt. Wir hätten ihn benutzen können. Doch es ist in tropischer Hitze ein zweifelhaftes Vergnügen, in einem mit Menschen und Lasten überladenen Bus zu fahren, inmitten von schreienden Kindern, Säcken von Dörrfisch, Bananentrauben, Kisten, Kästen, Körben und schwitzenden, betelkauenden Männern und Frauen. Rhesusaffen bevölkern ein kleines Wäldchen am Wege. Als wir uns ihnen nähern, springen sie tiefer in den Wald hinein, wohin wir ihnen nicht folgen können.

Endlich zweigt von der Straße ein schmaler Pfad ab, der uns zum Markt führt. Schon von weitem hören wir indischen Gesang, der von einem plärrenden Lautsprecher übertragen wird. Dann sehen wir den Markt. Ein unbeschreiblich buntes Bild entzückt uns, ein Gewimmel von Menschen in verschiedenster Kleidung, ein Durcheinander von Waren verschiedenster Art. Unsere Hände greifen nach den Kameras, denn hier bieten sich schon auf den ersten Blick herrliche und interessante Motive. Da ist der Gewürzhändler, ein alter Assamese, dessen langes, schmales Gesicht durch einen weißen, seidig schimmernden Bart verlängert wird. Seine Augen liegen tief in den Höhlen und werden von buschigen Brauen überschattet. Das Alter hat unzählige feine Fältchen in sein Gesicht gegraben. Bewegungslos wie eine Statue hockt er im Schneidersitz vor seinen Waren, die er auf einem leeren Sack ausgebreitet hat. Curry, ein safrangelbes Puder, das bei fast allen indischen Gerichten Verwendung findet, leuchtet hervor. Rote, braune, schwarze und weiße Gewürzpulver liegen in kleinen Beuteln daneben. Auf einem Körbchen entdeckte ich Chilly, den rüdkischen indischen Pfeffer, dessen Schoten verlockend aussehen, aber so scharf sind, daß man glaubt, Feuer zu schlucken. Neben den Gewürzen werden Feldfrüchte zum Kauf angeboten. Ein Junge, kaum älter als zehn Jahre, ist der Verkäufer. Er hat seine Waren gefällig geordnet. In kleinen Häufchen zu je fünf Stück liegen Kartoffeln und Tomaten in Reih und Glied. Auch Eierfrüchte, Süßkartoffeln, Bananen, Gurken und ein Gemüse, das man in Indien „Ladiesfinger“ — Damenfinger — nennt, verkauft der kleine Händler.

Eine Mikirfrau verkauft blaßrote, giftig aussehende Beeren, die sich bei näherer Betrachtung als wilde Tomaten erweisen.

Eine alte, rundliche Frau mit herben, männlichen Gesichtszügen bietet Betelnüsse an. Ein ganzer Berg dieses begehrten Genußmittels liegt vor ihr. Mit einer eisernen Schere zerschneidet sie die kleinen braunen Nüsse in Scheiben, häuft sie auf grüne Blätter und streicht mit einem Hölzchen Kalk darauf. Für wenige Pfennige kann der Inder stundenlang Betel kauen. Er steckt die Nüsse mit Blatt und Kalk in den Mund. Der Vorrat an frischen Blättern, den die Frau zu Bündeln gepackt vor sich liegen hat, reicht für viele hundert Portionen. Bevor sie die Blätter mit Betelnuß belegt, werden sie zur „Reinigung“ in ein Gefäß mit trübem Wasser getaucht.

Ein Händler ist von alten Benzinkanistern umgeben, in denen sich eine braune, klebrige Masse befindet. Es ist Zucker. Der Mann macht gute Geschäfte. Er hat eine Waage, die mit zwei Fingern gehalten werden muß. Die Gewichte sind flach und rund. Sie sehen wie Riesengeldstücke aus. Gespannt verfolgen die Augen des Käufers den Ausschlag des Pendels. Der Händler legt noch einige Bröckchen Zucker in die Waagschale, bis die Nadel genau in der Mitte steht. Zum Einwickeln der Ware benutzt er alte Zeitungen oder Bananenblätter. Auch Tabak wird angeboten. Er ist schwarz und sehr stark. Die Assamesen drehen sich daraus kegelförmige Zigarillos, die sie jeder Zigarette „made in England“ vorziehen. Unser Förster bot mir vor einigen Tagen einen solchen Glimmstengel an. Ich rauchte. Nach dem dritten Zug trat mir der Schweiß aus den Poren, die Augen tränten, und ich spürte, wie mir das Blut aus dem Kopf wich. Mir wurde übel, und ich schwor, nie wieder selbstgemachte Zigarillos zu rauchen.

Unter einem einfachen, auf Pfählen errichteten, aus aneinandergereihten Grasbündeln bestehenden Sonnendach sitzt der Textilverkäufer. Sein Warenangebot reicht vom Sari bis zur Socke. Alle Arten von Kleidungsstücken kann man bei ihm erstehen. Viele Menschen interessieren sich für seine Auslagen. Doch sie entschließen sich schwer zum Kauf. Der Markt wird nicht von den Reichen besucht. Die kaufen in den Städten. Hierher kommen Menschen, die sich durch schwere Arbeit ihr Geld verdienen müssen. Sie können nicht leichtfertig kaufen. Sie prüfen jeden Gegenstand, drehen und wenden ihn, tragen ihn ins Licht und legen ihn wieder hin, um sich neues zeigen zu lassen. Ungehindert können sie in aller Ruhe ganze Warenberge durchstöbern, um schließlich zu kaufen oder weiterzugehen. Der Verkauf spielt sich ohne Hast, ohne viel Worte ab. Es ist selten, daß ein Händler seine Waren laut anpreist. Was er zu verkaufen hat, liegt gut sichtbar vor ihm ausgebreitet. Jeder der Vorübergehenden kann es sehen, jeder kann es anfassen.

Wir laufen immer wieder an den Reihen der Händler entlang, damit sich die Menschen an unseren Anblick gewöhnen. Anfangs tuschelten sie und schauten uns halb neugierig, halb fragend, halb ängstlich nach. Auch jetzt schafft unsere Anwesenheit noch Unruhe in dem sonst so geregelten Treiben des Marktes. Die Händler vergessen, nach Kundschaft Ausschau zu halten, die Kundschaft vergißt, weshalb sie eigentlich hergekommen ist. Sie betrachten uns, als kämen wir von einem anderen Planeten. Europäer sind auf dem Markt wohl nie zu sehen. Aber auch die Tatsache, daß wir mit Kameras und Teleobjektiven „bewaffnet“ sind, ist ein Grund für ihre Aufregung. Ob wir es jetzt wagen können, einige Aufnahmen zu machen? Man weiß nie im voraus, wie die Leute darauf reagieren werden. Manche stellen sich lachend vor die Kamera und sind stolz darauf, fotografiert zu werden, andere zetern und schimpfen oder verhüllen ihr Gesicht und laufen davon. Unschlüssig setzen wir uns am Rande des Marktplatzes nieder und rauchen eine Zigarette. Ein zweirädriger Karren, von

zwei Wasserbüffeln gezogen, rumpelt heran. Er ist mit rotbraunen Tontöpfen beladen. Der Kutscher sucht sich einen freien Platz, spannt die Ochsen aus und beginnt in aller Ruhe, seine Töpfe abzuladen, die in Reisstroh verpackt sind. Diese schlichten formschönen Gefäße werden in den indischen Haushalten zum Frischhalten des Wassers verwendet. Manche Töpfe sind zerbrochen oder angeschlagen. Sie werden neben der Pyramide der unbeschädigten Waren aufgebaut. Vielleicht hofft der Mann, sie gegen geringes Geld absetzen zu können. In Hockstellung kauert der Töpfer zwischen seiner Ware und wartet auf Kundschaft. Er ist der erste, den wir zu fotografieren wagen. Schnell wählen wir den Ausschnitt, regulieren die Schärfe und schießen klopfenden Herzens das erste Bild. Doch nichts geschieht. Er tobt nicht, er verbirgt sich nicht, er lächelt nicht, er tut so, als existieren die beiden Europäer nicht, die vor ihm auf der Erde hocken. Sein Verhalten macht uns Mut. Wir fotografieren den Töpfer inmitten seiner Gefäße, das Wägeldchen und die Büffel, die sich jetzt niedergelegt haben und bedächtig wiederkäuen. Wir wagen es nun auch, andere Menschen aufs Korn zu nehmen. Es geht besser, als wir zu hoffen gewagt hatten. Wer nicht fotografiert werden will, wendet sich einfach ab. Die anderen reagieren überhaupt nicht, oder sie starren wie gebannt in das Objektiv.

Der größte Andrang herrscht beim Fischhändler. Hier gibt es etwas zu sehen. Neben Bergen von stinkendem Dörrfisch liegen große frische Fische. Einige sind über einen Meter lang. Auch Welse sind darunter und Fische, die unserem Schuppenkarpfen ähneln. Viele Schaulustige beobachten interessiert, wie der Verkäufer die Fische abwägt und von den großen Welsen, je nach dem Geldbeutel des Käufers, dicke oder dünne Scheiben abschneidet. Der Boden rings um den Fischstand ist mit silbrigen Schuppen bedeckt. Schwarzes geronnenes Blut klebt am Gras und wird von Fliegen umschwärmt. Der Ladentisch ist die Erde. Bewunderung spiegelt sich in den Gesichtern der Zuschauer, als ein junger Bursche dem Manne fünf Rupien hinwirft und dafür einen Riesenfisch vom Boden aufnimmt. Er steckt einen Knüppel durch die Kiemen, schultert ihn wie ein Gewehr und läuft davon. Vielleicht ist er Küchenjunge in einem reichen indischen Haushalt.

Neben dem Fischstand werden Hühner verkauft. In grobgeflochtenen breiten Bambuskörben, die wie weitmaschige Netze aussehen, locken sie gackernd die Käufer an. Sie strecken ihre Köpfe aus dem Korb heraus und pikieren mit ihren spitzen Schnäbeln im Erdreich herum. Der Käufer hebt den Korb hoch, besieht sich die Hühnerschar, die ängstlich mit den Flügeln schlägt, packt ein Tier, befühlt die Keulen und die Brust, schiebt es wieder in den Korb hinein, faßt ein zweites oder drittes, prüft es in gleicher Weise, bis er ein Huhn gefunden hat, das seinen Wünschen entspricht. Dann handelt man den Kaufpreis aus. Dem Hühnchen werden die Füße zusammengebunden, und der Käufer klemmt es unter den Arm oder hängt es an seinen Gürtel.

Von Stunde zu Stunde wird es heißer. Längst sind die grauen Regenwolken vom Himmel verschwunden. Die Sonne steht strahlend hell über dem Land. Wir hatten bei unserem Aufbruch am frühen Morgen mit einem kühlen Tag gerechnet und uns entsprechend gekleidet. Jetzt sind die Anzüge und Hemden durchgeschwitzt und kleben naß und lästig am Körper. Viele Marktbesucher haben ihre großen schwarzen Regenschirme aufgespannt, um die stechenden Strahlen der Mittagssonne abzuwehren. Der Schirm ist ein begehrter Gebrauchsgegenstand. Für wenige Rupien kann man ihn in fabrikneuer Verpackung auf dem Markte erwerben. Sogar ein Schirm-

flicker ist auf dem Platz zu finden. Während seine Kunden kaufen oder verkaufen, repariert er ihre Schirme. Er bessert die zerschlissene Bespannung aus, imprägniert und ersetzt zerbrochene Stäbe. Er arbeitet schnell und zuverlässig. Neben einem Erfrischungsstand, wo man in dicken Wassergläsern stark gesüßten Assam-Tee mit Milch serviert bekommt, hat ein Barbier seinen Arbeitsplatz aufgeschlagen. Sein Betätigungsfeld ist sehr umfangreich. Er schneidet nicht nur Haare und rasiert Bärte, sondern er entfernt auch Achselhaare und reinigt mit einem furchteinflößenden Instrument die Ohren seiner Kundschaft.

Inmitten von Kartoffeln, Gewürzen, Betel, Buschmessern und Textilien hat ein Silberschmied seine Schmucksachen ausgebreitet. Halsketten, die aus alten Rupienstücken bestehen, filigrane Ohrgehänge und schwere, kunstvoll geschmiedete Ohrpflocke finden wir unter seinen Waren. Diese geschmackvolle indische Handwerkskunst steht im Gegensatz zu den modernen bunten Plastikarmreifen, die mit kitschigen Mustern bedruckt zu Hunderten von den Kurzwarenhändlern angeboten werden.

Verlockender Duft dringt in unsere Nase. Über einem Holzkohlenfeuer werden in siedendem Fett Teigstücke gebacken. Der Koch schichtet sein Gebäck zu kleinen Pyramiden auf. Goldgelb, glänzend, von Fett triefend, knusprig und lecker läßt uns dieser Anblick das Wasser im Munde zusammenlaufen. Doch angesichts der schmutzigen Hände des Kochs und der aufdringlichen Fliegen, die summend seinen Stand belagern, verzichten wir auf den Genuß.

Mikirfrauen laufen mit nacktem Oberkörper umher. Ihre Kinder tragen sie auf dem Rücken oder im Reitsitz auf der Hüfte. Wenn wir in ihre Nähe kommen, verhüllen sie die prallen Brüste. Die Männer sind nur mit einem schmalen Lententuch bekleidet. Ihr langes Haar ist wie bei den Frauen zu einem tiefen Nackenknoten gebunden. Die Mikirmänner interessieren sich hauptsächlich für Werkzeuge. Prüfend wiegen sie Beile, Hämmer, Buschmesser, Speerspitzen, Hacken und Schaufeln in ihren Händen. Sie betasten das Metall, fahren mit dem Finger vorsichtig über die Schneide, besprechen sich mit ihrer Frau und kaufen schließlich nach langer Überlegung. Auch der Kauf von gesponnener Baumwolle für den Webstuhl der Frau ist ein richtiges Zeremoniell. Der Ehemann begutachtet die Ware ebenso kritisch und sachverständig wie seine Frau. Er reibt den Faden zwischen den Fingerspitzen, versucht ihn zu zerreißen, wählt Farbmuster aus, stellt sie geschickt zusammen, verwirft sie wieder, ordnet von neuem, schaut unschlüssig die Ware an, überlegt, zögert, steht auf, verläßt den Händler und geht zum nächsten, um dessen Wolle zu begutachten. So ein Kauf kann Stunden dauern! In der Zwischenzeit wird das Kind gestillt, Betel gekaut und Tee getrunken.

Die Mikir lassen sich nicht gern fotografieren. Sie wenden ihre Gesichter ab und verbergen die Kinder. Erst als ich mich ohne Kamera mit den Kleinen beschäftige, lieblos über ihre dicken Wangen streiche und sie unter dem runden Kinn kitzle, werden sie zutraulicher. Die Mikirfrauen erwidern das Lächeln, aber schlagen scheu die Augen zu Boden, wenn Wolfgang sie ansieht. Unser Interesse an ihnen und den Kindern verwirrt sie. Aber die mütterliche Eitelkeit besiegt die Scheu, und schließlich zeigen sie uns ihre Kinder, wir dürfen sie bewundern und sogar fotografieren.

Ein Mikirehepaar hockt vor dem Stand eines Textilverkäufers. Der junge Ehemann will seiner kleinen Tochter ein Kleid kaufen. Kritisch betrachtet er die Kattunkleider, die der Händler ihm zeigt. Er prüft Knopflöcher und Nähte. Es ist billigste

Konfektionsware! Die Mikir, die sich ihre Gewänder selbst weben, erkennen das sofort. Sie wünschen bessere Kleider zu sehen. Der Händler öffnet ein neues Bündel. Die Frau zupft ein lustig gemustertes Kleidchen hervor, wickelt ihr Töchterchen aus dem Tragtuch und zieht es ihm über. Die Wandlung vom nackten Dschungelkind zum Püppchen ist verblüffend. Das kleine Mädchen sieht niedlich aus. Aber das bunte Kleid paßt nicht zur Bekleidung der Eltern. Es wirkt aufdringlich und fremd neben den schlichten handgewebten Gewändern der Mikir. Der Mann fragt nach dem Preis. Wahrscheinlich ist ihm das Kleid zu teuer. Er handelt nicht. Sorgsam öffnet er Knopf um Knopf, zieht der Tochter das Kleidchen über den Kopf, reicht es dem Verkäufer zurück und verläßt mit Frau und Kind den Stand. Die Mutter wirft einen traurigen Blick auf das schöne Kleidchen, das sie ihrer Tochter gern gekauft hätte. Sie knotet ihr Kind wieder in das Tragtuch und geht mit ihrem Mann davon. Ich kann die Enttäuschung der Mutter nachfühlen und möchte ihr gern eine Freude bereiten. Während Wolfgang aufpaßt, daß wir die Mikir nicht aus den Augen verlieren, gehe ich schnell zu dem Händler und kaufe das Kleidchen. Dann folgen wir den Leuten und warten auf eine günstige Gelegenheit, unser Geschenk zu überreichen.

Vor einem Stand mit Trockenfischen bleiben sie stehen. Ich berühre den nackten Arm der Frau und spreche sie an. Sie dreht sich nicht um, sondern steht wie erstarrt. Ich klopfte ihr leicht auf die Schultern. Die Frau wendet scheu den Kopf und sieht mich an. Ich zeige auf das Kleid in meiner Hand, zeige auf das Kind und beginne vorsichtig, dem nackten Baby das Kittelchen überzustreifen. Behutsam stecke ich die Ärmchen mit den winzigen Fingern durch die Ärmel. Die Mutter läßt es geschehen. Sie ist völlig hilflos und schaut mich aus ihren großen dunklen Augen ängstlich an. Sie überläßt mir das Kind. Der Mann hockt mit offenem Munde vor mir und beobachtet gespannt, was mit seinem Kinde geschieht.

Das Mädchen wehrt sich nicht. Es schreit nicht. Es blickt mich staunend an und läßt sich anziehen wie eine Puppe.

Ein Kreis Neugieriger hat sich um uns gebildet. Der Fischverkäufer ruft der Mikirfrau etwas zu. Vielleicht erklärt er der Mutter, daß wir ihr ein Geschenk machen wollen. Sie streicht über das neue Kleid, bindet das Baby wieder in ihr Brusttuch und läuft schnell davon, ohne ein Wort oder eine Gebärde des Dankes. Der Mann folgt ihr. Er wendet sich noch einmal um und zeigt uns lächelnd sein schwarzgefärbtes Gebiß. Ich wollte der Frau eine Freude machen, doch ich glaube, sie hat das Geschenk mit mehr Angst als Freude entgegengenommen.

Als die Sonne schon im Zenit steht, gehen auch wir nach Hause zurück. Der Chauffeur des großen Busses, der in der Nähe des Marktes parkt, steigt auf das Dach seines Fahrzeuges und verkündet, daß er in wenigen Minuten abfahren wird. Viele Menschen steigen ein. Wir bevorzugen des Schusters Rappen. Die Sonne brennt auf uns herab. Am Straßenrand stehen keine Bäume, die Schatten spenden könnten. Der Asphalt ist weich wie Hefeteig. Unsere gute Laune leidet nicht unter der Mittagshitze. Wenn unsere Kleider auch wie nasse Badanzüge am Körper kleben und unsere Gesichter der Farbe gesottener Krebse ähneln! Wir pfeifen ein Lied und denken an die schönen Fotos, die wir auf dem Wochenmarkt „schießen“ konnten.

Auf der Straße liegt eine tote Schlange. Ihr Kopf ist mit einem Stein zerschmettert worden. Obgleich nur wenige Arten der in Indien einheimischen Schlangen giftig sind, ist die Furcht der Menschen vor dem Schlangenbiß so groß, daß sie jedes Kriechtier, auch wenn es einer Schlange nur entfernt ähnlich ist, sofort töten.

Die Hitze lastet lähmend auf dem Land. Die Assamesen haben sich in den Schatten ihrer Bambushäuser zurückgezogen. Kein Laut ist zu hören. Über dem Asphalt zittert die Luft.

Nach einstündigem Marsch erreichen wir Kohora. Die Dorfjugend planscht im Fluß. Schon von weitem hören wir ihr fröhliches Lachen. Jungen und Mädchen bespritzen sich gegenseitig und genießen das erfrischende Bad. Ich habe große Lust, mich an der Wasserschlacht zu beteiligen, doch wir haben keine Zeit zum Baden, denn in einer Stunde wird ein Reitelefant bereitstehen, um uns zu den Panzernashörnern zu tragen. Wir müssen das schöne Wetter für unsere Beobachtungen nutzen.

Das Mittagessen ist schon fertig, da der Koch uns früher zurückerwartet hat. Es gibt wieder Hühnchen mit ungesalzenem, gedämpftem Weißkohl und in der Tunke gewärmten geschälten Pellkartoffeln. Wir haben einen großen Fehler gemacht. Als uns der indische Küchenmeister am ersten Tage fragte, wie uns das von ihm zubereitete Essen schmeckt, antworteten wir: „Danke, ausgezeichnet!“ Wir konnten nicht ahnen, daß dieses Lob den Koch ermuntern würde, uns Tag für Tag früh, mittags und abends Hühnchen vorzusetzen.

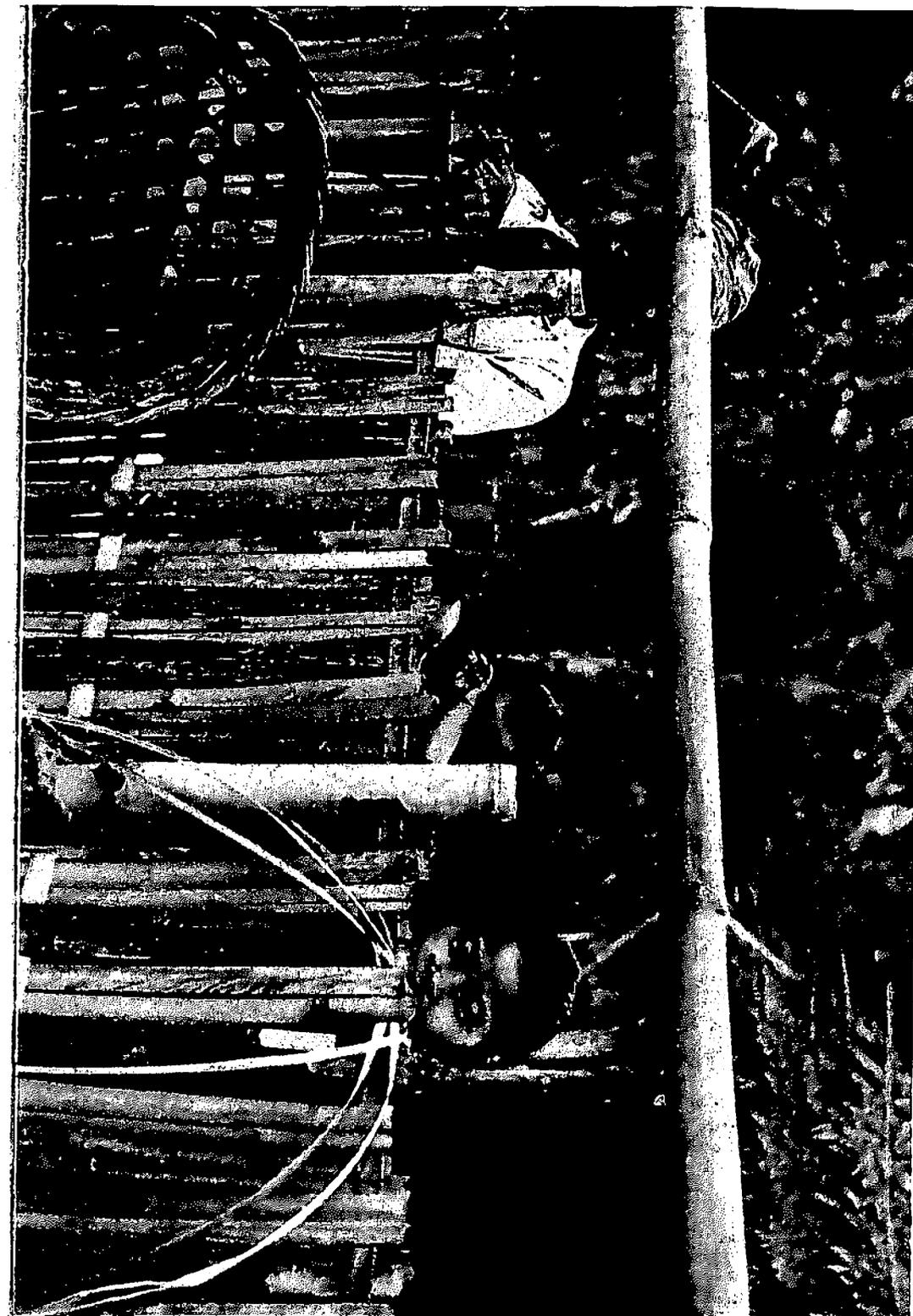
Mein Gesicht brennt wie Feuer. Ein Blick in den Spiegel erschreckt mich. Es ist geschwollen und rot wie eine reife Tomate. Meine Augen erscheinen klein und geschlitzt und die Nase ähnelt in ihrer Farbe der eines süchtigen Trinkers. Unsere blasse „Winterhaut“, die so lange die Sonne entbehren mußte, hat die erste intensive Sonnenbestrahlung schlecht vertragen. Vorsichtig trage ich eine kühlende Salbe auf, klebe ein Stück Papier auf die verbrannte Nase, schütze den Nacken durch ein unter den Hut geknüpftes Taschentuch und besteige in dieser zweckmäßigen Maskierung den Elefanten. Wolfgangs Gesicht zeigt keine Verbrennung. Sein breitkrempiger Hut schirmte die Sonnenstrahlen ab.

Wir haben uns gut an das Reiten auf Elefanten gewöhnt. Der Muskelkater ist abgeklungen. Unsere Haltung hat sich gelockert. Wir haben es gelernt, uns den schwankenden Bewegungen anzupassen und fühlen uns sicher auf dem breiten Rücken des Elefanten.

Der Gradschunzel ist noch schlammiger geworden. Die Wolkenbrüche der letzten Tage haben den Boden in einen zähen Morast verwandelt. Schwerfällig stapft der Elefant durch die grüne Pflanzenmauer zur großen Lichtung, dem Äsungsplatz der Panzernashörner. Bei jeder Bewegung mit den grauen Kolossen machen wir Notizen über den Standort, das Verhalten und auffallende persönliche Merkmale, an denen wir die Tiere voneinander unterscheiden können. Deshalb wird es uns nicht schwerfallen, sie wiederzuerkennen.

Jedes Nashorn besitzt — bei genauer Betrachtung — ein besonderes Kennzeichen: da ist die Nashormutter mit der frischen Wunde auf dem rechten hinteren Oberschenkel, der Bulle mit dem kurzen gestuften Horn, der Bulle mit den verkrüppelten Ohren, der Bulle mit der frischen kreisrunden Verletzung zwischen den Nasenlöchern, die hochbeinige alte Kuh mit der dicken Halskrause aus schlaffen Hautfalten, die nervöse Mutter mit dem wenige Monate alten Kalb und der Bulle mit dem langen, leicht nach hinten gebogenem Horn. Erst wenn wir die Tiere unterscheiden können,

Scheu und noch etwas mißtrauisch lugen die Mikirs über den Gartenzaun, als wir unangemeldet das Dorf dieser Bergreisbauern betreten. Aber schon bald werden sie zutraulicher und gehen, durch uns ungestört, ihrer schweren Arbeit nach.





ist es möglich, ihr Verhalten im Tagesablauf genau zu verfolgen und Untersuchungen über die Ausdehnung, die Benutzung und die Verteidigung ihres Territoriums anzustellen.

Das erste Panzernashorn, dem wir an diesem Nachmittag begegnen, ist ein alter Bulle, dessen borkige graue Haut seinen Artnamen rechtfertigt, denn sie erscheint wahrhaftig als ein Panzer. Schon aus geringer Entfernung wirken die kleinen warzigen Erhebungen auf der Haut wie Schrauben oder Nieten. Es fällt nicht schwer, sich vorzustellen, wie diese gepanzerten, hornbewehrten Dickhäuter auf die ersten europäischen Weltreisenden des Mittelalters gewirkt und deren Phantasie angeregt haben mögen! Sie schrieben den wehrhaften und zugleich unverwundbar anmutenden Tieren übernatürliche Kräfte und wundersame Fähigkeiten zu. Nur wenige hatten das große indische einhörnige Nashorn wirklich gesehen. Aber die Kunde von seiner Existenz verbreitete sich wie ein Lauffeuer über die ganze Welt. Und wie bei einem Gerücht gab jeder, der diese Nachricht verbreitete, seine eigenen Gedanken dazu, so daß aus dem harmlosen Panzernashorn ein sagenhaftes Ungeheuer wurde.

Wir reiten bis auf fünfzig Meter an den Bullen heran. Er hebt den Kopf, stellt die großen Ohren nach vorn und äugt zu uns herüber. Aber er ist nicht scheu, denn er senkt den Kopf wieder zum Gras hinab und äst weiter. Auf seinem grauen Rücken sitzen verliebte Kuhreiher und lassen unentwegt ihren schnarrenden Balzruf hören. Sie haben ihr Hochzeitskleid angelegt, das im Vergleich zu dem Balzkleid anderer Vögel recht bescheiden wirkt. Nur der gelbe Hals hebt sich als Zeichen der Hochzeitsbereitschaft von dem leuchtend weißen Gefieder des Körpers ab. Hin und wieder pickt der spitze Vogelschnabel ein Insekt vom Rücken des Nashorns. Die Reiher sitzen gern auf dem Rücken der Nashörner, wie die vielen kalkweißen Visitenkarten beweisen, die sie ihrem Reittier auf den Rücken spritzten. Zusammen mit den Drongos und Mynastaren sind sie ständige Begleiter der Panzernashörner, denn die dicke Haut dieser Tiere ist für insektenfressende Vögel ein reichgedeckter Tisch. Ihre scharfen Augen erspähen jede Zecke, die ihren Saugrüssel in die Haut des Nashorns gebohrt hat, und jede Fliege, die sich auf dem warmen Körper niederläßt. Emsig hüpfen die kleinen Vögel auf dem Rücken ihres Wirtes umher und suchen sorgfältig das Ungeziefer ab. Die Kuhreiher suchen aber auch auf dem Boden zwischen den Beinen der Panzernashörner nach Beutetieren. Bei jedem Schritt sinken die Nashörner, die ein Gewicht von mehr als dreißig Zentnern erreichen, tief in den sumpfigen Boden ein. Die sich schnell wieder mit Wasser füllenden Trittlöcher enthalten kleine Fische, Mückenlarven, Kaulquappen, Blutegel und zahlreiche andere Tierchen, die von den Kuhreihern gern gefressen werden. Gleichzeitig beobachten sie den dicken Bauch der Nashörner über sich und springen nach den Insekten, die auf ihm landen. Oft sind in der Nähe der Nashörner auch Fischreiher und Purpurreiher zu sehen, doch sie gehören nicht wie Kuhreiher, Mynas und schwarze Drongos zu den ständigen Begleitern dieser Dickhäuter.

Den gefiederten Kosmetikern, die eine systematische Hautpflege an den Panzernashörnern betreiben, wird gleichzeitig eine Wächterfunktion zugeschrieben. Während das Nashorn dem Vogel seine dicke Haut als Äsungsplatz überläßt, soll dieser seinen „Brotgeber“ durch Auffliegen vor der Annäherung eines Feindes warnen. Weil das graue Panzertier von der Natur so stiefmütterlich mit Sinnesorganen ausgerüstet

ist, weil es durch seine Kurzsichtigkeit den Feind viel zu spät bemerken würde, sei ihm eine gefiederte scharfgesichtige Schildwache beigegeben, die schon von weitem die herannahende Gefahr erkennt und ihren Wirt durch Auffliegen vor dem sich nahenden Feind warnt, sagt man. Schon bei unserer ersten Begegnung mit den treuen Begleitern des Panzernashorns kamen uns Zweifel an dieser Theorie, die sich bei jedem weiteren Zusammentreffen verstärkten. Wenn wir uns, auf dem Elefanten sitzend, bei günstigem Wind den Nashörnern nähern, lassen sich die Reiher nicht im geringsten bei ihrer Insektenjagd stören. Während die Dickhäuter durch das Knacken des Grases bereits akustisch von unserer Anwesenheit in Kenntnis gesetzt werden, während sie die Schallquelle zu lokalisieren versuchen, die Nüstern blähen und durch seitliches Schwenken des Kopfes von uns Witterung zu erhalten trachten, während sie sich bemühen, uns mit ihren schwachen Augen zu erkennen, halten ihre „Wächter“ ungestört weiter nach Zecken und Fliegenmaden Ausschau und setzen ihr verliebtes Schnarren fort. Warum fliegen sie nicht auf, um ihren Wirt zu warnen, der sich vergeblich bemüht, uns zu entdecken?

Wir reiten noch näher an den Bullen heran. Jetzt zeigt der Entfernungsmesser auf dem Teleobjektiv nur noch ein Abstand von zwanzig Metern an. Die Reiher bleiben sitzen. Ein Mynastar hackt emsig in einer Hautfalte herum, und das Nashorn hebt ruhig den Kopf, kaut bedächtig das Grasbüschel, das ihm halb aus dem Maul hängt, schluckt den Pflanzenbrei hinunter, schaut uns eine Weile an, ohne sich dabei zu erregen, und äst ungestört weiter. Wir belichten einen ganzen Film mit Bildern von diesem arglosen Burschen und seinen pflichtvergessenen Wächtern. Dann reiten wir zum anderen Ende der Lichtung, wo eben eine Nashornmutter mit ihrem Kalb aus dem Grasdschungel getreten ist. In großem Bogen müssen wir um sie herumreiten, um uns ihr von der Schilfgrasseite her zu nähern, denn der Wind steht ungünstig. Bei einer Annäherung mit dem Wind in unserem Rücken würde die Kuh sofort unsere Witterung wahrnehmen und die Flucht ergreifen, bevor wir auf Fotografierdistanz herangeritten wären.

Die normale Fluchtdistanz — damit ist die Entfernung gemeint, auf die sich ein Mensch einem bestimmten Tier nähern kann, ehe es die Flucht ergreift — liegt für das Panzernashorn bei hundertfünfzig Metern. Vorausgesetzt ist natürlich, daß es den Menschen wahrgenommen, also gewittert hat. Wenn die Vögel gute Wächter wären, so müßte ihre Fluchtdistanz wenigstens hundert Meter betragen. Wir haben die Fluchtdistanzen der gefiederten Nashornbegleiter gemessen. Sie lagen in den meisten Fällen zwischen dreißig und fünfzehn Metern, selten bei fünfzig Metern, wenn wir uns ihnen auf Elefanten näherten. Das entspricht auch einer bekannten Regel, die besagt, daß die Fluchtdistanz in einem direkten Verhältnis zur Größe des Tieres steht. Je kleiner das Tier, um so kürzer ist seine Fluchtdistanz. Jeder kann die Gültigkeit dieses Gesetzes, daß natürlich auch Ausnahmen kennt und bei dem die Erfahrung, die das Tier mit dem Menschen gemacht hat, eine erhebliche Rolle spielt, nachprüfen. Die Fluchtdistanz einer Eidechse ist geringer als die Fluchtdistanz eines Marders, und in noch weiterer Entfernung flieht das Reh oder der Rothirsch. Nur in den oft von Touristen besuchten Nationalparks und in den Zoologischen Gärten schmilzt die Fluchtdistanz immer mehr zusammen. Wenn es uns gelungen ist, im Tiergarten die Fluchtdistanz fast aufzuheben, so sprechen wir von der Zähmheit des Tieres. Die Vögel, die wir auf dem Rücken der Panzernashörner finden, sind aber noch aus einem anderen Grunde als Wächter ungeeignet. Sie begleiten nicht nur die Panzernashörner als

„Kammerjäger“, sondern auch die Haustiere der assamesischen Bauern und Viehzüchter. Sie sitzen auf dem Rücken der Hausbüffel, Zebus und Ziegen. Sie sind also die Anwesenheit des Menschen, der täglich sein Vieh auf die Weide treibt und hütet, durchaus gewöhnt. Warum sollten sie fliehen, wenn sie auf Panzernashörnern sitzen und der vertraute Mensch sich ihnen nähert?

Das „Warnen“ der Vögel tritt nur ein, wenn die Nashörner im hohen Grase stehen und der Mensch sich — auch von den Vögeln ungesehen — nähert. Die Bewegung des Grases veranlaßt die Vögel, sich zu orientieren, und das Auffliegen der Vögel wiederum beunruhigt die Nashörner. Das konnten wir oft in den Steppen Ostafrikas beobachten.

Zuerst glaubten wir, daß die Nashörner und Vögel von Kaziranga den Anblick von Menschen gewöhnt seien und deshalb nicht reagierten. Aber bald merkten wir, daß auch in den entlegenen Teilen des Reservates die Vögel nicht warnten und die Nashörner, auch dort, wo sie oft Menschen begegneten — vorausgesetzt, daß sie Witterung erhielten — schon bei hundertfünfzig Metern die Flucht ergriffen.

Mitunter wurden leider biologische Regeln von wenigen Gelegenheitsbeobachtungen abgeleitet und weitergetragen, die sich bei einer näheren Überprüfung nicht halten können. Derartige Feststellungen zeigen immer wieder, wie wichtig es ist, Feldbeobachtungen durchzuführen, wenn wir ein richtiges Bild von der Lebensweise der Tiere gewinnen wollen. Für viele der aussterbenden Tiere ist es höchste Zeit, daß wir mit diesen Beobachtungen beginnen.

Der Sumpf dampft. Die heiße Nachmittagssonne saugt die Nässe aus dem Gras. Inmitten der hohen Pflanzenmauer wirkt die feuchte Hitze beklemmend. Modergeruch steigt aus dem Schlamm auf. Das raschelt es im Schilf. Ein großer brauner Vogel rennt vor uns auf dem Nashornwechsel, flattert ängstlich auf und fliegt laut schreiend davon. Mein Gesicht schmerzt. Wir reiten der Sonne entgegen, die meine verbrannte Haut aufs neue reizt. Es erscheint uns unmöglich, sich im Graswald zu orientieren. Das Hineinreiten in diesen dichten Dschungel gleicht einem Untertauchen. Kaum befinden wir uns einige Meter von der Lichtung entfernt, haben wir schon den Überblick verloren. Vor uns, neben uns, hinter uns und oft auch über uns ist Gras, nichts als Gras, mit scharfkantigen langen Blättern, dicht und undurchsichtig wie eine Mauer. Auch für den Mahaut ist es schwer, auf diesem tausendfach verzweigten Nashornstraßennetz zu unserem Ziel zu gelangen. Er richtet sich nach dem Stand der Sonne. Oft muß er einen Nashornwechsel aufgeben, der uns zu weit von der Lichtung abführt, und den Elefanten durch den pfadlosen Dschungel hindurch zu einem anderen Wechsel lenken. Endlich erreichen wir wieder die Lichtung. Der Mahaut hat uns gut geführt, denn wir befinden uns dicht bei der Nashornmutter mit dem Kalb. Wir bleiben in der Deckung des Grases und machen die ersten Aufnahmen. Dieser Kuh sind wir noch nicht begegnet. Ihr Horn ist verhältnismäßig klein, nicht glatt, wie das der meisten anderen Nashörner, sondern ringartig aufgewulstet. Die Hornspitze ist stumpf. Das Kalb dürfte kaum älter als ein halbes Jahr sein. Es zeigt schon einen kleinen Hornansatz über der Nase. Nashörner werden ohne Horn geboren. Ihren Namen rechtfertigen sie erst nach einigen Monaten, wenn sich auf der flachen Stirn ein kleiner Hügel erhebt, aus dem wie ein Knopf das Horn hervorschaut. Auch diese beiden Tiere sind von Vögeln begleitet. Auf ihren Rücken sitzen Kuhreier und langschwänzige blauschwarzglänzende Drongos. Unter ihren Bäuchen auf der Wiese entdecken wir Mynastare. Langsam reiten wir näher. Der Elefant ist unruhig.

Er prüstet und schlägt mit dem Rüssel auf das Gras. Die Nashörner unterbrechen ihre Mahlzeit, heben die Köpfe und lauschen, bis der Elefant auf ein Zeichen des Mahauts wieder ruhig steht. Die Nashörner fressen weiter. Sie stehen ausgezeichnet im Licht. Wir fotografieren mit der Praktisix, unserer 6 × 6-Kamera, die wir außer unseren Exakta-Varex-Kameras benutzen. Der einzige Nachteil dieser Kamera ist die geringe Bildzahl, die sich auf den Filmen befindet. Nach zwölf Aufnahmen müssen wir den Film wechseln, was für das Fotografieren einer fortlaufenden Handlung, wo wir Bild auf Bild „schießen“ müssen, oft zeitraubend und störend ist.

Wolfgang legt einen neuen Film ein. Er hat die geöffnete Kamera vor sich auf dem Schoß liegen. Der Mahaut treibt den Elefanten weiter an die Nashörner heran. Plötzlich fahren beide Köpfe hoch. Die Kuh bläst schnaubend Luft durch das fast geschlossene Maul. Sie droht uns mit diesem Laut. Langsam geht sie einige Schritte zur Seite, hebt den Kopf und setzt sich — gefolgt von ihrem Kalb — zum Frontalangriff gegen den Elefanten in Trab, ohne noch einmal Laut zu geben. Schlamm spritzt auf. Der Mahaut schreit einen Befehl. Der Eisenhaken saust durch die Luft und schlägt auf die Stirn des Elefanten. Dampf brüllt das geschlagene Tier, wirft sich herum und rennt davon. Das Nashorn verfolgt uns. Der Schlamm behindert unsere Flucht, hemmt aber auch das Nashorn bei der Verfolgung. Ein Stoß wirft uns nach hinten. Der Elefant ist mit den Hinterbeinen tief im Morast steckengeblieben. Er reißt sich wieder hoch und läuft weiter. Immer kürzer wird der Abstand zwischen uns und der Nashornmutter. Das leichtere Nashorn sinkt nicht so tief in den Sumpf wie ein Elefant. Es ist im Vorteil. Bald wird es uns erreicht haben. Da gelingt es dem Elefanten, festen Boden unter die Füße zu bekommen. Das Nashorn bleibt zurück und gibt die Verfolgung auf. Es verschwindet mit seinem Kalb im Gras. Der Elefant rennt weiter. Wir werden hin und her geworfen und können uns nur mit Mühe im Sattel halten. Wolfgang preßt die geöffnete Kamera gegen die Brust und hält sich mit der anderen Hand am Sattel fest. Ich habe mich über die Tasche mit den Teleobjektiven geworfen und klammere mich mit allen vieren am Elefanten fest. Nach einigen hundert Metern gelingt es dem Mahaut endlich, den Elefanten zu stoppen. Erbarmungslos saust das Eisen auf Kopf und Hals des großen Tieres nieder. Das linke Ohr blutet. Der Elefant wird bestraft, weil er nicht, wie der Mahaut es wollte, zum Gegenangriff voring, sondern die Flucht dem Kampf vorzog.

Dieser Elefant ist als unzuverlässig bekannt. Es ist derselbe, der vor wenigen Tagen am Nashornkral mit dem Käfigwagen durchgegangen ist. Er hat Angst vor Nashörnern. Außerdem gehört dieser Mahaut gar nicht zu diesem Elefanten. Er ist als Ersatzmann für seinen erkrankten Kollegen eingesprungen und kennt den Elefanten nicht so gut wie sein Herr.

Wolfgang legt sorgsam einen neuen Film in die Kamera ein, dreht sich nach mir um und sagt lächelnd, als sei nichts geschehen: „Hast du die Kuhreihler beobachtet? Sie sind erst aufgefliegen, als die Kuh angriff.“

„Ja“, antworte ich ebenfalls lächelnd. „Ich glaube, sie sind sehr erschrocken, als ihnen plötzlich der Boden unter den Füßen davonlief“, „und sie werden die erste Gelegenheit benutzen, wieder aufzusteigen, um die so jäh unterbrochene Mahlzeit fortzusetzen“, fügt Wolfgang hinzu. Und dann lachen wir beide. Wir lachen laut und völlig grundlos. Es ist nur eine Reaktion auf den Schreck, der uns in den Gliedern sitzt. Das Lachen löst die Spannung. Wir fühlen uns erleichtert und zünden uns eine Zigarette an. Vorsichtshalber zählen wir Teleobjektive, Kameras und Filme. Es ist

nichts verlorengegangen. Wir können mit frisch geladenen Fotoapparaten unsere Nashornsuche fortsetzen.

Wieder treffen wir auf eine Mutter mit Kalb. Sie stehen in einem durch kleine Lichtungen aufgelockerten Teil des Grasdchungels. Das Nashornkind ist erst wenige Monate als. Es sieht wie ein fettes Schweinchen aus, das man in eine zu enge graue Uniform gezwängt hat. Der Wind steht ungünstig. Das Baby ist mißtrauischer als die Mutter. Es stutzt, wittert mit weit geöffneten Nüstern, wirft sich herum und trottet mit erhobenem Kopf und gestrecktem Hals auf die Schilfgraswand zu. Die Mutter folgt ihm sofort, und beide entschwinden im Dämmer eines Wechsellunnels unseren Blicken. Widerwillig gehorcht der Elefant dem Befehl des Mahauts, der ihn wieder ins hohe Gras hineintreibt. Er ist müde und nervös. Die Aufregung der Flucht wirkt in ihm nach. Vor jeder Nashornwitterung möchte er sich drücken. Doch der Mahaut in seinem Nacken zwingt ihn unter seinen Willen. Wir reiten zu einer neuen Lichtung, die lang und schmal ist. Dort steht ein Bulle mit auffallend brauner Haut und einem verhältnismäßig langen Horn. Als wir näher an ihn heranreiten, bemerken wir, daß die Beine des Nashorns bis zur Hälfte im Schlamm stecken. Aber das stört beim Äsen nicht. Auch unser Elefant sinkt tief in den Morast ein. Es platscht, schlürft und schmatzt bei jedem Schritt. Das Nashorn hat uns gehört, denn es sichert zu uns herüber und schnaubt uns zweimal kurz an. Dann senkt es den Kopf als wolle es wieder grasen. Aber es frißt nicht. Es beobachtet uns aus seinen kleinen Augen. Mynastare sitzen auf seinem Rücken. Sie laufen kopfabwärts wie Kleiber an den Schultern des Bullen zum Bauch hinunter und hacken in einer frischen Wunde herum. Das Verhalten des Nashorns ist seltsam. Es flieht nicht und greift auch nicht an, obgleich es uns erkennen muß. Länger als fünf Minuten verharrt der Bulle bewegungslos wie eine Plastik. Erst als wir davonreiten, lockert sich seine starre Haltung, und er frißt weiter. Der Mahaut ist sehr unzufrieden mit dem Elefanten, der unruhig ist und nicht sofort auf die Befehle seines Herren reagiert. Oft wird er gerügt oder mit Schlägen für seine Fehler bestraft. Deshalb klopft Wolfgang dem Mahaut auf die Schulter und bittet ihn, zum Rasthaus zurückzukehren. Wir wollen die Arbeitszeit des verängstigten Tieres abkürzen. Ohne Verzögerung erreichen wir den Damm, der über die Reisfelder zum Dorf Kohora führt. Eine Gruppe von Forstarbeitern ist damit beschäftigt, den Damm zu verbreitern. Sie heben rechts und links der Straße eine Grube aus und tragen den mühsam mit Hacken gelockerten Boden in flachen Körben auf ihren Köpfen zum Damm. Eine schwere und zeitraubende Arbeit, die leicht und schnell mit einem Bagger zu bewältigen wäre. Über die muskulösen Körper läuft der Schweiß. Doch die Arbeiter sind froher Laune. Sie lachen und scherzen und winken uns freundlich zu, als wir an ihnen vorüberreiten. Das Vieh wird von der Weide zum Dorf getrieben. Die Tiere sind mager. Die Rippen zeichnen sich unter ihrem stumpfen Fell ab, und die Beckenknochen treten weit hervor. Keine der Kühe besitzt ein pralles Euter. Sie sind klein und schlaff und selbst bei gutgenährten Tieren nicht mit denen unserer deutschen Milchkühe vergleichbar. Viele Kälber sind in der Herde. Sie stoßen und drängen sich zwischen den Leibern hindurch, stelzbeinig, hungrig, verspielt. Ein Stier bespringt eine Kuh. Auf dem schmalen Weg entsteht eine Stockung. Die Tiere brechen seitlich zu den Feldern hin aus. Eine Frau bahnt sich den Weg zu dem verliebten Stier, zieht ihm die Gerte über den Rücken und stellt damit die Ordnung wieder her. Die Rinder kennen ihren Weg zum Stall. Jedes Tier weiß, wohin es gehört, wann es vom Pfade abbiegen muß,

und so wird die Herde immer kleiner, je näher sie der Dorfstraße kommt. Früher als gewöhnlich erreichen wir den Bungalow. Die Sonne ist noch nicht untergegangen. Sie steht dicht über dem Horizont und strahlt ihr Abendlicht über das Land. Vor dem Gebäude der Forststation warten drei Elefanten, zwei erwachsene Tiere und ein Baby, das aufgeregt quietschend zwischen den Beinen der Großen umherläuft. Ein Mahaut zerschneidet mit seinem Buschmesser den Schaft einer Bananenstaude, knickt die Teile so zusammen, daß Taschen entstehen und füllt sie mit einem Brei aus ungeschältem Reis, Melasse, Salz, Zuckerrohr und frischen Bananen, den er einem Kanister entnimmt. Jedes Paket wird in ein Bananenblatt gewickelt und den Elefanten angeboten. Sofort greift ein Rüssel nach dem Päckchen, umfaßt es, hebt es hoch und steckt es in das große Maul. Während der begehrte Leckerbissen von den breiten Backenzähnen zermalmt wird, faßt der Rüssel schon nach dem nächsten Paket. Je nach der Größe und Arbeitsleistung erhalten die Tiere vier bis sechs Pakete. Das Baby wird zuletzt bedient. Der kleine Kerl kann es kaum erwarten, bis die Reihe an ihm ist. Unruhig tritt er von einem Bein auf das andere, trompetet ärgerlich und benimmt sich wie ein ungezogenes Kind, wenn Schokolade verteilt wird. Sein Rüssel ist kaum stärker als ein Gartenschlauch. Der runde Rücken ist von einem schütterem braunen Haarkleid bedeckt, und am Mäulchen sprießt ein Backenbart. Die Bewegungen des kleinen Elefanten sind ausgesprochen komisch. Bald reibt er ein Hinterbein am anderen, bald stellt er einen Fuß wie eine ungeschickte Ballettuse auf die Spitze, oder er schüttelt ärgerlich den Kopf, daß ihm der kleine Rüssel wie ein nutzloses Anhängsel um die Ohren schlenkert. Obwohl er noch ein Kleinkind ist, muß er doch schon „zur Schule“ gehen. Ein erfahrener Mahaut betreut ihn und bemüht sich mit großer Geduld, dem Elefantenkind die ersten Befehle begreiflich zu machen. Er soll den Elefantengruß lernen, das Hochwerfen des Rüssels. Der Mahaut legt ihm ein kleines Paket mit süßem Reis auf den Schädel und ruft ihm zu: „Salaam!“ Gehorsam hebt der kleine Kerl den Rüssel, nicht um zu grüßen, sondern um die Leckerei zu erreichen. Er tastet und sucht mit dem Rüsselfinger und verdreht die Augen nach oben. Jetzt hat er das Päckchen erreicht, kann es aber nicht greifen und schiebt es sich so weit in den Nacken, daß es nun außerhalb der Reichweite seines Rüssels liegt. Ein ärgerlicher Trompetenstoß quittiert den mißglückten Versuch. Der Mahaut legt das Paket wieder auf den Schädel und probiert unermüdlich mit seinem Schützling, bis es dem Kleinen gelingt, das süße Bündel zu erreichen und zu verspeisen. Bald wird es genügen, nur „Salaam“ zu sagen, um den Rüssel nach dem Leckerbissen suchen zu lassen, und später wird der Elefant salutieren, ohne dabei eine Belohnung zu erwarten. Nachdem sämtliche Päckchen verteilt sind, klettert der Mahaut auf den Rücken des Elefantenkindes. Quiekend rennt der kleine Kerl mit seinem Lehrmeister davon. Er ist noch nicht „eingeritten“. Viele harte Lehrjahre werden noch vergehen, bis aus dem Elefantenbaby ein Arbeitselefant geworden sein wird.

Die Sonne ist untergegangen. Wind kommt auf und vertreibt die Schwüle, die während des Tages über dem Land lastete. Er kühlt die sonnenverbrannte Haut und erfrischt uns. Wir baden, wechseln unsere Hemden und gehen zum Abendbrot. Es bietet uns keine Überraschung. Es gibt wieder Huhn, auf die gewohnte Art zubereitet. Nach dem Abendessen besucht uns der Förster. Er ist jung, freundlich und hilfsbereit. Seine Aussprache des Englischen ist leicht zu verstehen. Wir können mühelos mit ihm plaudern. Er erzählt uns, daß er aus Schillong, der Hauptstadt

Assams, stammt und berichtet von dem schönen Bergvolk der Khasi, die zum Teil noch im Mutterrecht leben. Sie bewohnen die Berge um Schillong. Wir sprechen über Rabindranath Tagore, den großen indischen Dichter. Der Förster freut sich, daß wir viele Gedichte von Tagore kennen und lieben. Wir unterhalten uns über Panzer-nashörner und Hinduismus, über die Tierreservate Ostafrikas und den Schneemenschen in Nepal. Die Stunden vergehen wie im Fluge. Als wir uns endlich zurückziehen wollen, faßt der Förster nach Wolfgangs Arm und ruft erstaunt:

„Sie sind Europäer und tragen einen Talisman!“ Er nestelt an dem dicken Armreif aus Elefantenschwanzhaar, dem Geschenk eines ostafrikanischen Freundes, und fragt leise:

„Glauben sie an die Wirkung eines solchen Glücksbringers?“

Als Wolfgang antwortet, daß mit diesem Reif viele schöne und liebe Erinnerungen verknüpft sind und er ihn nicht mehr ablegen möchte, hellt sich das Gesicht unseres jungen Freundes auf. Er krempelt seinen rechten Hemdärmel hoch und zeigt uns seinen Talisman, den er am Oberarm trägt. Der Förster beteuert, daß er nicht abergläubisch sei, sich jedoch niemals von seinem Amulett trennen würde. Als Kind habe er diesen Talisman von seinem Priester erhalten, und er habe ihm bisher viel Glück gebracht. Weil wir ihm freundlich zunicken, fühlt sich der Förster ermutigt, uns von den wundersamen Fähigkeiten der Bergvölker zu berichten. „Ein Freund von mir“, so erzählt er, „mit dem ich lange Zeit zusammenarbeitete, kam eines Morgens nicht zur gewohnten Zeit aus seiner Hütte heraus. Wir lauschten an der Tür und hörten schnarrende Laute. Wir drangen ein und fanden ihn in gekrümmter Haltung auf seinem Lager sitzend, unfähig, ein Wort zu sprechen. Er konnte sich nicht rühren. Wir packten ihn vorsichtig und wollten ihn ins Hospital bringen, doch ein Eingeborener riet ab. Er sagte, mein Freund sei in der Gewalt eines bösen Dämons, dagegen könne der Arzt nicht an. Ein Medizinmann aus den Bergen wurde gerufen, der mit einem Gong unter Murmeln geheimnisvolle Zauberformeln den Geist austrieb. Langsam erholte sich der Mann. Als er sich wieder bewegen konnte, sagte der Medizinmann: ‚Er ist noch nicht geheilt! Der Dämon ist noch in ihm, aber er ist in meiner Gewalt!‘ Wir lachten ungläubig, worauf der ‚Arzt‘ ärgerlich rief: ‚Nun gut, ich werde ihm seine Kraft zurückgeben!‘ Im gleichen Augenblick fiel der Mann wieder in sich zusammen und bot den alten hoffnungslosen Anblick. Der Medizinmann heilte ihn dann innerhalb von vier Tagen.

Aber die Medizinmänner aus den Bergen können noch erstaunlichere Leistungen vollbringen“, fährt unser Förster fort.

„Sie heilen nicht nur mit Erfolg Schlangenbisse, sondern können einen von der Kobra gebissenen Menschen noch retten, wenn er bereits drei Tage tot ist.“ Wir möchten unseren jungen Freund durch Zweifel nicht kränken und verabschieden uns freundlich. Es ist schon fast Mitternacht. Der Tag war anstrengend, und morgen wollen wir früh aufstehen.

Heute ist Ostern! Heute wartet auf uns kein Elefant. Wir haben uns vorgenommen, den Mikir einen Besuch abzustatten. Das Wetter durchkreuzt unseren Plan. Dort, wo sich sonst in zarten Pastellfarben der Sonnenaufgang ankündigt, ist der Himmel schwefelgelb, und darüber türmen sich bedrohlich schwarze Wolkenberge. Blitze flammen auf. Dumpf rollt der Donner. Der Wind treibt die Wolken gegen die Berge, wo sie hängenbleiben, sich zu einem dicken grauen Nebelbrei zusammenschieben

und sich abregnen. Die Nässe klatscht auf das Dach und schießt als Sturzbach durch die Regenrinne auf die Erde. Wie eine Wand steht der Regen vor uns. Nach einer halben Stunde verstummt das Getöse. Die Wolken steigen höher. Der Himmel hellt sich auf. Das Gewitter ist vorüber. Wieder sind Anzüge und Wäsche so feucht und schwer, als wären wir damit in den Regen gekommen. Die Luft ist von Feuchtigkeit gesättigt. Wir hängen die Fotoapparate über die Schultern, packen Filme und Regenmäntel ein und verlassen den Bungalow, um dem Pfad zu folgen, der am Haus vorüber in die Berge der Mikir führt. Wir überqueren regennasse Wiesen und gelangen zum Fluß. Am Ufer zieht sich ein schmaler Pfad entlang. In der vom Regen aufgeweichten Erde zeichnen sich breite menschliche Fußspuren ab. Schlichte weiße Heckenrosen wuchern am Wege. Sie erinnern uns an unsere Heimat. Doch dahinter erhebt sich eine fremdartige tropische Kulisse. Fauststarke dunkelgrüne Bambusrohre streben steil nach oben. Starr und steif stehen die hohen Halme des Riesen-grases. Nur die Wipfel und die zarten Seitentriebe mit den schmalen lanzettförmigen Blättern bewegen sich im Winde. Mächtige alte Bäume breiten ihre Kronen über das Wasser. Ihre Rinde ist geborsten. Epiphyten haben sich auf Ästen und an Stämmen angesiedelt, unbetene Kostgänger, die sich von den Säften der Wirtspflanze ernähren. Manche Bäume sind von Schlingpflanzen überwuchert. Wie die Arme eines Tintenfisches ihre Beute umklammern, so umspannen sie den glatten Stamm. Je höher der Baum wächst, desto fester wird ihr Würgegriff, um so zahlreicher werden ihre Arme, bis schließlich der Baum im Verlaufe von Jahrzehnten der tödlichen Umarmung zum Opfer fällt und als vermoderte Baumleiche im Netz der Schlingpflanzen hängt.

Eine Brücke überquert den Fluß. Sie ist einfach, aber sorgfältig gebaut. Über einem Holzgerüst liegt eine Matte aus zersplissenem, sandgelbem Bambus, die beim Betreten der Brücke zwar wie ein Trampolin federt und schwingt, aber einen durchaus verlässlichen Übergang für Fußgänger bietet. Sie führt zu den Kaffeepflanzungen, die von den Förstern auf einem Hügel, der den Mikirbergen vorgelagert ist, angelegt wurden. Die Kaffeebäumchen sind noch jung, kaum zweijährig. Sie sollen den Beweis erbringen, daß auf Assams fruchtbarer Erde nicht nur Tee gedeiht. In wenigen Jahren, wenn sich die Pflanzen zu ertragsreifen Bäumchen entwickelt haben, wird es sich zeigen, ob die Qualität des Kaffees den Erwartungen der Förster entspricht.

Der Fluß wird seichter und breiter. Das Wasser ist so klar, daß man bis auf den Grund sehen kann. Zwischen abgerundeten glatten Steinen stehen unbeweglich kleine Fische. Eine Lichtung taucht vor uns auf. Sie bietet einen lieblichen Anblick. Hellgrüne Blattspitzen lugen aus dem dunklen Holz der Zweige hervor. Ein Baum ist über und über mit duftigen gelben Blütenbüscheln geschmückt. Auf den Wiesen finden wir unzählige kleine blaßlila Bällchen, die Blüten der empfindsamen Mimose. Man braucht nur eines ihrer zartgefiederten Blätter zu streifen, schon faltet sich Blatt um Blatt zusammen, die dünnen Ästchen senken sich schlaff herab, die schöne Pflanze welkt innerhalb weniger Sekunden dahin — doch nur scheinbar; denn es dauert nicht lange, da strafft sich die Mimose wieder. Sie entfaltet ihre zarten Blätter und hebt sie der Sonne entgegen. Überall blüht es. Vögel zwitschern. Schmetterlinge flattern. Eidechsen huschen. Es riecht nach Frühling.

Mit dem Zutrauen der Babys gewann ich auch das Herz der Mütter. Bald waren wir Freunde und genossen die Gastfreundschaft der zurückgezogen lebenden Mikirs.





Allmählich weitet sich das Tal. Bambushütten schmiegen sich an die Berghänge. Schon sehen wir die ersten Menschen. Eine Mikirfrau sitzt vor ihrer Hütte und webt. Ihre geschickten Finger lassen das Schiffchen flink hin und her gleiten. Die Arbeit nimmt ihre Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch, daß sie uns erst bemerkt, als wir schon fast vor ihr stehen. Sie stößt einen Schrei aus, springt auf, schlüpft in die Hütte und zieht die Tür hinter sich zu. Das Weberschiffchen, ein poliertes Stöckchen, auf das die Wolle gewickelt ist, hat sie weit von sich geworfen. Sie webte an einem Lendentuch. Die Arbeit ist geschmackvoll, ordentlich und verrät handwerkliches Können. Ich bewundere ihren Fleiß, denn das Schiffchen muß viele tausend Male durch die Spannfäden gezogen werden, bis aus den dünnen Baumwollfäden ein Tuch entsteht. In der Hütte ist es still. Wahrscheinlich steht die Frau an der Tür und beobachtet uns durch das Bambusgeflecht. Wir wollen sie nicht länger ängstigen und verlassen ihren Hof.

Am gegenüberliegenden Ufer des Baches liegt eine Mikirsiedlung, die aus einer großen und vielen kleinen Hütten besteht. Kinder spielen am Dorfeingang. Wir möchten sie gern besuchen, doch der Fluß bietet ein Hindernis. Zwei junge Männer, die das gleiche Ziel haben, bauen uns eine primitive Brücke. Sie sind nackt bis auf den Lendenschurz. Mit ihren Buschmessern kappen sie ein Bambusrohr, zerschneiden es in drei lange Stangen und legen sie über den Bach. Die Brücke ist fertig! Unter fröhlichem Gelächter wird sie von den Männern auf ihre Tragfähigkeit geprüft. Abwartend bleiben sie am anderen Ufer stehen, um mit verschränkten Armen unseren Übergang zu beobachten. Langsam setzen wir Fuß vor Fuß und balancieren auf den glatten schwankenden Rohren, die sich unter unserem Gewicht bis zur Wasseroberfläche durchbiegen, zum anderen Ufer hinüber. Unsere Vorsicht erscheint den Mikirmännern unbegründet. Sie lachen uns unverhohlen aus und zeigen dabei ihre schwarzgefärbten Zähne. Doch wir sind weder wasserscheu noch ängstlich. Unsere Sorge gilt den Kameras, die wir bei uns tragen. Ein Fehltritt kann sie verderben, und das würde den Erfolg unserer Reise in Frage stellen. Wir schenken den hilfsbereiten Männern Zigaretten und steigen bergan zur Siedlung der Mikir.

Der Pfad ist vom Regen aufgeweicht. Lehm haftet an unseren Schuhen und macht sie schwer wie Blei. Oft gleiten wir auf dem glitschigen Hang aus. Die Kinder unterbrechen ihr Spiel. Sie haben uns entdeckt. Als sie merken, daß wir zu ihrem Dorf wollen, rennen sie laut schreiend davon und verschwinden hinter einem Zaun, der ihre Hütte vor ungebetenen Gästen schützt. Die Nähe des Hauses und die Gegenwart der Eltern macht ihnen wieder Mut. Sie stellen sich auf die Zehenspitzen und lugen neugierig, aber auch ängstlich über den Zaun hinweg. Das Familienoberhaupt, ein kleiner sehniger Mann, kommt auf uns zu und spricht uns an. Wolfgang übernimmt die Verhandlung. Er bietet dem Alten eine Zigarette an. Daß er sie nimmt, gibt uns Hoffnung. Wolfgang reicht Feuer. Dann saugen beide schweigend an ihren Glimmstengeln und blasen blaue Wolken in die Luft. Ich stehe daneben und erwarte interessiert, ob Wolfgang es erreichen wird, daß wir die Ansiedlung besuchen und auch fotografieren dürfen. Eine sprachliche Verständigung ist unmöglich.

Der Mikirmann spricht mit uns. Wolfgang antwortet deutsch. Der Alte versteht un-

Im Hocksitz werden die Kleinkinder in ein Tuch auf den Rücken der Mutter gebunden. In den Ohrläppchen tragen die Frauen schweren Silberschmuck, den sie auf den Märkten in den Dörfern der Assamesen erwerben. Auch dafür arbeiten die Männer.

sere Sprache so wenig wie wir die seine. Doch wunderbarerweise macht das nichts aus. Keiner nimmt daran Anstoß, keinen verwirrt es. Beide versuchen, durch Gebärden ihre freundliche Gesinnung dabei zu Ausdruck zu bringen. Als die Männer munter schwatzend die zweite Zigarette in Brand setzen, hat sich die Furcht der Kinder vor den hellhäutigen Gästen gelegt. Sie verlassen ihren Beobachtungsplatz hinter dem hohen Bambuszaun, schlüpfen durch die Pforte, huschen eines nach dem anderen an uns vorüber und laufen zu ihrem Tummelplatz am Hügel, um das unterbrochene Spiel fortzusetzen.

Die Haustür knarrt. Sie öffnet sich einen Spalt breit. Dazwischen tauchen zwei dunkle Augen auf, eine Nase und ein voller Mund. Die zarte, vom Scheitel bis zur Kinnspitze laufende Tätowierung läßt erkennen, daß dieses vom Schatten halb verborgene Gesicht einer Frau gehört. Kaum haben wir sie entdeckt, schließt sich der Türspalt wieder. Das Frauengesicht, in dessen Zügen sich Angst und Neugier deutlich abzeichneten, ist verschwunden. Eine Mutter mit einem kräftigen, gesunden Baby auf dem Arm ist das einzige weibliche Wesen, das sich hier blicken läßt. Langsam tritt sie an den Zaun und beobachtet mich scheu. In Afrika haben wir es geübt, Kontakt mit Menschen zu suchen, deren Sprache wir nicht verstehen. Warum sollte es mir in Indien nicht gelingen, Vertrauen zu gewinnen? Mutterschaft ist etwas Verbindendes. Diese Gemeinsamkeit geht über alle Schranken hinweg. Das Kind ist die Brücke von Frau zu Frau. Ich liebe Kinder, ganz gleich welcher Hautfarbe sie sind. Es fällt mir leicht, ihr kleines Herz zu erobern. Das Vertrauen des Kindes sichert mir das Vertrauen der Mutter. So war es in Afrika, so ist es auch hier. Als mich der nackte Säugling im Arm der Mutter fröhlich ankräht und die dicken Ärmchen nach mir ausstreckt, verzieht sich auch das Gesicht der Mutter zu einem freundlichen Lächeln. Sie wiegt den Kleinen in ihren Armen und drückt ihm einen herzhaften Kuß auf die Wange. Ihr Gesicht ist nicht schön. Die Lider hängen schwer über den Augen und formen sie zu schmalen Schlitzern. Die Nase ist flach und breit. Die Frau kaut Betel, und der rote Saft dieser Nuß hat nicht nur ihre Lippen, sondern auch die Mundränder blutrot gefärbt. Der Hals ist durch einen Kropf entstellt. Das Gesicht wird von zahlreichen Falten durchzogen. Das harte und entbehrungsreiche Leben in den Bergen, Hitze, Luftfeuchtigkeit und Hautkrankheiten haben sie frühzeitig altern lassen. Doch die Häßlichkeit schwindet dahin, wenn man die rührend mütterliche Liebe entdeckt, mit der sie ihr Kind umsorgt. Es gibt kaum ein Land, in dem mehr Kinder geboren werden als in Indien. Es gibt aber auch kaum ein Land, in dem man sie mehr liebt und mehr verwöhnt. Das Haar der Frau ist glatt nach hinten gekämmt und im Nacken geknotet. Ihre Ohrfläppchen sind durchbohrt. Ein geschmackvoller handgeschmiedeter Ohrpflock hängt in dem weitgedehnten Loch. Die Kleidung besteht aus zwei selbstgewebten Baumwolltüchern; ein weißes Tuch bedeckt die Brust, ein blaues ist als Rock um die Hüften geschlungen. Die Füße sind nackt.

Wieder öffnet sich die Tür. Zwei grobgezimmerte Stühle werden herausgeschoben. Der Alte stellt sie mit einladender Geste vor uns auf.

Zur Ansiedlung gehören ein großes Wohnhaus, ein Schauer, in dem Arbeitsgeräte untergebracht sind, zwei Hütten, in denen die fünfzehnköpfige Familie ihre Mahlzeiten einnimmt, eine Hütte, in der Webstühle aufgestellt sind, ein Rinderstall, ein Ziegenstall und Unterkünfte für Schweine und Hühner.

In dem kleinen Hof vor dem Wohnhaus liegen Bambusspäne zum Flechten von Körben ausgebreitet. Die Mikir fertigen sich ihren Hausrat selbst an. Ungesponnene

nasse Baumwolle bleicht auf Stäbchen gespießt in der Sonne. Zwei große Webstühle lehnen am Zaun. Die Frauen, die an ihnen arbeiteten, halten sich noch immer scheu im Hause verborgen. Der Alte würdigt unsere Kameras und Teleobjektive kaum eines Blickes. Nur der wandernde Zeiger des Belichtungsmessers fesselt seine Aufmerksamkeit. Wir versuchen, ihm die Funktion dieses fotografischen Hilfsmittels zu erklären. Er hört gespannt zu, nickt bedächtig mit dem Kopf und benimmt sich ganz so, als hätte er alles verstanden. In der Speishütte, die an einer Seite offen ist, glimmt Feuer. Der Boden besteht aus gelben Bambuslatten. Bastmatten werden während der Mahlzeit als Teppiche benutzt. Im Halbdunkel einer fensterlosen Hütte sitzt eine Frau vor dem Webstuhl und führt das Schiffchen durch die Spannfäden. Sie arbeitet langsam und sorgfältig, denn sie webt komplizierte Ornamente in das Tuch ein. Wir betrachten das Gewebe und bewundern ihr Geschick. Sie schaut nicht auf. Unbeirrt sitzt sie über ihre Handarbeit gebeugt und fügt Faden neben Faden. Ihr Mund bewegt sich. Sie kaut Betel.

Der Ziegenstall ist ein Pfahlbau. Er ruht auf etwa vier Meter hohen Bambusrohren. Jeden Abend müssen die Ziegen über eine schwankende Bambusleiter zu ihrer Hütte hinaufklettern. Wenn alle Tiere im Stall verschwunden sind, wird er verschlossen und die Leiter entfernt. So schützen die Mikir ihre Haustiere vor den nächtlichen Besuchen des Tigers und des Leoparden.

Hühner und Schweine bewohnen niedrige Hütten zu ebener Erde. Die Rinder übernachten in einem luftigen Stall neben dem Wohnhaus. Ein kleiner Hund folgt uns neugierig. Wenn wir stehenbleiben, um zu fotografieren, schnuppert er heimlich an unseren Hosenbeinen. Sobald wir uns jedoch nach ihm umsehen, sinkt sein Mut, das Fell sträubt sich, und er kläfft uns mit heiserer Stimme an.

Die Kinder haben uns über ihrem ausgelassenen Spiel vergessen. Sie rodeln — ohne Schnee. Der Vater hat ihnen ein dickes Bambusrohr gespalten. Das ist der Schlitten. Der vom Regen aufgeweichte Lehm ersetzt den Schnee. In schneller Fahrt geht es bergab. Hemdenzipfel und Hosenbeine schleifen über den schlammigen Boden. Die Kinder beachten es nicht, und den Müttern ist das Vergnügen ihrer Kinder wichtiger als ihre Sauberkeit. Nicht immer geht die „Schuffahrt“ der begeisterten „Sportler“ ohne Sturz ab. Die Kleider werden noch schmutziger, das Spiel noch wilder, denn so ein Zwischenfall erheitert und feuert an. Mädchen beteiligen sich an diesem Spiel nicht. Sie erfüllen schon als Kinder die Pflichten der Frau. Während die Mutter den Haushalt besorgt, tragen sie die jüngeren Geschwister in ein handgewebtes Tuch auf den Rücken gebunden oder auf ihren kindlichen Hüften mit sich herum. Oft ist das „Kindermädchen“ nicht viel größer als das von ihm betreute Geschwisterchen. Stundenlang schleppt es seinen Schützling umher und wird nicht müde, ihm kleine Zärtlichkeiten zu erweisen, ihm mit Daumen und Zeigefinger das Näschen zu putzen oder es in den Armen zu wiegen, wenn es weint. Die Kindheit des Mädchens ist eine Vorbereitung auf Ehe und Mutterschaft.

Wir fotografieren die „rodelnden“ Kinder und lassen sie durch den Sucher der Kamera schauen. Ich bezweifle, daß sie überhaupt etwas sehen können, denn sie wagen es nicht, die Kamera ans Auge zu ziehen. Die nahe Bekanntschaft mit dem Fotoapparat hat nicht, wie wir hofften, ihr Interesse geweckt, sondern hat sie mißtrauisch gemacht. Doch mir kommt ein guter Einfall. Ich setze mich auf einen „Schlitten“ und rutsche mit Schwung den Abhang hinunter. Als ich am Fuße des kleinen Hügels das wacklige Gefährt verlasse und wieder bergan steige, stehen alle Kinder mit offenen

Mündern am Hang. Dann schreien sie ihre Begeisterung heraus. Daß ich Spaß an ihrem Spiel habe und ohne Sturz den Hang hinabrodelte, imponiert ihnen. Wir haben ihre Herzen durch das Spiel erobert. Vergnügt springen sie auf ihre Bambusbrettdien und widmen sich mit doppeltem Eifer ihrem Rodelsport.

Wir rauchen mit dem Familienoberhaupt noch eine Zigarette, verteilen Bonbons an die Kinder und verabschieden uns von den gastfreundlichen Menschen. Noch lange Zeit stehen die Mikir vor ihren Hütten und schauen uns nach. Auch die jungen Frauen, die sich vor uns verborgen hatten, sind aus ihren Schlupfwinkeln hervorgekommen.

Am späten Nachmittag erreichen wir wieder Kohora. Müde, vom Schweiß durchnäßt, schmutzig und hungrig erklimmen wir den steilen Weg zum Bungalow. Unser schwarzer Hund verläßt seinen schattigen Ruheplatz unter der Treppe und läuft uns freudig winselnd entgegen. Er springt an uns hoch und versucht, unsere Hände zu belecken. Wir haben Mühe, uns dieser feuchten Liebesbezeugungen zu erwehren. Aber es ist beglückend, die Wandlung vom schreckhaften, mißtrauischen, furchtsamen Hund zum anhänglichen, liebenswerten vierbeinigen Gefährten zu erleben, der unsere Nähe nicht mehr meidet, sondern sucht, und der für jedes freundliche Wort, für jede Liebkosung dankbar ist.

Ein kühles Bad erfrischt uns. Wir schlüpfen in saubere Hemden und schlürfen mit Behagen den goldbraunen heißen Tee. Wir fühlen uns wie neugeboren. Die Müdigkeit ist vertrieben. Solange die Sonne scheint, können uns die gastlichen Räume des Rasthauses nicht halten. Wolfgang hat die belichteten Filme registriert und in Plastikbeuteln verstaut. Neue Filmkapseln füllen unsere Hosentaschen. Wir hängen die Kameras über die Schultern und unternehmen einen Streifzug durch den Galeriewald des Flusses. Eine angenehme Kühle empfängt uns. Die breiten Blätter der Baumriesen schirmen jeden Sonnenstrahl ab. In ihren sonnenbeschienenen Wipfeln ist lärmendes Leben. Bienenfresser zeternd, Alexandersittiche kreischen, fliegen in kleinen Schwärmen über den Wald und kehren zu ihrem Baum zurück, Krähen lassen ihr monotones „kraak, kraak“ hören, und ein Mynastar singt seiner Auserwählten eine Liebeserklärung. Ein kleiner Specht sucht im morschen Holz eines abgestorbenen Baumes nach Insekten. Der spitze Schnabel schlägt in schnellem Rhythmus auf den glatten Stamm. Der hohle Baum ist ein guter Resonanzboden. Der Wald ist erfüllt vom Getrommel des bunten Vogels. In einem durch Blitzschlag gespaltenen Urwaldriesen haben wilde Bienen ihr Nest angelegt. Von früh bis spät sind sie unterwegs, fliegen von Blüte zu Blüte, kehren mit ihrer süßen Last zum Nest zurück und schwärmen wieder aus, um neue Beute zu sammeln.

Plötzlich knacken Äste. Wir lauschen. Da ist es wieder. Holz splittert. Es knackt und knallt. Das Unterholz bewegt sich. Zweige werden geschüttelt, biegen sich herab und verschwinden. Deutlich können wir Kaugeräusche hören. Wieder werden Zweige heftig geschüttelt, kaum zwanzig Meter vor uns. Wir wagen nicht, uns zu bewegen. Ein Rüssel greift in das Gebüsch, faßt einen Zweig und bricht ihn ab. Der breite Schädel eines Elefanten schiebt sich durch den Blättervorhang. Zwei kleine Augen schauen uns an. Das Tier steht ganz ruhig. Die Ohren sind nach vorn gestellt. Der grüne Zweig klemmt unzerkaut zwischen den Kiefern. Dann kommt wieder Leben in den grauen Koloß. Die Ohren wedeln wie große Fächer. Die breiten Backenzähne zermalmen die harte Nahrung. Langsam, merkwürdig langsam kommt der Elefant auf uns zu. Er hinkt. Ist er verletzt? Als seine Beine aus dem Unterholz hervortreten,

müssen wir herzlich lachen. Sie sind mit Ketten gefesselt. Das ist kein wilder Elefant, wie wir geglaubt hatten, sondern ein zahmer Arbeitselefant, der von seinem Mahaut „zur Selbstbedienung“ in den Wald getrieben worden ist. Trotzdem ihn die kurze Kette auf Schritt und Tritt behindert, hat er sich weit von der Station entfernt. Sein Rücken ist mit einer dicken Schicht braunen Waldbodens bedeckt. Er reibt sich Schultern und Bauch am Stamm eines alten Baumes. Der Elefant tut in seiner Freizeit mit Vergnügen das, was er nicht darf, wenn der Mahaut in seinem Nacken sitzt. Wie angenehm ist es für einen Elefanten, sich mit kühler feuchter Erde zu bewerfen oder einen Rüssel Wasser gegen den Bauch zu spritzen! Humpelnd folgt uns der Riese zum Fluß. Er ist durstig. Doch bevor er zum sandigen Ufer gelangt, muß er eine steile Böschung überwinden. Daran hindert ihn die Kette, die beide Vorderfüße zusammenschließt. Der Elefant probiert nicht lange. Er dreht sich, setzt die ungefesselten Hinterbeine voran, geht langsam rückwärts und zieht die Vorderbeine nach. Die Rüsselspitze taucht in die klare Flut des Flusses. Der Elefant saugt lange. Dann hebt er den mit Wasser gefüllten Rüssel. Die gekrümmte Rüsselspitze verhindert das Herausfließen des Wassers. Rauschend und kollernd entleert sich der Rüssel in das weitgeöffnete Maul. Sechsmal wiederholt sich der Vorgang. Sechs Elefantenrüssel fassen ebensoviel Wasser wie fünf Eimer, also fünfzig Liter Wasser, und fünfzig Liter Wasser wiegen einen Zentner.

Der Elefant hat seinen Durst gestillt. Er will wieder in den Wald zurück, aber die steile Böschung wird zum fast unüberwindlichen Hindernis. Rückwärts einen Hang hinunterzurutschen, ist für einen Elefanten nicht schwer, aber rückwärts einen steilen Hang zu erklimmen, ist für ihn unmöglich. Den Rüssel als Stütze und fünftes Bein benutzend, setzt er langsam Fuß vor Fuß. Schon erreicht sein Schädel ebenen Boden. Doch er kann die gefesselten Füße nicht hochziehen. Er stemmt den Kopf auf die Erde und versucht, halb auf der Seite liegend, die Vorderbeine hochzuschwingen. Unermüdllich quält er sich, sucht nach neuen Möglichkeiten und erreicht nichts.

Ein Ruf schallt durch den Wald. Der Elefant lauscht, klappt mit den Ohren und verdoppelt sein Bemühen, die Böschung zu überwinden. Die Rufe kommen näher. Am gegenüberliegenden Flußufer erscheint ein schwächlicher Assamese. Er fuchtelt mit den Armen in der Luft herum und überfällt uns mit einem Schwall uns unverständlicher Worte. Er rennt durch den Fluß, läuft auf den Elefanten zu, der sich aufgerichtet hat, und befreit ihn von seinen Ketten. Es ist der Mahaut des Ausreißers. Mit einem Satz ist er im Nacken seines Schützlings und lacht uns von seiner hohen Warte freundlich zu. Er ist froh, seinen Elefanten wiedergefunden zu haben. Der Mahaut lenkt das Tier am Flußufer entlang zu einer Bucht, dem Badeplatz der Arbeitselefanten von Kohora. Die anderen vierbeinigen Kollegen haben ihre Abendwäsche schon hinter sich. Glänzend von Nässe und Sauberkeit verlassen sie den Platz und schreiten zur Forststation, um die begehrten süßen Reispakete in Empfang zu nehmen. Unser Mahaut ist sehr ärgerlich, daß er durch die Suche nach seinem Elefanten den Anschluß verpaßt hat. Seine Befehle sind kurz und scharf. Das Tier muß sich im Wasser auf die Seite legen, damit sein Pfleger Bauch, Hals und Rücken bequem waschen kann. Mit einem Bündel Stroh wird die Haut des Elefanten sorgfältig gescheuert. Jede Hautfalte muß einer gründlichen Reinigung unterzogen werden. Die großen Ohrlappen werden nach vorn geklappt, damit der Mahaut die empfindlichen Hautpartien hinter den Ohren, an die sich gern Zecken ansetzen, säubern kann.

Der große schwere Schädel liegt unter Wasser. Nur die Rüsselspitze schaut wie der

Schnorchel eines Sporttauchers aus dem Wasser heraus. Das Auge des Elefanten zuckt, als der Mahaut ihm den Kopf wäscht. Kleine Sturzbäche rinnen über das Gesicht. Schnaufend folgt das Tier dem Befehl seines Herrn. Es richtet sich auf und legt sich auf die andere Seite. Der Mahaut reibt und putzt, bis auch das letzte Körnchen Erde aus den Falten der Elefantenhaut entfernt ist. Naß, schwarz und glänzend steht das große Tier im Fluß. Der Assamese ruft wieder einen Befehl. Der Elefant steckt den Rüssel ins Wasser und saugt ihn voll. Spielerisch läßt er ihn über dem Wasser pendeln, dann schleudert er ihn durch einen kurzen Ruck des Kopfes nach oben und speit einen glitzernden Wasserfall aus, der klatschend auf den Rücken trifft. Der Elefant duscht sich nach dem Bade selbst ab, und der Rüssel, das vielseitig verwendbare Universalinstrument, dient dabei als Handbrause! Dreimal spült sich das Tier den Rücken ab. Der vierte Rüssel Wasser wird gegen den Bauch gelassen. Das ist der Abschluß der abendlichen Reinigung. Ein sauberer, von Nässe triefender Elefant steigt aus dem Fluß. Der Mahaut schwingt sich in seinen Nacken und stemmt die Füße hinter die Ohren des Dickhäuters. Wie ein Zwerg wirkt der Mensch auf dem großen starken Tier. Und doch unterwirft sich der Riese dem Willen des Schwachen. Er fällt auf Befehl Bäume, trägt schwere Lasten, durchquert Sümpfe und vertreibt angreifende Nashörner, obwohl er lieber fliehen möchte. Eine kleine Bewegung des Menschenfußes am Ohr des Elefanten — und er ändert seine Marschrichtung. Ein kurzer Zuruf zwingt ihn zum Halten, Rückwärtsgang oder Niederlegen, zum Aufheben eines Gegenstandes oder zum Schieben eines Wagens. Der Mensch und der eiserne Stab mit der scharfen Spitze beherrschen den Willen des Arbeitselefanten. Der Mahaut bringt seinen Schützling zur Forststation. Er braucht ihn weder anzutreiben noch zu lenken. Der Elefant kennt den Weg genau und weiß, daß ihn dort Angenehmes erwartet. Die anderen Elefanten haben ihre Futterpäckchen schon erhalten. Sie ziehen zu ihren Schlafplätzen jenseits des Flusses. Quietschend und greinend drängt sich ein Baby an seine große Mutter, die es zärtlich mit dem Rüssel bestastet. Der Elefantentag ist zu Ende. Die letzten Strahlen der Sonne, die schon den Horizont berührt, liegen rot auf dem Land und färben auch unsere Elefanten. Fast ohne Übergang hält die Nacht ihren Einzug. Schon strahlen Sterne am wolkenlosen Himmel, und die Leuchtkäfer haben ihre Laternen angezündet. Wir sitzen vor unserem Zimmer auf dem Balkon und schreiben Briefe. Ob in Kalkutta schon Post aus der Heimat eingetroffen ist? Ich denke oft an unsere Kinder, von denen wir für Monate getrennt sind. Besonders am Abend, wenn die vielen neuen und erregenden Eindrücke, die Indien uns täglich bietet, abgeklungen sind, wandern meine Gedanken nach Dresden. Es ist schon kaum mehr vorstellbar, daß man sich dort fröstelnd nach dem Sonnenschein drängt und ihn herbeisehnt, während wir uns vor der Sonne verkriechen möchten. Wenn wir spät in der Nacht müde unter das Moskitonetz schlüpfen, tollen unsere Kinder in Deutschland noch im Garten umher. Dort ist die Sonne noch nicht untergegangen.

„Unser“ Hund freut sich, daß wir den Abend auf dem Balkon verbringen, denn das Zimmer ist für ihn tabu, dorthin darf er uns nicht folgen. Schläfrig liegt er auf meinem Schuh, blinzelt zu mir auf und läßt sich kralen. Sein Fell ist schmutzig und struppig. Niemand kümmert sich um ihn, niemand pflegt ihn. Unser vierbeiniger Freund ist ein herrenloser Landstreicher. Das muß anders werden! Solange er in unserer Gesellschaft ist, soll er sauber sein und nicht hungern. Ich lese ihm die vielen Zecken ab, die ihre Saugrüssel in seine Haut gebohrt haben. Morgen werde ich ein

Stück Seife opfern und unseren vernachlässigten kleinen Freund in einen gepflegten Hund verwandeln. Ob er sich ein Vollbad gefallen läßt?

Der Mond ist aufgegangen. Er wirft sein fahles Licht auf das Land. Geisterhaft recken sich die gekalkten Äste der Schattenbäume in der Teeplantage zum Himmel. Vom Dorfe klingt Trommelschlag herüber. Dort, wo die Hütten der Mahauts stehen, wandert ein Licht. Zitternd schwebt es über den Wiesen, verschwindet und taucht wieder auf. Es bewegt sich auf die Dorfstraße zu. Immer weiter entfernt es sich, und schließlich verschwindet es in einer Hütte.

Ein klatschendes Geräusch läßt mich aufhorchen. Dicht vor der Nase des Hundes liegt ein Gecko. Er ist von der Decke herabgefallen und rührt sich nicht. Der Hund schluckt und schiebt seine Nase schnüffelnd vor. Bevor er die kleine Echse fassen kann, habe ich sie gerettet. Ganz ruhig liegt sie auf meiner Hand. Sie ist vom Sturz betäubt. Als ich das Tierchen zur Wand trage, klettert es schnell am Türrahmen hoch und bringt sich unter einem Dachbalken in Sicherheit. Der Hund wedelt aufgeregt. Der Anblick des unverhofften Leckerbissens hat ihm das Wasser im Maul zusammenlaufen lassen. Ich gebe ihm als Entschädigung einen Keks. Ein kühler Wind kommt auf und vertreibt uns vom Balkon. Wir beenden unsere Briefe und gehen zu Bett.

Fliegeralarm! Bomben explodieren. Feuer schlägt mir entgegen. Brennende schreiende Menschen irren auf den Straßen umher. Luftdruck schleudert die Kellertür herab. Das Licht verlöscht. Wieder ein Einschlag! Das Haus erbebt. Die Mauern knirschen. Wir müssen fort. Die Beine sind schwer wie Blei. Ich kann mich nicht bewegen.

Schweißgebadet erwache ich. Verfolgt mich das furchtbare Erlebnis des Bombenangriffes auf Dresden bis nach Indien?

Erschöpft liege ich und versuche wieder einzuschlafen. Da trifft ein harter Schlag mein Bett. Es wird hin und her geschüttelt. Die Lampe pendelt. Nein, nicht nur das Bett, das ganze Haus schwankt. Es ächzt und knarrt in allen Fugen. Mörtel fällt von der Decke auf das Moskitonetz. Ein zweiter heftiger Stoß läßt mich im Bett hochfahren. Ein lange anhaltendes Zittern folgt nach. Was ist geschehen?

„Ein Erdbeben! Der zweite Stoß war sehr stark und deshalb auch gefährlich. Wenn das noch weitergeht, möchten wir hier ausziehen“, sagte Wolfgang.

Die erste Erschütterung habe ich verschlafen. Nur das Unterbewußtsein hat sie registriert und in den schrecklichen Traum umgesetzt. Im Haus herrscht Totenstille. Sogar die Geckos schweigen, die sonst während der ganzen Nacht zwitschern und schnalzen. Wolfgang dreht sich auf die andere Seite. Nach wenigen Minuten schon zeigen seine tiefen Atemzüge an, daß er wieder eingeschlafen ist. Nach einer halben Stunde finde auch ich wieder Schlaf.

Am Morgen ist das Erdbeben Hauptgesprächsthema auf der Forststation. „Warum haben sie nicht das Haus verlassen?“ fragt der Förster vorwurfsvoll. „Hätte das Beben in dieser Stärke nur wenige Sekunden länger gedauert, wären die Häuser eingestürzt. Es war sehr leichtsinnig von ihnen, im Bett zu bleiben!“

„Beim nächsten Mal werden wir ihren Rat befolgen“, beruhigt Wolfgang unseren jungen Freund, der unsere Sorglosigkeit nicht begreifen kann. Er hat das schwere Erdbeben miterlebt, von dem Assam im Jahre 1950 heimgesucht wurde. Mehr als tausend Menschen starben unter den Trümmern ihrer Häuser oder verschwanden in den Erdspalten. Wälder wurden verwüstet und Straßen aufgerissen. Der Brahmaputra trat über seine Ufer und überschwemmte das Land. Viele Nashörner und an-

dere Tiere des Reservates fielen dieser Naturkatastrophe zum Opfer. Es ist nicht verwunderlich, daß die Überlebenden des großen Erdbebens beim ersten Schwanken ihres Hauses aus den Betten springen!

Ein herrlicher Tag kündigt sich an. Die Sonne lacht. Keine Regenwolke steht am blauen Himmel. Nur einige duftige weiße Federwölkchen schweben über dem Horizont. Wo sich sonst hinter dem Brahmaputra schwere Gewitter zusammenbrauten, stehen heute gewaltige schneebedeckte Berge. Die klare Luft hat die ferne gleißende Bergwelt des Himalaja uns lockend nahe gebracht.

Heute wollen wir den wilden Artgenossen unserer braven Reittiere in den Galeriewäldern des Brahmaputra einen Besuch abstatten. Der Förster rät uns, einen zweiten Elefanten zu unserem persönlichen Schutz mitzunehmen, denn wir könnten einem Rogue, einem von der Herde verdrängten bössartigen Elefantenbullen begegnen.

„Und wie verhalten sich die wilden Elefanten, wenn sie auf ihre zahmen Artgenossen treffen?“ will Wolfgang wissen.

„Unterschiedlich“, entgegnet unser Freund. „Der Rogue wird den Reitelefanten angreifen. Wenn sie mit zwei Tieren ausreiten, sind sie dem Angreifer überlegen und haben die Aussicht, unbeschadet davonzukommen. Voraussetzung ist jedoch, daß die Reitelefanten gehorsam sind und jeden Befehl ihres Mahauts — auch in gefährlicher Situation — befolgen. Vor einigen Jahren, als Akbar, ein berühmt gewordener Elefant unserer Station, noch lebte und Mohan, der heute unser stärkster und zuverlässigster Bulle ist, noch ein Anfänger war, ereignete sich folgende Begebenheit: Beide Elefanten wurden von ihren Betreuern auf einen Kontrollgang durch das Kaziranga-Reservat geführt. Im Galeriewald des Brahmaputra begegneten sie einem großen zahnlosen Bullen, der unvermittelt zum Angriff überging. Mit gesenktem Kopf und gespreizten Ohren rannte er wütend trompetend auf Akbar zu, der keinen Schritt von der Stelle wich, und versuchte, ihn mit seinem schweren Schädel zu rammen. Die Rüssel der beiden Kämpen verschlangen sich. Jeder der beiden Riesen versuchte, den anderen zu werfen. Aber es gelang keinem. Mohan hatte schon beim Anblick des wilden Artgenossen die Flucht ergriffen. Von Angst gepackt, rannte er durch den Dschungel, trampelte Büsche nieder und zwängte sich zwischen den Bäumen hindurch. Der Mahaut mußte sich platt auf den Rücken seines Elefanten werfen, sonst wäre er von den starken Ästen heruntergefegt worden. Der Eisenhaken brachte Mohan schließlich wieder zur Vernunft. Er zwang ihn, umzukehren und Akbar im Kampf gegen den bössartigen Einzelgänger beizustehen. Akbar war am Ende seiner Kraft. Der Wildling war ihm überlegen. Der Mahaut hockte auf seinem braven Elefanten und schlug pausenlos mit dem Eisen auf den Angreifer ein.

Als Mohan wieder auftauchte, entschied sich der Kampf sofort zugunsten Akbars. Auch die Kraft des Wilden war erschöpft. Er ließ es nicht auf einen Kampf gegen zwei Feinde ankommen und ergriff die Flucht. Das war die Feuertaufe Mohans, des besten und verlässlichsten Elefanten, den die Station Kohora heute besitzt.

Reitet man auf einer Kuh“, erklärt der Förster, „besteht die Gefahr eines Angriffs nicht. Der Leitbulle der Herde oder auch der Rogue wird versuchen, sich mit der zahmen Elefantenkuh zu paaren, aber kämpfen werden sie nicht!“

Nachdenklich schaut der alte Mikirmann auf die Jacke meines Mannes. Er würde sich aus ihrem Stoff gern einen Lendenschutz herstellen. Sein Wunsch kann erfüllt werden. Wir kaufen für ihn auf dem Markt in Kaziranga Tuch für einen Schurz.





Für uns bedeutet diese Versicherung des Försters keine große Beruhigung, denn wir haben wenig Interesse daran, unmittelbar an einer Elefantenhochzeit beteiligt zu sein.

Auf dem Rücken unseres Elefanten, eines Bullen, begleitet von einer Elefantenkuh, reiten wir zum Sumpfland. Wir müssen das Territorium der Panzernashörner durchqueren, um zum Galeriewald des großen Flusses zu gelangen.

Die Bauern bestellen ihr Land. Mühsam ziehen sie Furche um Furche und bereiten den Boden für die Saat vor. Auf dem Dach eines Bauernhäuschens reifen Kürbisse. Sie wölben ihre gelben Bäuche aus den grünen Blättern hervor. Ein bunter Hahn flattert auf den Zaun und entbietet uns mit krächzender Stimme seinen Morgengruß. Ihm zu Füßen gackert die Hühnerschar.

„Wenn unser Koch den Küchenzettel nicht ändert, wird diese gefiederte Gesellschaft auch bald in den Kochtopf wandern“, bemerkt Wolfgang lachend und weist auf das ländliche Idyll.

Schon taucht vor uns am Rande des Schilfes ein Wachturm auf, den die Förster errichteten, um ungestört Wild beobachten zu können. Der Mahaut drängt den Elefanten aus den Feldern heraus zur Straße. Plötzlich taucht ein Nashorn auf, überquert den Weg und kommt laut fiepend direkt auf uns zu gerannt. Im ersten Augenblick glauben wir, es greift uns an. Aber das Nashorn sieht uns gar nicht. Es kreuzt wenige Meter vor uns den Pfad und rennt über die Reisfelder. Ein zweites Nashorn folgt. Laut grunzend läuft es hinter dem ersten her und treibt es tiefer in die Felder hinein. Die Bauern lassen ihren Pflug stehen und rennen davon. Das erste Nashorn ist ein weibliches Tier, das mit erregt erhobenem Schwänzchen dem Drängen des brünstigen Bullen entflieht. Diese Treibjagd ist ein Vorspiel zur Hochzeit, bei der nicht nur Zärtlichkeiten vergeben werden, wie die zahlreichen Wunden auf dem Körper des Weibchens beweisen. Die Bauern brauchten die beiden Nashörner nicht zu fürchten. Die „Liebe“ hat die ohnehin schon kurzsichtigen Tiere blind gemacht. Sie sehen nur den Artgenossen.

Wir reiten durch den Sumpf. An einer Baumgruppe, die sich über den hohen Graswald erhebt, treffen wir auf einen stattlichen Sumpfhirsch. Sein Geweih ist noch von der Basthaut überzogen. Der Körper des Tieres wird von den Schilfgrashalmen verdeckt. Nur der Kopf erhebt sich über das Gitterwerk der Halme. Unbeweglich steht er und schaut. Viele Sekunden lang verharrt der Hirsch wie ein Standbild. Dann wirft er sich herum und springt in großen Sätzen davon.

Der Weg durch das grüne Labyrinth erscheint endlos. Fast eine Stunde lang sehen wir nur Gras: Gras vor uns, hinter uns, neben uns und oft sogar über uns, denn die schlanken Halme dieser Sumpfpflanze erreichen stellenweise eine Höhe von vier bis fünf Metern.

Wir reiten auf Nashornwechsellern, die hier zu Tunnelgängen geworden sind, weil sich die verdorrten alten Blätter an den Grasschäften zu einem dichten Pflanzengewirr zusammengeschoben haben, das Sonne und Regen von den verborgenen Wanderstraßen dieser Dickhäuter fernhält. Unser Mahaut sagt etwas, was wir nicht verstehen können, und weist mit der Hand in den Gradschungel. Summend und brummend erhebt sich ein Schwarm fetter Aasfliegen aus dem Sumpf. Wie ein aufgestörtes Bienenvolk umbrausen uns die geflügelten Totengräber, die wir bei ihrer Arbeit

gestört haben. Irgendwo im Grasdickicht muß ein Kadaver liegen, der schon stark in Verwesung übergegangen ist, denn aus dem Sumpf steigt widerlicher Aasgeruch auf. Der Mahaut ist aufgeregt. Er sucht nach der Tierleiche. Wahrscheinlich vermutet er, daß Wilderer ihre Hände im Spiel hatten. Er befiehlt dem Elefanten, das Gras mit dem Rüssel beiseitezudrücken. Er sucht, kann aber nichts finden. Das Gewirr der Gräser verbirgt die Leiche. Auch die Fliegen sind keine Wegweiser, denn sie sind plötzlich überall.

Endlich haben wir den Graswald durchwandert. Eine Wiese breitet sich vor uns aus, auf der kleine unscheinbare Blumen sprießen. Sie schafft den Übergang vom Sumpf zu einem üppig wuchernden Dschungel, dem Galeriewald des Brahmaputra, in dem wir wilde Elefanten zu finden hoffen.

Der Wald ist märchenhaft, fast unwirklich. Wir fühlen uns wie Eindringlinge in ein Stück unberührte Wildnis, die der Mensch noch nicht gestaltet oder zerstört hat. Wir genießen die wilde Schönheit und Ursprünglichkeit.

Der indische Dschungel ist anders als der afrikanische Urwald. Er ist lichter und übersichtlicher. Seine Pflanzenfülle hat nichts Beklemmendes, nichts Beunruhigendes. Sie entfaltet sich freier. Der Kampf ums Licht ist im indischen Dschungel nicht so augenfällig. Er scheint friedvoller als der afrikanische Urwald zu sein.

Die Morgensonne wirft ihre schrägen Strahlen durch das Blätterdach einer Eßkastanie. Wenn der sanfte Wind die Zweige bewegt, tanzen helle Lichtkringel auf dem Waldboden. Starke Äste strecken sich starr nach allen Seiten. Sie tragen eine schwere Last, denn der Baum ist mit Früchten beladen. Kleine, unreife, grüne Früchte hängen an den unteren, der Sonne abgewandten Zweigen und große, braune, reife Früchte im Wipfel. Sie sind fast ein Pfund schwer und können die Größe einer Pampelmuse erreichen. Viele Kastanien liegen im vergilbten Laub halb verborgen unter dem Baum. Der Rüssel des Elefanten greift nach ihnen. Er sammelt das begehrte Fallobst auf und stopft es ins Maul, bis es ihm der Mahaut durch einen kurzen Zuruf verbietet.

Feierliche Stille liegt über dem Wald. Nur ein paar Tauben gurren. Wir halten nach Fährten und Losung Ausschau, die uns als Wegweiser zur wilden Elefantenherde dienen könnten. Wir müssen lange suchen, bis wir die ersten Kotballen der Dickhäuter finden. Sie sind nicht frisch. Als wir sie auseinanderschlagen, stellen wir fest, daß wenigstens ein Tag vergangen sein muß, seit die Elefanten hier vorüberzogen. Die Frühstücksplätze der grauen Riesen sind ebenso leicht zu finden wie die Picknickplätze undisziplinierter Wandergesellschaften. Heruntergerissene Äste, ihrer zarten Zweige und des Laubes beraubt, junge Bäumchen, denen die Krone fehlt, zerfetzte Büsche und zertrampeltes Gras sind die Überreste einer Elefantenmahlzeit. Doch der tropische Urwald bessert die Schäden seiner vierbeinigen Baumfrevler schnell wieder aus. Sie bedeuten nicht mehr als einen natürlichen Aderlaß, nach dem sich das pflanzliche Leben um so kräftiger entfalten.

Wir verfolgen die Spuren der Elefanten. Auf dem Rücken unseres braven Reittieres dringen wir in den dichten Dschungel ein. Zweige greifen nach uns, reißen an unseren Anzügen und zerkratzen die Haut. Oft müssen wir uns tief bücken, um von den starken Ästen nicht heruntergekehrt zu werden. Sorgsam wählt der Mahaut den Weg, der uns und ihm die geringsten Schwierigkeiten bereitet. Bäume mit tief herabreichenden Ästen umgeht er, befiehlt seinem Elefanten, Zweige zu brechen, die uns gefährlich werden könnten, und Bäume zu fällen, die uns den Weg versperren. Ein kleiner Specht zimmert an einem morschen Baumstamm, kaum fünf Meter vor uns.

Er hat seine Füße in der Rinde verankert und hakt unermüdlich mit dem spitzen Schnabel in das Holz. Als er uns bemerkt, fliegt er mit schnarrendem Geschrei zu einem anderen Baum.

An einer Lichtung, die sich von der Sonne überstrahlt vor uns öffnet, bietet sich uns ein Anblick paradiesischer Schönheit. Vor dunkelgrünen breiten Baumkronen erhebt sich eine hellgrün durchscheinende Wand aus zarten, schlankstämmigen Palmen. Die dünnen grünen Stämme sind mit Haftdornen ausgerüstet, damit die schnellwachsende Pflanze an den Stämmen der Urwaldbäume emporklettern kann. Lila, gelbe und weiße Orchideen entfalten ihren Blütenzauber in den Astgabeln. Kleine bunte Vögel hocken in den Zweigen, und Schmetterlinge umgaukeln die lockenden Blumen. Papageien zetern, starten Rundflüge über die Lichtung und kehren wieder zu ihren Bäumen zurück. Honigtrunkene Bienen summen um blühende Sträucher. Blütenstaub haftet an ihren „Höschen“. Emsig schleppen sie die süße Beute zum Nest. Agamen liegen auf den Ästen. Sie bewegen sich nicht. Ihre Haut ist so unscheinbar gefärbt, daß sie sich kaum von ihrer Umgebung abhebt. Man könnte die kleinen, auf Beute lauenden Eidechsen für ein Stück Rinde halten. Als wir im Vorüberreiten ihren Ast berühren, klappen sie erregt ihre roten Halsschilde auf, die sich wie ein Fächer spreizen und schließen können. Große braune Ameisen laufen auf unseren Anzügen umher. Sie sind von den Zweigen, die wir streiften, übergelaufen. Wir bemühen uns, sie so schnell wie möglich wieder loszuwerden, denn sie besitzen starke Kieferzangen, mit denen sie empfindlich beißen können. Ein heller Trompetenton zerreißt die beschauliche Stille. Unsere Elefanten klappen mit den Ohren, heben den Rüssel und versuchen, von ihren wilden Brüdern Witterung zu erhalten. Die Herde ist näher, als wir vermuten konnten. Wir verlassen die alte Spur, kehren zur Lichtung zurück und reiten in die Richtung, aus der das Signal kam. In der Deckung des Waldrandes bewegen wir uns vorwärts. Wir versuchen, jedes Geräusch zu vermeiden. Nach hundert Metern bleiben wir stehen und lauschen. Es ist still. Kein Brechen von Ästen, kein Trompeten ist zu hören. Eine tiefe Ruhe liegt über dem Wald. Sogar die Vögel schweigen. Die Elefanten stehen unbeweglich. Sie strecken ihre Rüssel, nach Witterung suchend, vor und lauschen wie wir. Ein Knacken im Unterholz läßt uns zusammenfahren. Eine große Kastanie ist den Elefanten vor die Füße gefallen und rollt rascheln durch das welke Laub. Langsam reiten wir weiter, das Gelände sorgfältig mit den Augen absuchend. Ein zweiter Trompetenstoß schallt durch den Wald. Die wilden Elefanten müssen in unmittelbarer Nähe sein. Vorsichtig tasten wir uns weiter. Der Dschungel wird dichter. Er nimmt uns den Überblick und behindert das Vorwärtskommen. Wir möchten nicht plötzlich einer Elefantenherde gegenüberstehen, sondern die Dickhäuter eher bemerken als sie uns. Deshalb verlassen wir den Wald und reiten über eine Lichtung, die mit Elefantengras bestanden ist. Über sie ist vor wenigen Tagen das Feuer hinweggezogen. Die Halme sind blattlos und dürr. Schwarze Asche bemalt unsere Tropenanzüge mit bizarren Ornamenten. Wir treffen auf einen Nashornwechsel und entdecken auf dem Pfad frische Fährten und Kotballen wilder Elefanten. Die Losung ist höchstens eine Stunde alt. Sie glänzt noch feucht. Wir reiten also direkt auf die Herde zu. Unsere Reitelefanten werden unruhig. Sie wittern ihre wilden Brüder. Nervös klappen sie mit ihren Ohren und lassen sich nur widerwillig weitertreiben. Wieder erschallt ein schriller Posaunenton. Ich werde nervös. Es klingt so nahe, als wären wir mitten in der Herde. Wir haben diesen Ton von unserer Afrikareise noch deutlich in Erinnerung, wo wir keine sehr

guten Erfahrungen mit Elefanten gemacht haben. Fünfmal sind wir von ihnen angegriffen worden, und zweimal ist Wolfgang um sein Leben gerannt. Mein Herz pocht laut. Ich mache mit zitternder Hand die Kameras schußfertig und binde die Tasche mit dem Fotozubehör fest an den Sattel des Elefanten. Schweiß perlt von meiner Stirn. Trotzdem empfinde ich keine Angst. Es ist eine Art Lampenfieber, das mich ergriffen hat.

Die langen Schilfrohre peitschen unsere Waden und hinterlassen rote Striemen auf der Haut. Wir spüren es kaum. Unsere Aufmerksamkeit gilt ganz den Elefanten. Noch steht der Wind günstig. Die Tiere können uns nicht wittern.

Wenn nur unsere Reittiere etwas geräuschloser gingen! Unter ihren Säulenbeinen knallen und knacken die vom Feuer ausgedörrten Grasstengel wie Luftgewehrschüsse, und es rasselt laut, wenn sich ihre breiten Körper durch den Graswald schieben. Es erscheint mir unmöglich, daß wir uns den wilden Elefanten nähern können, ohne von ihnen bemerkt zu werden. Wolfgang richtet sich im Sattel auf und zeigt nach vorn. Etwa hundert Meter von uns entfernt steht ein Elefant, ein großer zahnloser Bulle, der sich wie ein mächtiger Felsblock aus dem Gras erhebt. Er dreht uns die Kehrseite zu und wirft sich mit sichtlichem Behagen Sand auf den Rücken. Diese Beschäftigung nimmt ihn so stark in Anspruch, daß er unser geräuschvolles Kommen überhört. Seine Rüsselspitze fingert spielerisch über den lockeren Boden, schiebt ein Häufchen Erde zusammen, greift sie auf und schleudert sie über den Kopf, daß ein Regen von Sand auf den breiten Rücken herabrieselt und eine große Staubwolke aufsteigt. Unsere Reitelefanten werden ängstlich und möchten fliehen. Sie treten von einem Bein auf das andere. Ihre massigen Körper schwanken unruhig hin und her und erschweren uns das Fotografieren. Immer wieder fahren ihre Rüssel hoch und prüfen die Witterung, die von dem Riesen zu uns herüberweht. Sie haben offensichtlich kein Verlangen, ihre wilden Brüder zu besuchen, deren Duft ihnen furchteinflößend in den Rüssel steigt. Der Mahaut stößt einen Kehl laut aus, schlägt mit den Fersen gegen den Hals des Elefanten und hebt drohend den Eisenhaken. Der Elefant schließt in Erwartung des Schlages die Augen. Aber der Mahaut schlägt nicht zu. Der Anblick des gefürchteten Instrumentes bewirkt schon die erwartete Reaktion. Der Reitelefant steht ruhig wie ein Standbild und wartet auf die Befehle seines Herrn.

Der wilde Bulle hat sich nicht von der Stelle gerührt. Wir reiten näher an ihn heran. Schon können wir Einzelheiten an seinem Körper erkennen. Er trägt Narben, die er in harten Rivalenkämpfen erhielt. Statt eines langen Schwanzes bewegt er nur einen armseligen kleinen Stummel, und seine Ohren sind an den Rändern eingerissen.

Wir reiten um ihn herum. Der Bulle unterbricht sein Spiel mit dem Sand, schaut auf und steht uns einige Sekunden völlig bewegungslos gegenüber. Er muß uns sehen. Wir sind nur noch fünfzig Meter von ihm entfernt. Ich wage kaum zu atmen. Auch Wolfgang rührt sich nicht. Langsam kommt wieder Leben in den grauen Koloß. Er schüttelt seinen breiten Schädel und fächelt sich mit den Ohren Kühlung zu. Der Wind kann uns nicht verraten. Er weht uns entgegen. Wahrscheinlich hält uns der wilde Elefant für Herdengenossen, denn er beachtet uns nicht mehr. Er scheuert sein linkes Hinterbein an einem Termitenhügel und streift mit dem Rüsselfinger über das Auge, um aufdringliche Fliegen zu vertreiben.

Jetzt wird es um uns lebendig. Zwei große Elefanten mit starken Zähnen tauchen am Waldrand auf, rennen am Dickicht entlang und verschwinden nach hundert

Metern wieder hinter der grünen Pflanzenmauer. Staub wirbelt auf. Zweige brechen. Es kracht im Wald, als sei eine ganze Herde auf der Flucht. Andere Elefanten treten auf die Lichtung, schieben den Rüssel über das Gras, prüfen den Wind und wandern in entgegengesetzter Richtung durch das Schilf. Zwei Kälber sind auch dabei. Sie sind noch so klein, daß sie ihren Müttern unter dem Bauch hindurchlaufen können. Quietschend drängen sie sich an die Elefantenkühe und werden von ihnen behutsam an ihren Platz gewiesen. Rings um uns scheint es nur noch Elefanten zu geben. Aus allen Richtungen erschallt ihr helles Trompeten. Vor uns wogt das hohe Gras. Neben uns wird ein Baum zu Boden gerissen. Hinter uns bewegen sich Zweige und splittert dürres Holz. Wir sind mitten in einer großen Elefantenherde und müssen sehen, daß wir so schnell wie möglich wieder aus diesem Hexenkessel herauskommen. Wohin wir uns auch wenden, überall sind Elefanten. Was sollen wir tun, wenn wir angegriffen werden? Die beste Verteidigung wäre die Flucht. Aber wohin sollen wir fliehen? In den Wald zu fliehen, wäre leichtsinnig, denn unsere Reitelefanten würden in ihrer Kopflösigkeit kaum auf den Weg achten, und es bestünde die Gefahr, daß wir durch Äste von ihren Rücken gefegt würden. Wir beschließen, unseren Standort nicht zu verändern, solange wir von den Elefanten nicht behelligt werden. Es wird sich schon ein Weg aus der Herde heraus finden. Wir fotografieren, legen sorgsam neue Filme ein und harren mit schußbereiter Kamera der Dinge, die da kommen sollen.

Der zahnlose Bulle vor uns hat seine Ruhepause beendet und will sich offensichtlich seine Artgenossen näher besehen. Langsam kommt er auf uns zu. Er greift nicht an, aber trotzdem bringt er uns in eine unangenehme Situation. Wenn er sich so weit genähert hat, daß er uns erkennen kann, wird er sicher nicht die Flucht ergreifen, sondern sich bedroht fühlen und zum Angriff übergehen. Deshalb husten wir und sprechen, damit er schon jetzt von unserer Anwesenheit erfährt. Entweder hört er schwer oder die Geräusche erwecken seine Neugier. Beharrlich setzt er seinen Weg fort. Wir halten uns am Sattel fest, denn der Mahaut kann unseren Elefanten nur noch mit Mühe beruhigen. Einige Meter vor uns stutzt der wilde Bulle, spreizt die Ohren ab und greift an. Die Mahauts schreien auf und geben ihren Tieren den Befehl zur Flucht. Die schweren Tiere rennen, als ginge es um ihr Leben. Sie brechen durch das Unterholz. Zweige und Dornen zerkratzen uns Gesicht und Beine. Wir liegen auf dem Rücken unseres Dickhäuters, der über die Schilfgraslichtung jagt und im Dschungel untertaucht. Jetzt bekommt der Mahaut wieder Gewalt über die vor Erregung zitternden Elefanten. Unsere Flucht hat in der Herde der wilden Elefanten eine Panik ausgelöst. Die grauen Riesen rennen in alle Richtungen davon, und noch lange hören wir ihr aufgeregtes Trompeten. Wir sind überzeugt, daß die indischen Elefanten harmloser sind als ihre afrikanischen Vettern. In Afrika möchte ich dieses Experiment nicht wiederholen.

Als wir am Abend unserem Förster vom Ausgang der Elefantenpirsch berichten, fragt er uns, ob wir in der Herde einen Bullen mit großen, nach außen gebogenen Zähnen entdeckt haben. Wir bejahen es, denn einer der ersten Elefanten, die wir sahen, trug lange schwere Zähne, die sich weit gabelten.

„Wissen sie, daß sie einer riesigen Herde begegnet sind?“ fragt er aufgeregt. „Es ist die größte Elefantenherde, die in unserem Reservat lebt. Sie besteht aus sechsundsiebzig Tieren. Ich habe sie genau gezählt. Vor einer Woche hatte ich in dem gleichen Gebiet zu tun, in dem sie heute die Elefanten trafen. Als ich die Herde hörte,

stieg ich in einen Baum und konnte sie ungestört beobachten. Die Elefanten hatten sich über einen großen Teil des Waldes verteilt und ästen. Ein verdächtiges Geräusch ließ sie aufhorchen und trieb sie in die Flucht. Sie flohen nicht regellos nach allen Seiten. Sie hielten sich an eine bestimmte Marschordnung. Ein Trompetenstoß rief die Herde zusammen. Voran liefen erwachsene Tiere, in der Mitte die Kälber, die oft neben oder unter den Leibern ihrer Mütter marschierten, dahinter wieder erwachsene. Ein mächtiger Bulle ließ alle an sich vorüberziehen. Ich konnte die Tiere bequem zählen. Sie liefen unter meinem Baum vorüber. Es war ein gewaltiger Eindruck, diese Kette grauer Rücken unter mir zu erblicken. Der große Bulle wartete, bis die Herde an ihm vorübergezogen war. Er stand noch einige Minuten und prüfte den Wind. Dann trompetete er laut und folgte, immer wieder nach hinten sichernd, seiner Herde. Ich verspürte keine Lust zu warten, bis die Elefanten wieder zurückkamen, um weiterzufressen, weil ich sonst die Nacht im Baum hätte verbringen müssen. Schnell sprang ich hinab und suchte das Weite, bevor mich die Elefanten entdecken konnten.“

Am nächsten Morgen ist das Wetter wieder unbeständig. Die ferne Bergwelt des Himalaja, dessen leuchtende Gletscherfelder uns gestern begeisterten, bleibt heute im Dunst verborgen, und in den Schluchten der Mikir-Berge brodelte grauer Nebel. Wir nehmen unsere Praktisix-Kameras und wandern zum Dorf hinab. Ein herrenloses mageres Hündchen kreuzt unseren Weg. Ich bleibe stehen und rufe dem kleinen Kerl ein paar freundliche Worte zu. Er kommt herangefegt, als seien wir sein Herr, umtänzelt uns schwanzwedelnd und folgt uns auf den Fersen, als wir zu den Feldern gehen, um die pflügenden Bauern zu fotografieren. Wolfgang wirft mir einen vielsagenden Blick zu. Er kennt meine große Liebe zu Hunden mit und ohne Stammesbaum und weiß, daß sie in den meisten Fällen erwidert wird. Bei herrenlosen streunenden Hunden äußert sich die Gegenliebe in einer hartnäckigen Anhänglichkeit. In nimmermüdem Eifer umkreisen sie mich, rennen voraus, kehren freudig zurück, springen an mir hoch, schnappen zart und freundschaftlich nach meinen Händen und verbellen wütend jeden Fremden, der es wagt, sich ihrer neugewonnenen Freundin zu nähern. Sogar Haustiere, eine im Umweltsbild des Hundes vertraute Erscheinung, werden plötzlich laut kläffend verjagt. Aber unser Hund stört uns bei der Arbeit. Er verärgert die Bauern, die wir fotografieren wollen, und macht die Büffel scheu, die den Pflug ziehen müssen. Unser Schelten beeindruckt ihn nicht. Er schaut uns aus seinen braunen Hundeaugen freundlich an und wedelt eifrig mit dem Schwanz. Erst als unser aufdringlicher Begleiter weit draußen im Sumpfland das Skelett eines verendeten Wasserbüffels findet, haben wir vor ihm Ruhe. Während er die spröden, halb verwitterten Knochen zerknackt und seinen leeren Magen damit füllt, versöhnen wir die Bauern mit Zigaretten und gehen unserer Arbeit nach. Ich aber nehme mir vor, nur noch in unserer Freizeit Hundeherzen zu erobern.

Die Bauern arbeiten vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Unermüdet führt die schwierige Linke den primitiven Holzpflug, der von Wasserbüffeln gezogen wird. Obgleich der Boden fruchtbar ist und das Treibhausklima von Kohora den Pflanzenwuchs schnell vorantreibt, sind die Bauern arm, denn die indische Landwirtschaft ist noch rückständig. Der englische Kolonialismus hat dem indischen Volke keinen Fortschritt gebracht. Er bereicherte sich an den Bodenschätzen, preßte hohe Steuern aus den schwer arbeitenden Menschen, hinderte das Entstehen einer Industrie und überschwemmte das Land mit einer Warenflut „made in England“.

Als sich der Engländer in Indien niederließ, traf er auf ein landwirtschaftliches Steuer-

system, bei dem nicht einzelne Bauern, sondern das ganze Dorf gemeinschaftlich einen bestimmten Teil seines Ernteertrages an die Obrigkeit abführte. Die Höhe dieser Naturaliensteuer richtete sich nach der Menge der eingebrachten Bodenfrüchte. Bei einer Mißernte waren die Abgaben entsprechend geringer. Der Engländer beseitigte dieses System und belegte die einzelnen Bauern mit unverhältnismäßig hohen Steuersummen, die in jedem Falle aufzubringen waren, ganz gleich, ob eine Dürreperiode das Land heimsuchte oder Überschwemmungen die Felder verwüsteten. Nachsichtige Zemindare — so heißen die indischen Steuereintreiber —, die in altgewohnter Weise den zahlungsunfähigen Bauern die Abgaben stundeten, wurden ihrer Ämter enthoben und enteignet. Rücksichtslose ergeben Diener ihrer Herren traten an ihre Stelle, übernahmen die Güter und scheuten sich nicht, die letzte Rupie aus den immer mehr verarmenden Bauern zu pressen und sie von ihren Höfen zu treiben, wenn sie den Pachtzins nicht aufbringen konnten. Besitzer des Landes war der Engländer, der die Felder der enteigneten Bauern den von ihm eingesetzten Grundherren überließ. Die Forderungen der Steuereintreiber stiegen von Jahr zu Jahr. Sie verdoppelten und verdreifachten sich. Die Korruption blühte. Die Bauern stöhnten. Die Zahl der Landarbeiter ohne Boden stieg. Längst waren den sich selbst verwaltenden Dorfgemeinschaften ihre wirtschaftlichen Funktionen entzogen worden. Der größte Teil des gemeinschaftlichen Landbesitzes wurde aufgeteilt.

Mit dem neuen Typ des Zemindars züchtete der Engländer eine Schicht von Indern heran, die ihm hörig war, die sich willig gegen die Interessen der eigenen Landsleute stellte, weil ihr ein Teil der von den Eroberern eingestrichenen Beute zufiel. Sie halfen den Kolonialisatoren bei der Erschließung ihres eigenen Vaterlandes für fremde Interessen.

Während das indische Volk, das indische Bauerntum in einer nationalen Bewegung die Befreiung des Landes von der britischen Feudalherrschaft erstrebte, beeilten sich die frisch gebackenen Grundherren, ihre unwandelbare Treue und Ergebenheit den Eroberern ihres Landes zu bezeugen.

Ein zweiter Parasit entstand in den Dörfern: der Geldverleiher. Er „half“ den verzweifelten Bauern in ihren Geldsorgen und ließ sich den Betrag mit Wucherzinsen zurückzahlen. Die Bauern unterschrieben Schuldscheine, deren Inhalt sie nicht überprüfen konnten; denn etwa siebzig bis achtzig Prozent der indischen Bevölkerung sind heute noch Analphabeten. Auf dem Lande liegt der Prozentsatz noch höher. Die Menschen begaben sich damit vollkommen in die Macht des Geldes. Sie gerieten in eine Schuldklaverei, aus der sie nur der Tod befreien konnte. Sie schufteten, damit andere den Lohn ihrer Mühe einstreichen konnten. Sie hungerten mit ihren Familien, obgleich sie Reis bauten — der ihnen aber schon vor der Ernte nicht mehr gehörte.

Durch die vom Engländer herbeigeführte Umgestaltung des indischen Agrarwesens, die Last der Steuern, die unwirtschaftliche Zerstückelung des Bodens auf der einen, die Aneignung bankrotter Landbezirke durch die Großgrundbesitzer auf der anderen Seite und durch den häufigen Besitzerwechsel wurde der Boden nicht mehr in der gewohnten Weise ausgenutzt. Die Bewässerungsanlagen verfielen. Weite Ländereien verödeten oder lagen brach, weil die Bauern den Pachtzins nicht mehr aufbringen konnten. Die Produktion an landwirtschaftlichen Gütern ging zurück. Das Heer der landlosen Bauern wuchs, eine Armee von Arbeitslosen, die auch in der Industrie keine Aufnahme finden konnte, weil die Fabriken, die indische Baumwolle verarbei-

teten, in England standen. Die Landwirtschaft und damit der größte Teil des indischen Volkes wurden von der Verarmung, der Not und dem Hunger erfaßt, der Millionen dahinraffte. Palme Dutt, einer der besten Kenner des indischen Landes und seiner Verhältnisse, schreibt darüber:

„Im Wirtschaftsjahr 1934/35 ergab die Statistik über die Landwirtschaft eine absolute Verringerung der Anbaufläche um mehr als 5 Millionen Acres. Die Verringerung der Anbaufläche für Brotgetreide betrug 5 589 000 Acres.

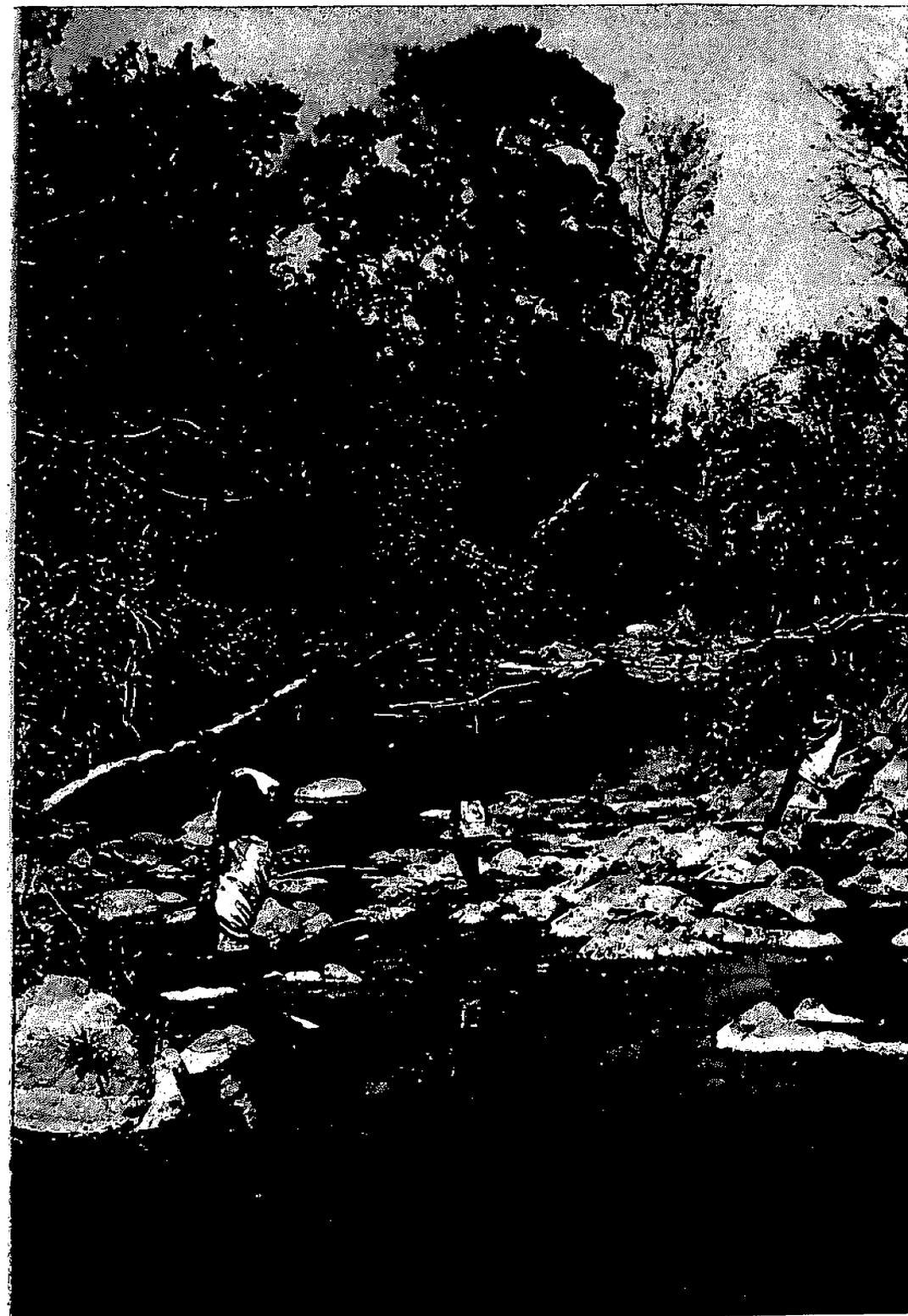
Die Schuldenlast der Bauern verdreifachte sich: Von 400 Millionen Pfund Sterling im Jahre 1921 stieg sie auf 1 320 Millionen Pfund Sterling im Jahre 1937.

Der Bankrott der indischen Landwirtschaft trat ganz offen zutage, als nach dem Eintritt Japans in den Krieg die Reiseinfuhr aus Burma eingestellt wurde. Die Folge war, daß in weiten Gebieten des Landes eine Hungersnot ausbrach und Massen von Menschen verhungerten. In Bengalen allein sind nach einer von Professor K. P. Chattopadhyaya durchgeführten Untersuchung dreieinhalb Millionen Menschen infolge der Hungersnot gestorben. Auf die Hungersnot folgten Epidemien, und bis September 1944 waren in Bengalen 1 200 000 Menschen an verschiedenen Krankheiten gestorben. Das ganze Leben des Volkes wurde zerrüttet. Eltern blieb keine andere Wahl, als ihre Kinder am Wege auszusetzen in der Hoffnung, daß jemand sie aufnehmen und ernähren werde. Ehemänner mußten Heim und Familie verlassen und dem Schicksal preisgeben. Frauen mußten sich verkaufen und ins Bordell gehen. Die Hungersnot war das Werk von Menschen. Es fehlte an Lebensmitteln nur für einen Zeitraum von sechs Wochen, und dieser Mangel hätte durch Importe und gerechte Verteilung ausgeglichen werden können. Und doch wurde ein Drittel der Bevölkerung von Bengalen von der Hungersnot betroffen. Die ganzen Vorräte waren von den Zemindaren und Händlern aufgekauft worden, und die korrupte Bürokratie half ihnen noch, die Preise in die Höhe zu treiben und das Leben von Millionen Menschen zu vernichten, anstatt sie zur Herausgabe der Vorräte zu zwingen. Der Reispreis in Kalkutta, der im Januar 1942 6 Rupien das Maund betrug, stieg im November 1942 auf 11 Rupien, von Februar bis April 1943 auf 24 Rupien, im Mai auf 30 Rupien, im Juli auf 35 Rupien, im August auf 38 Rupien und im Oktober 1943 auf 40 Rupien. In weiter abgelegten Distrikten stieg der Preis sogar auf 50 bis 100 Rupien das Maund. Reis war während der ganzen Hungersnot in unbegrenzten Mengen, aber zu einem Preis von 100 Rupien das Maund zu haben.

Die Folge dieser Hungersnot war eine weitere Verarmung der Bauern und die Steigerung der Konzentration des Bodens in den Händen der reichen Grundherren und Geldverleiher.

Die ganze Dorfwirtschaft war desorganisiert. Die Handwerker und Meister im Dorfe, Fischer, Lederarbeiter, Schmiede, Töpfer und Weber, hatten während der Hungersnot am meisten zu leiden. Sie gehörten zu den ersten, die davon betroffen wurden, und verarmten gänzlich. Was sich in Bengalen ereignete, war die schärfste Form der Krise, die im ganzen Lande herrschte.“

Seither ist durch einige Bodenreformbestrebungen versucht worden, eine Linderung der bestehenden Mißstände herbeizuführen. Die Bauern hatten längst erkannt, daß ihre Einigkeit eine erfolgreiche Waffe ist, mit der sie den Übergriffen der Geldver-



Auf schmalen Wildpfaden, die sonst nur vom Tiger und Lippenbären begangen werden, tragen die Frauen schweres Brennholz durch Dschungel und Flüsse in ihr Dorf.



leiher begegnen und Zwangsverkäufe von Grund und Boden verhindern konnten. Sie bildeten Dorfkomitees, die sich zu Distriktkomitees zusammenschlossen und später mit Provinzorganisationen verbanden.

Bald wuchs die Organisation der Bauern zu einem machtvollen Verband. Im Jahre 1942 startete der englische Imperialismus einen Großangriff auf die gesamte nationale Bewegung. Die Führer des Bauernkongresses wurden verhaftet und die Angehörigen der Organisation brutalen Verfolgungsmethoden ausgesetzt. Trotzdem kämpften die Bauern weiter. Sie schritten zur Selbsthilfe. Sie bebauten Brachland, um den Hunger der Ärmsten zu stillen. Sie setzten sich gegen korrupte Bürokraten, Hamsterer und Schwarzhändler zur Wehr und riefen im ganzen Land zu einer Hilfsaktion für die hungernden Menschen in Bengalen auf. Zahlreich sind die Beweise der Solidarität in der indischen Bauernbewegung.

Der Freiheitskampf der indischen Bauern konnte seinen ersten Sieg im Lande des reichsten und brutalsten Fürsten, des Nizam von Haiderabad, verbuchen. Als die Unterdrückungs- und Ausbeutungsmethoden der Schergen des Nizam ein unerträgliches Maß erreicht hatten, rotteten sich die Bauern von Telengana zusammen, töteten die Diebe und Plünderer von „Amts wegen“ oder setzten sie gefangen. In kurzer Zeit befreiten sich zweitausend Dörfer von der Gewaltherrschaft des Fürsten. Gemeinsam kämpften sie einen heldenhaften Kampf gegen die Banden des Nizam. Viele opferten für diese heroische Befreiungstat ihr Leben. Aber der Sieg gehörte ihnen. Sie gründeten eigene Komitees, nahmen den Boden in Besitz und verwalteten ihn selbst. Mit Hilfe und Unterstützung der Bauernorganisation des benachbarten Staates Madras und der Kommunistischen Partei festigten sie ihre neugewonnene Freiheit. Damit nahm eine Agrarrevolution ihren Anfang, die in unseren Tagen noch nicht zum Abschluß gekommen ist.

Auch in der neuen indischen Republik krankt die Landwirtschaft noch an den Leiden ihrer unheilvollen Vergangenheit. Noch gibt es Großgrundbesitzer, noch hofft ein Millionenheer landloser Bauern auf Boden und Arbeit. Die Bewirtschaftung der Felder ist rückständig. Die Bewässerungsanlagen sind veraltet und unbrauchbar. Die Hektarerträge liegen weit unter dem Weltdurchschnitt. Die indische Regierung ist bestrebt, die Landwirtschaft durch Community-Projekte zu fördern. Die sichtbaren Erfolge der landwirtschaftlichen Umgestaltung des benachbarten China und der Sowjetunion sind nicht ohne Eindruck auf Indien geblieben. Die ständig wachsende Bauernbewegung drängt auf eine Lösung der brennenden Probleme. Die ersten Anzeichen einer fortschrittlichen Landwirtschaft sind bereits sichtbar. Der Landbesitz ist nach oben begrenzt. Wer mehr als das von der Regierung zugebilligte Land besitzt, muß sich von dem Überschuß trennen. Während früher eine entschädigungslose Enteignung der Grundbesitzer einen Verstoß gegen die indische Verfassung bedeutete, ist das Gesetz jetzt abgeändert und eine entschädigungslose Aufteilung von Grund und Boden möglich. Die dörflichen Gemeinschaftsprojekte (Communities), für die im ganzen Land geworben wird, sollen die Bauern auf genossenschaftlicher Basis organisieren und die Bewirtschaftung der Felder durch den gemeinschaftlichen Erwerb landwirtschaftlicher Maschinen erleichtern.

Der Erfolg dieser Neuerungsverfahren für die indische Landwirtschaft wird von der Initiative der Bauern und dem Maße der durch die Regierung gewährten finanziellen

Unterstützung der Communities abhängen. Eine Gesundung des indischen Agrarwesens und der Aufbau einer Industrie, die der Engländer so erfolgreich verkümmern ließ, werden Not, Elend und Hunger aus dem Land verbannen. Die Millionennarmee der Arbeitslosen wird von der Straße verschwinden. Die organisierten Arbeiter und Bauern werden die letzten Überreste der Korruption aus dem Lande fegen.

Die Bauern auf den Feldern von Kohora kennen uns. Wir haben schon manche Zigarette mit ihnen geraucht und uns mit ihnen über ihre Sorgen und Nöte unterhalten. Sie haben ihre Scheu und Verlegenheit dem fremden Ehepaar aus Deutschland gegenüber verloren. Wenn wir auf unseren Elefanten an ihnen vorüberreiten, winken sie uns freundlich zu, und wir begrüßen uns wie alte Bekannte. Wie schnell wären ihre kleinen Felder mit einem Traktor gepflügt! Wie leicht ließe sich der Boden mit modernen landwirtschaftlichen Maschinen bestellen! Aber noch müssen die Bauern von Kohora mit primitivsten Hilfsmitteln in harter, mühevoller Arbeit die Erde aufreißen. Die Regenwolken treiben sie zur Eile. Wenn der Monsun das Land mit seinen Wolkenbrüchen überschüttet, muß die Saat in der Erde sein. Der Regen ist Freund und Feind des indischen Bauern. Er lockt die jungen Reispflanzen aus dem Boden, bewässert die Felder und gibt den Menschen den täglichen Reis. Aber er kann auch den Brahmaputra in ein furchtbares, zerstörendes Flußmeer verwandeln, das schäumend das Land überrennt, die Felder verwüstet, Dörfer hinwegträgt und die Bauern dem Hunger und die Not ausliefert. Die Erfolge des indischen Landmannes sind durch das Fehlen technischer Hilfsmittel ganz vom Wetter abhängig. Eine Dürreperiode schadet ihm ebenso sehr wie eine Überschwemmungszeit.

Wir verabschieden uns von den fleißigen Männern und folgen einem Bach, der träge über die sumpfige Wiese zur Straße hinfließt. Kaum sind wir einige Meter gegangen, ist der Hund schon wieder an unserer Seite. Er hat sein mageres Frühstück unterbrochen. Hechelnd läuft er bei Fuß. Am Bach hockt eine junge Frau und angelt. Neben ihr steht ein blitzendes Messinggefäß. Es ist leer.

Der Hund nimmt ein Bad im Bach. Mit einem übermütigen Satz springt er in das kalte Wasser, paddelt mit seinen kurzen Pfötchen prustend und schnaufend darin umher und steigt wieder ans Land. Triefend naß steht er vor uns. Sein Fell klebt dicht am Körper. Erst jetzt sieht man, wie mager der kleine Kerl ist. Er springt davon, hetzt über Wiesen und Felder, kehrt wieder zurück und umkreist uns freudig bellend. Zusehends wird er „dicker“. Sein Fell ist wieder trocken und struppig wie vor dem Bade.

Am Straßenrand werden Fische verkauft. Sie wurden weder geangelt noch mit dem Netz gefangen, sondern gestochen. Der Fischspeer besteht aus einem Bambusstock, an dessen Spitze ein Drahtfächer befestigt ist. Viele Menschen umdrängen den Korb, in dem lebende Fische zucken und zappeln. Die Hände des Verkäufers wühlen in der silbriggänzenden glitschigen Beute und legen dem Kunden die Fische auf ein bereitgehaltenes Tuch, eine alte Zeitung oder ein Bananenblatt. Der Mann hat keine Waage. Sein Maß sind seine Hände. Obgleich mehr Schaulustige als Käufer seinen Korb belagern, macht er doch ein gutes Geschäft.

Ein Fisch entschlüpft seinen Händen und schlägt klatschend einem Kind ins Gesicht. Der Kleine weiß nicht, ob er lachen oder weinen soll, denn er ist plötzlich Mittelpunkt des kleinen Kreises geworden. Alle schauen ihn an, alle lachen. Da wischt er sich mit der Hand den Schleim von den Wangen und stimmt in das fröhliche Gelächter ein. Dieser heitere Zwischenfall hat noch mehr Menschen herbeigelockt. In kurzer

Zeit sind alle Fische verkauft. Der Mann schultert seinen Speer, packt den Korb und wandert zufrieden heimwärts.

Als es zu regnen anfängt, laufen wir schnell zum Bungalow. Der fremde Hund folgt uns bis zum Gartentor. Dort wartet der andere vierbeinige Freund auf unsere Rückkehr. Freudig springt er uns entgegen. Als er den Straßenkötter bemerkt, der sich uns treulich an die Fersen heftet, sträubt sich sein Fell. Bellend, knurrend und zähnefletschend vertreibt er den fremden Eindringling. Dann rennt er uns nach, während der kleine struppige Straßenhund mit eingeknicktem Schwanz zum Dorfe zurücktrottet.

Wir verbringen den zweiten Teil des verregneten Vormittags im Haus, waschen, schreiben Briefe und führen Tagebuch. Gegen zwölf Uhr klärt sich der Himmel auf. Die Sonne dringt durch die graue Wolkendecke und saugt die Nässe aus dem Boden. Wir können am Nachmittag unseren Rhinos wieder einen Besuch abstatten. Nach dem Mittagessen, dessen vertraute Eintönigkeit uns heute durch eine Portion glasklare Götterspeise, die mit sauren Milchflocken verziert ist, versüßt wird, brechen wir auf. Unser alter Mahaut ist krank. Ein junger Kollege, kaum sechzehn Jahre alt, vertritt ihn. Es ist auch nicht unser Elefant, auf dem wir reiten, sondern ein fremder, den wir noch nicht kennen. An der Hauptstraße von Kohora wartet ein zweiter Elefant mit seinem Führer auf uns, um uns in den Grasdschungel zu begleiten. Der Sattel auf dem Rücken des neuen Elefanten besitzt keine Haltegriffe. Ich muß deshalb die große Tasche mit den Fotoapparaten und den Telcobjektiven an meinem Körper festbinden. Das sind Kleinigkeiten, an die man sich schnell gewöhnt. Nicht gewöhnen können wir uns aber an die Tatsache, daß der junge Mahaut seinem Tier bei der geringfügigsten Verfehlung den Eisenhaken auf den Schädel schlägt. Weil der Bursche kein Englisch versteht und wir seine Sprache nicht sprechen, hatten wir den Förster vor unserem Ausritt gebeten, dem Mahaut klarzumachen, daß wir zur Äsungswiese der Panzernashörner reiten möchten, um dort unsere Beobachtungen über die Territorien dieser Tiere fortzusetzen. Unser Mahaut weiß also, wohin wir wollen, doch das hält ihn nicht davon ab, dorthin zu reiten, wohin er will. Wir klopfen ihm auf die Schultern, sprechen auf ihn ein und weisen ihm den Weg zu unserem Beobachtungsplatz. Der Mahaut schweigt. Er benimmt sich wie ein Taubstummer und setzt seinen Weg fort. Er bringt uns zwar an Nashörner heran, aber von der falschen Seite, nämlich mit dem Wind. Die Tiere erhalten unsere volle Witterung und laufen davon, bevor wir sie fotografieren oder beobachten können. Wenn ein Nashorn wirklich stehenbleibt, bringt der Mahaut sein Tier so zum Halten, daß zwar er das Nashorn sieht, nicht aber wir, die wir hinter ihm sitzen. Wir sind überzeugt, daß der Nachmittag restlos verdorben ist und überlassen, gleichmütig geworden, dem dickköpfigen Jungen die Führung. Der Elefant wird immer nervöser. Er steht keine Sekunde ruhig. Im Gehen saugt er Speichel aus dem Maul und bläst ihn uns ins Gesicht. Erst als der andere uns begleitende Mahaut die Führung übernimmt, bessert sich die Situation. Nachdem wir stundenlang ohne Erfolg im Grasdschungel umhergeritten sind, treffen wir an einer Lichtung auf einen Nashornbull. Er ist ein Prachtkerl und entschädigt uns für allen Ärger. Seine Haut wird von tiefen Falten in dicke „Panzerplatten“ aufgeteilt. Von dem kurzen Hals hängen vier große Falten auf die Brust herab, die sich wie ein Kragen spreizen, wenn das Tier den Kopf hebt. Der breite Rücken ist mit zahlreichen Narben bedeckt, die von vielen Kämpfen mit Rivalen berichten. Das Horn ist abgebrochen. Die Beine sind auffallend lang. Der

Bulle schnaubt uns an, bläht die Nüstern und wittert mit erhobenem Kopf. Ein Bild dieses alten Burschen wird zu den Glanzstücken unserer Rhino-Fotografien zählen! Als er merkt, daß seine Drohung keinen Eindruck auf die beiden vor ihm stehenden Elefanten macht, trabt er grunzend zum Schilfdickicht und verschwindet in einem Wechsellunnel.

Wir reiten langsam heimwärts. In der unmittelbaren Nähe des Wachturmes am Ausgang des Sumpflandes treffen wir auf drei Nashornpaare. Es ist Brunstzeit. Jetzt beißen sich Nashornbulle und Nashornkuh zu einer vorübergehenden Partnerschaft zusammen. Ein Bulle trägt eine frische, noch blutende Wunde an der Schulter, eine Verletzung, die ihm ein Rivale oder auch ein Weibchen im letzten erbitterten Kampf zugefügt hat, bevor es sich ihm ergab. Die Paare leben anscheinend noch in den Flitterwochen. Sie besitzen weder Auge noch Ohr noch Nase für ihre Umwelt. Der Partner nimmt ihre ganze Aufmerksamkeit gefangen. Wenn der Bulle die Kuh bedrängt, fiept sie und rennt davon, jedoch nicht zu schnell, damit er ihr auch folgen kann. Dieses Fangmich-Spiel ist anscheinend ein wesentlicher Bestandteil des Liebesspieles der Panzernashörner. Die Treibjagd ist der Beginn der Hochzeit, die wohl vorwiegend in den Abendstunden vollzogen wird.

Wir durchqueren einen Teich, der mit einem Teppich lila blühender Wasserhyazinthen bedeckt ist. Die Elefanten genießen das kühle Bad und stillen ihren Durst. Die Sonne ist untergegangen. Das Licht reicht zum Fotografieren nicht mehr aus. Wir treffen auf ein Rudel Sumpfhirsche. Fünf Weibchen und ein Bock sind im Schutze der Dämmerung aus dem Schilf gezogen und äsen friedlich von den zarten Kräutern einer Lichtung. Sie lassen sich durch unsere Anwesenheit nicht stören. Während wir kaum fünfundzwanzig Meter von ihnen entfernt stehen und sie beobachten, wechselt ein zweites Rudel Barasingas, wie die Sumpfhirsche auch genannt werden, an uns vorüber. Es besteht aus einem Bock, sechs Weibchen und einem kleinen stelzbeinigen Kälbchen, das nur wenige Tage alt sein kann.

Einige Meilen vor uns brennt der Grasdschungel. Ruß und verkohlte Gräser schweben in der Luft und fallen schaukelnd auf das Land herab. Wenn man gegen den Himmel schaut, glaubt man, ein Heuschreckenschwarm bedrohe Kaziranga, so zahlreich sind die verkohlten Pflanzenteile. Es ist töricht, das Schilf niederzubrennen. Das Feuer bringt keinen Nutzen, nur Schaden, denn mit dem Gras verbrennen auch die Bäume, die einzigen Schattenspender in den weiten Grasebenen. Als schwarze schwebende Stümpfe ragen sie aus dem Schilf auf. Oft greift der Brand auch weit in die Urwälder hinein und vernichtet wertvollen Baumbestand.

Langsam reiten wir durch die Felder heimwärts. Die ersten Sterne sind aufgezogen. Es fällt mir schwer, die uns vertrauten Sternbilder am indischen Himmel wiederzuerkennen. Der große Wagen steht auf der „Deichsel“. Hinter den Bergen steigt der Mond auf. Aus den Bauernhütten am Rande des Weges dringt der schwache Schein der Öllampen. Irgendwo im Dorfe schreit ein Kind. Während uns der Elefant ruhig dem Rasthaus entgegen trägt, singen wir leise alte deutsche Volkslieder. Der Mahaut lauscht und vergißt, dem müden Tier den Eisenhaken auf den Schädel zu schlagen. Vielleicht wollte er uns mit seinen Züchtigungen nur imponieren und zum Ausdruck bringen, welche Macht er über das starke Tier hat. Die laue Nacht und der tiefe Frieden, der über dem Land liegt, haben unseren Zorn verscheucht und den Ärger vergessen lassen.

Während der vergangenen Woche konnten wir Tag für Tag bei bestem Wetter un-

sere Nashornbeobachtungen fortsetzen. Heute ruft uns in den frühen Morgenstunden der Gesang einer Gibbonherde in die Berge. Hoffnungsvoll begeben wir uns auf den Weg, klettern über eine schwankende Bambusbrücke und steigen die zahlreichen Stufen eines Hügels hinan, der von fleißigen Händen in eine Kaffeeplantage verwandelt worden ist, denn im Tal dahinter, so glauben wir, müssen sich die Affen befinden. Auf der Hälfte des Berges geht uns der Atem aus. Es ist brennend heiß. Die Kameras und die schweren Teleobjektive ziehen wie Bleigewichte an unseren Schultern. Wir schalten eine Pause ein. Wolfgang entdeckt eine prächtige Laternen-träger-Zikade. Sie fliegt über unsere Köpfe hinweg, kehrt in großem Bogen wieder zurück und setzt sich unmittelbar vor uns auf einen Baumstumpf. Es ist ein herrliches, grotesk geformtes Insekt! Die Flügeldecken sind fahlgelb und olivgrün gezeichnet. Der lange, dünne Kopf der Zikade endet in einem nach oben gebogenen Rüssel. Er gleicht dem Kopf eines Gavials. Wolfgang hebt den Fotoapparat langsam ans Auge. Die Zikade rührt sich nicht. Doch als Wolfgang die Schärfe reguliert, breitet sie schnell die schönen Flügel aus und schwirrt davon. Enttäuscht steigen wir weiter bergauf. Als wir den Gipfel endlich erklommen haben, versperrt uns ein Stacheldrahtzaun den Weg. Er grenzt die Plantage gegenüber dem Dschungel ab. Unsere Blusen sind durchnäßt, die Haare kleben im Gesicht. Der Puls fliegt. Wir suchen nach einer Stelle, wo der Draht sich gelockert hat. Wolfgang hebt ihn an, und ich robbe darunter hinweg. Wolfgang folgt. Wir sind im Dschungel. Jetzt sehen wir, daß sich hinter dem Plantagenhügel eine zweite Hügelkette verbirgt, die wir noch überwinden müssen, um in den Bergzug zu gelangen, in dem wir die Gibbons vermuten. Wieder klettern wir, wieder glühen unsere Gesichter, und der Schweiß rinnt vom Rücken über die Beine hinab in die Strümpfe.

Wir folgen einem schmalen Pfad, der uns in die grüne Wildnis führt. Überall wuchert hohes Bambusgras. Kein Tierlaut, keine Menschenstimme dringt an unser Ohr. Nur der Bambus ächzt und stöhnt im Wind. Der dichte Pflanzenwuchs nimmt uns die Sicht. Wir können uns nicht orientieren.

Viele Wege gibt es in diesem einsamen Hügelland! Oft zweigen von unserem Pfad kleine Nebenpfade ab. Als wir die großen Kotballen der Elefanten vor uns liegen sehen und im Staub das Trittsiegel eines Büffels erkennen, wird uns klar, daß wir uns längst nicht mehr auf Menschenpfaden, sondern auf Wildwechseln bewegen. Unsere Ohren prüfen jedes Geräusch.

„Das ist ein ideales Gelände für Tiger“, flüstert Wolfgang mir zu. „Der Tiger liebt diesen offenen, lichten Bambusdschungel.“

„Wäre schön, wenn uns einer vor das Objektiv laufen würde“, gebe ich leise und ohne innere Überzeugung zurück. Schweigend gehen wir weiter. Niedrige Tunnel ziehen sich durchs Dickicht. Welchem Tier mögen sie als Wanderstraßen dienen? Der Bambusdschungel ist unheimlich. Die Gräser rascheln, knistern und knacken, auch wenn kein Windhauch sie bewegt. Man fühlt sich von einem unsichtbaren Begleiter verfolgt. Aufmerksam untersuche ich jede Spur, die am Boden zu erkennen ist. Es ist reizvoll und spannend, auf schmalen Tierwechseln durch den Dschungel zu streifen. Als wir aber auf die frische Losung und die Fährte eines Tigers treffen, habe ich plötzlich das Bedürfnis, laut zu singen, so, wie ich es als Kind getan habe, wenn ich im Dunkeln allein eine Besorgung machen mußte. Zeitig genug fällt mir ein, daß ich nicht mehr acht Jahre alt bin und daß es der Affen wegen besser ist, den Mund zu halten. Was aber geschieht, wenn wir hier im Bambusdschungel einem

Tiger begegnen? Wir haben keine Waffe bei uns, und durch „Schnappschüsse“ lassen sich wohl Menschen, nicht aber Raubtiere in die Flucht jagen. Wolfgang benimmt sich so, als hätte er die Fährte nicht gesehen, und ich bemühe mich, es ihm gleichzutun.

Endlos erscheint mir der Weg über die Hügelkette. Dornen reißen unsere Haut auf. Die Sonne brennt und treibt uns den Schweiß aus allen Poren. Allmählich wird der Bambuswald lichter. Wir gewinnen einen Ausblick auf ein Tal, durch das sich in zahlreichen Windungen ein Bächlein zieht. Am gegenüberliegenden Berghang kleben vereinzelt und klein, wie Vogelneester, die Dörfer der Mikir. Die Siedlungen des scheuen Bergvolkes sind die einzigen Inseln in dem dichten, üppig wuchernden Mischwald aus Bambus und Laubbäumen, der den Hang bedeckt. Dort müssen die Affen zu finden sein. Mit neuer Hoffnung durchqueren wir das Tal, waten durch den Bach und hören plötzlich ganz laut und deutlich den Gesang der Gibbons. Wir sind auf der richtigen Spur. Die Herde muß sich in der unteren Hälfte des Berges befinden. Mit einem Pfeifton beginnt ihr Ruf, dem zunächst in verhältnismäßig großen Abständen sanfte Bellaute folgen. Von tiefen Tönen ausgehend, singen sie in immer kürzer werdenden Intervallen die Tonleiter aufwärts, bis ihre Rufe vibrierend einige Sekunden in der höchsten Tonlage verharren und schließlich verebben. Unsere Müdigkeit ist verflogen. Wir brauchen nur die durch den „Gesang“ gewiesene Richtung einzuschlagen. Schon sind wir wieder im Dschungel untergetaucht. Hier gibt es weder Wege noch Wechsel. Der Anstieg ist so steil und beschwerlich, daß wir oft auf allen vieren kriechen müssen. Der lehmige Hang ist schlüpfrig. Immer wieder verlieren unsere Füße den Halt, und wir gleiten aus. Wo uns dichtes Unterholz den Weg versperrt, müssen wir zeit- und kraftraubende Umwege machen. In einem Busch vor uns quiekt, zwitschert und schnalzt ein verliebtes Hörnchenpaar. Die beiden possierlichen Tiere jagen sich gegenseitig und sind mit solchem Eifer bei ihrem Liebeswerben, daß sie unsere Annäherung nicht bemerken, obgleich wir kaum einen Meter von ihnen entfernt stehen. Die Liebe hat die Hörnchen mit dem stumpfbraunen Fell und dem langen buschigen Schwanz „blind“ gemacht.

Vereinzelt treffen wir auf tiefe, frischgegrabene Löcher im Boden. Sie haben den Durchmesser einer großen Waschschißel, und aus dem Inneren der Höhle wandern Ameisen. Vielleicht haben Lippenbären das Loch gegraben, um einen Ameisenstaat zu plündern. Unser Förster erzählte uns, er habe einen Bären beobachtet, der sich mit größtem Appetit von Termiten ernährte. Er saß vor einem Termitenbau, und weil er mit den Tatzen nicht in die Gänge eindringen konnte, blies er hinein und schleckte mit der Zunge die Termiten auf, die durch die Luft nach außen gelockt worden waren. Auch auf die Baue von Stachelschweinen treffen wir oft.

Der Aufstieg wird immer beschwerlicher. Immer häufiger müssen wir auf allen vieren klettern und uns an Zweigen und Bambusgräsern hochziehen. Die ungeheure Anstrengung und die beklemmende feuchte Hitze lähmen unsere Kräfte. Der Schweiß rinnt uns in Bächen am Körper hinunter. Unsere Lungen keuchen. Das Herz schlägt schnell und fühlbar stark. Es klopft in der Brust, in den Schläfen, am Hals und in den Pulsen. Die Affen schweigen. Nicht einmal ein Vogel ruft. Es ist totenstill am Hang. Wir müßten jetzt den Gibbons ganz nahe sein. Wenn unser Gesichtskreis nur nicht durch Bäume, Schlingpflanzen und Bambus so eingengt wäre! Wir suchen mit unseren Augen das Blätterdach über unseren Köpfen ab. Nichts regt sich. Wir müssen weiter steigen. Da überfallen uns große rote Ameisen. Ihre Bisse brennen wie Feuer.

Wir dürfen nicht schimpfen, unserem Zorn durch keinen Fluch Luft machen, weil wir die Affen vertreiben könnten. Wir lesen uns gegenseitig die Plagegeister vom Körper ab und klettern schweigend weiter. Im Schatten eines riesigen Bambusbusches müssen wir rasten. Wir sind am Ende unserer Kräfte. Zerschunden, mit Erde und Lehm beklebt, in Schweiß gebadet sitzen wir auf dem Boden und schauen hoffnungslos in das Gewirr der Blätter und Zweige über uns. Wenn die Gibbons nur einen einzigen Laut geben würden! Aber sie schweigen. Wir machen einen letzten Versuch. Wolfgang formt seine Hände zu einem Schalltrichter und ahmt den Gesang der Gibbons nach. Wir hoffen auf ihre Antwort. Da raschelt es einige Meter vor uns in den Kronen der Bäume. Zwei dunkle Schatten werden zwischen den Blättern sichtbar, schwingen an Zweigen und fliegen durch die Luft in einen anderen entfernteren Baum. Ein Rascheln im Blättermeer, und die Affen sind verschwunden, bevor wir sie richtig zu Gesicht bekommen haben. Sie hatten uns längst entdeckt, hielten sich aber verborgen und beobachteten uns. Erst Wolfgangs Rufen hat sie in die Flucht gejagt. Es ist uns unmöglich, und es wäre auch sinnlos, den Gibbons zu folgen. Das Gelände ist für Affenbeobachtungen nicht geeignet. Noch schwieriger wäre es, sie in diesem Halbdämmer des Bergwaldes zu fotografieren. Enttäuscht, müde und hungrig treten wir den Heimweg an. Der Abstieg ist ebenso anstrengend wie der Aufstieg. Wir legen ihn ungewollt mehr auf dem Hosenboden als auf den Füßen zurück. Vorsichtig hangeln wir uns von Baum zu Baum, von Busch zu Busch abwärts. Das Gefühl, nutzlos Kräfte vergeudet zu haben, entmutigt uns. Automatisch tragen uns unsere Beine heimwärts: durch den Bach hindurch, über die sumpfige Talwiese, durch den Tigerdschungel, über Rodungen hinweg, unter dem Stacheldraht hindurch, viele hundert Stufen abwärts durch die Kaffeepflanzung, über die Bambusbrücke zum Rasthaus. Keiner spricht ein Wort. Das ist auch besser so. Wir lassen die schmutzigen Kleider vom Körper fallen und werfen uns auf das Bett. Tief und traumlos schlafen wir, bis uns das: „Khana tayyari“ des Boys weckt. Es ist Abendbrotzeit. Wir waschen uns gründlich, schlüpfen in die Schlafanzüge und gehen zum Essen. Wir haben die Mittagsmahlzeit übergangen und freuen uns heute zum ersten Male auf Hühnchen mit ungesalzenen gedämpften Krautblättern und Pellkartoffeln.

„Wissen sie eigentlich, daß sie gestern nacht hohen Besuch hatten?“ Mit dieser Frage begrüßt uns der Förster am Morgen. „Sie laufen den ganzen Tag in der Gluthitze durch den Dschungel, um Tiere zu sehen, aber wenn die prächtigsten Vertreter der Wildnis in der kühlen Nacht freiwillig zu ihrem Bungalow kommen, dann schlafen sie so fest wie Rhino-Babys und verpassen die besten Gelegenheiten. Als ich vor dem Schlafengehen noch einmal vor das Haus trat, bemerkte ich im Vorgarten ihres Bungalows einen schwarzen Schatten. Ich lief langsam auf ihn zu, knipste die Taschenlampe an, und wer saß da vor ihrer Treppe? Ein wundervoller Clouded Leopard, ein Nebelpanther, der das Glanzstück ihrer Tierfotos geworden wäre, wenn sie, statt zu schlafen, mit dem Blitzlicht auf der Lauer gelegen hätten. Für Sekunden starrte die Katze ins Licht, duckte sich und verschwand lautlos in der Dunkelheit. Aber das war nicht der einzige nächtliche Gast aus dem Dschungel. Kaum hatte ich mich niedergelegt, weckte mich meine Frau, weil sie von der Stimme eines Tigers dicht neben unserem Haus erschreckt worden war. Haben sie den Tiger nicht gehört? Er muß sehr lange auf der Station gewesen sein, denn alle Forstarbeiter hörten seinen Ruf.“ Wir haben nichts gehört. Ich glaube, uns hätte nicht einmal ein Erdbeben aus unserem tiefen Schlaf wecken können. Aber Mr. Kalittas Frau hat den Tiger gehört.

Es ist das erstemal, daß er seine Frau erwähnt. Warum hat er sie uns bisher verschwiegen?

„Warum sieht man ihre Frau nicht?“ fragte ich unseren Förster. „Wir sind nun schon drei Wochen in Kohora und kennen ihre Frau nicht, obgleich sie doch nur ein paar Meter von unserem Bungalow entfernt wohnt. Ist sie krank?“

Mr. Kalitta lächelt verlegen. „Sie ist nicht krank. Sie ist im Haus. Ich habe eine fleißige Frau. Sie arbeitet den ganzen Tag. Wir haben keinen einzigen Diener. Meine Frau duldet keinen Fremden in unserem Haus. Sie will alle Arbeiten für die Familie allein erledigen. So wäscht sie, kocht und putzt und hat keine Zeit auszugehen“, fügt er fast entschuldigend hinzu.

„Sie haben Kinder?“ frage ich weiter. „O ja, eine Tochter und zwei Söhne.“ Seine Augen leuchten, als er von seinen Kindern spricht. Er liebt Kinder wie alle Inder, die wir kennen. Plötzlich habe ich eine Idee. Ich verständige mich schnell mit Wolfgang und unterbreite dem jungen Förster den Vorschlag, uns mit seiner Familie am Nachmittag in den Dschungel der Panzernashörner zu begleiten. Er freut sich, aber dann huscht ein Schatten über sein Gesicht.

„Es wird nicht gehen, meine Frau hat viel Arbeit.“

„Hat ihre Frau schon einmal auf einem Elefanten gesessen? Hat sie schon Nashörner in freier Wildbahn gesehen. War sie überhaupt schon einmal im Dschungel?“ dringe ich in den jungen Mann.

„Nein“, antwortet er auf jede Frage, „nein, sie geht nur aus dem Haus, wenn ihre Arbeit es erfordert.“

„Dann soll heute ein Feiertag für sie sein. Bitte, richten sie ihr aus, daß wir sie am frühen Nachmittag mit ihren Kindern erwarten.“

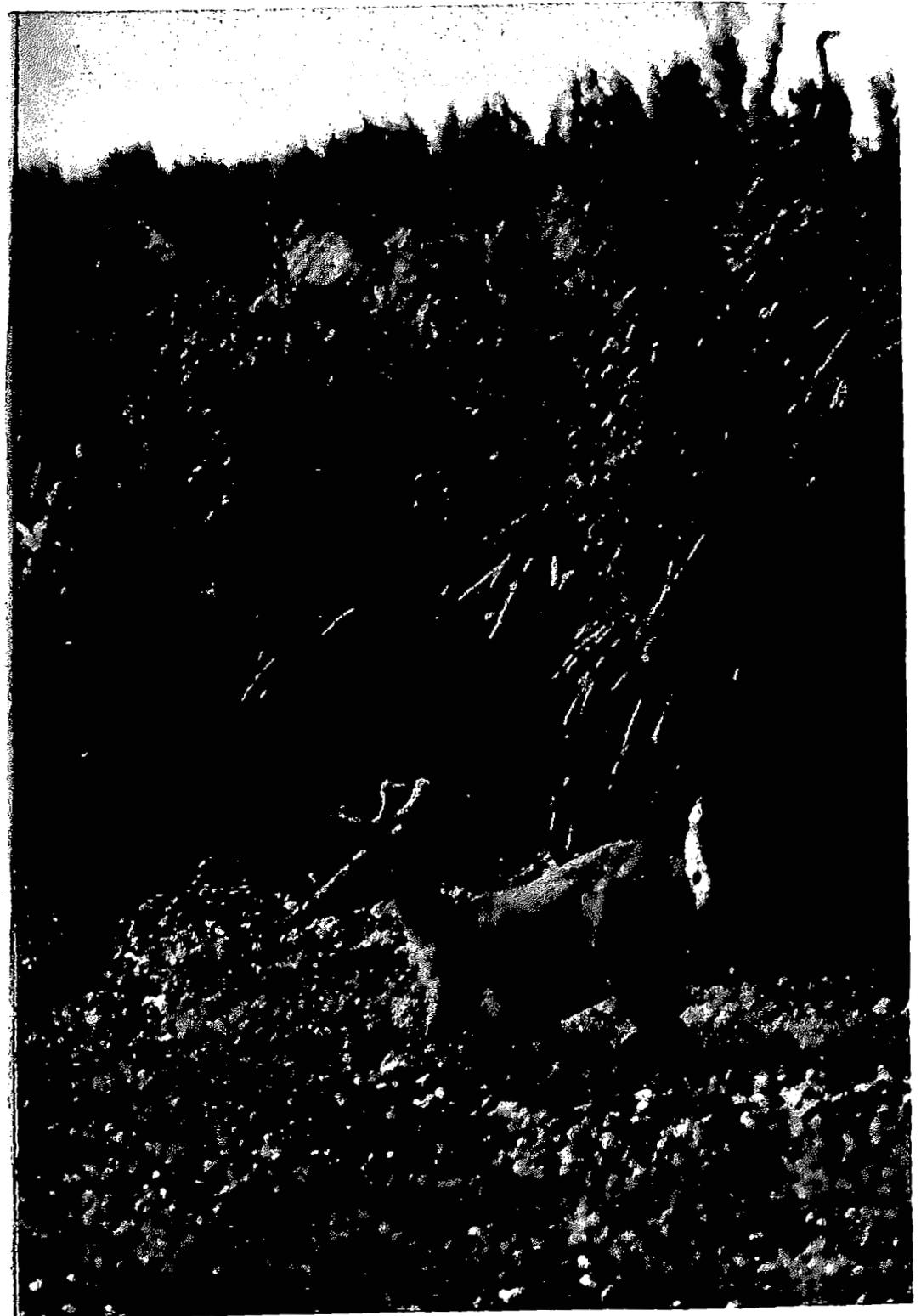
Der Förster lächelt unsicher, als hätte er mich nicht verstanden. Er hebt linkisch die Schultern und kratzt sich am Hinterkopf. Warum wird er durch unsere Einladung so verlegen?

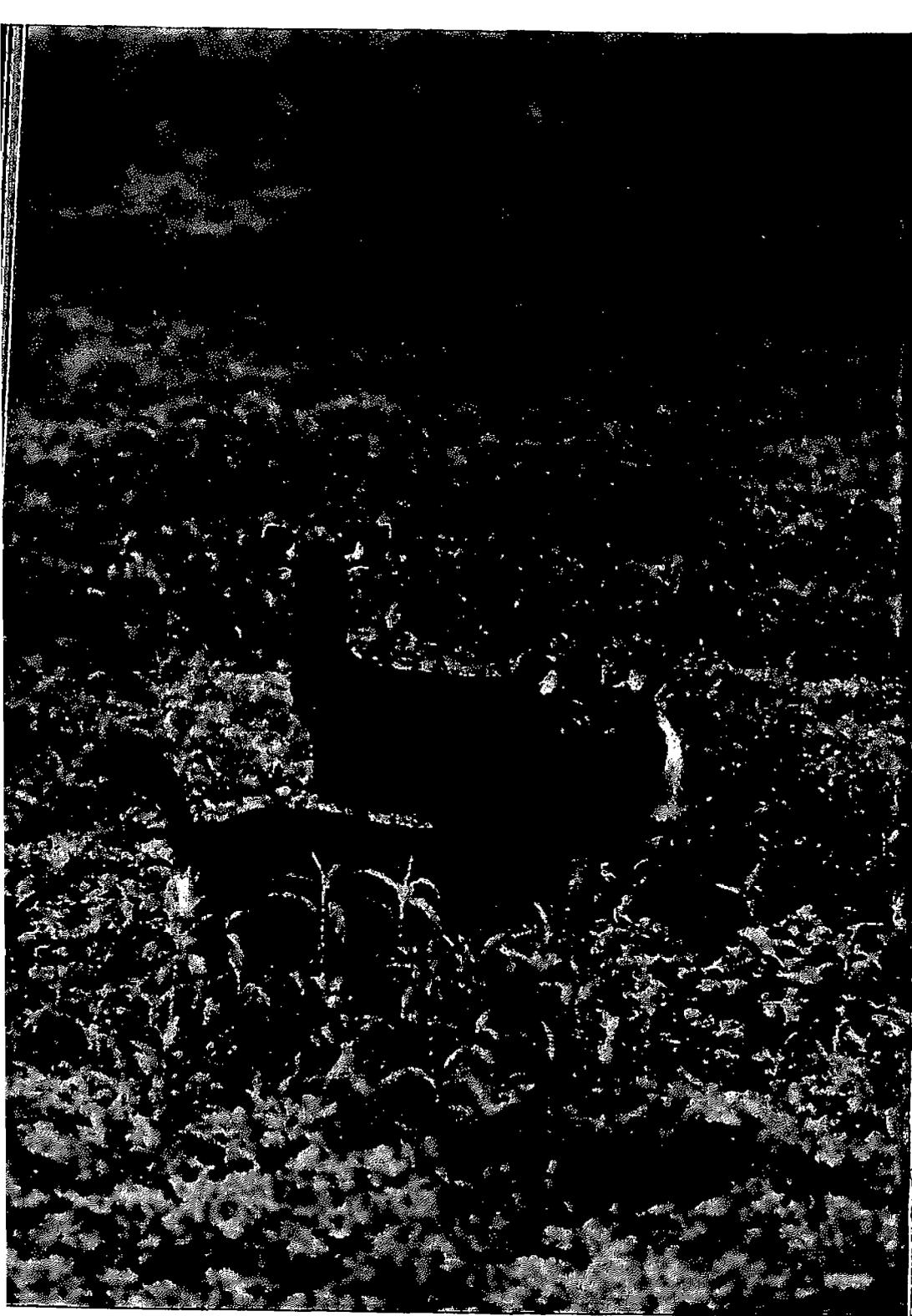
„Sie machen uns doch die Freude, uns zu begleiten“, schaltet sich Wolfgang ein, und schließlich wackelt der junge Mann nach Inderart bejahend mit dem Kopf und geht in sein Haus zurück, um seine Frau von unserem geplanten Familienausflug zu unterrichten.

Weil wir heute vormittag nicht zu den Nashörnern reiten können — die Elefanten werden im Forst gebraucht —, entschließen wir uns, neue Mikir-Dörfer in den Bergen zu suchen.

Am Himmel kreisen Geier. Mit schweren Flügelschlägen segeln sie über den Sumpf. Immer mehr gesellen sich zu ihnen. Sie haben Beute erspäht: vielleicht ein Rind, das auf der Weide tot zusammengebrochen ist, oder einen Sumpfhirsch, den ein Prankenrieb des gestreiften Räubers in der vergangenen Nacht tötete. Aber noch gehört die Beute nicht ihnen. Erst wenn der Jäger das Opfertier verlassen hat, dürfen die Geier mit ihrem Leichenschmaus beginnen. Dann fallen sie über das Aas her, schlagen ihre Krallen in den Kadaver und reißen mit ihren scharfen Schnäbeln die letzten Fleischfasern von den Knochen. Sie sind die Sanitätspolizei der Steppe und des Dschungels. Sie sind bald hier, bald dort zu finden. Ihr Nachrichtensystem funktioniert überraschend gut. Schon wenige Minuten nachdem ein sterbendes Tier seinen letzten Atemzug getan hat, sind sie zur Stelle, um den Leichnam in ihren ewig hungrigen

Im April trugen die Barasingahirsche im Reservat von Kaziranga ein Bastgeweih.





Mägen zu bestatten. Sie sorgen dafür, daß kein Fleisch in der Steppe verfault, und helfen mit, in den Städten und Dörfern die Seuchengefahr zu bannen. Geier sind nützliche Vögel. Während sie in Europa als häßlich, widerwärtig und unheimlich verschrien sind, werden sie in ihren Heimatländern sehr geschätzt. Manche Völker zollen ihnen sogar tiefe Verehrung. Im alten Ägypten wurden sie als „Hennen des Pharaos“ bezeichnet. Verschiedene tibetanische Bergvölker glauben, daß der Geier die Seelen Verstorbener in das Jenseits trägt, und die Parsen, eine religiöse Glaubensgemeinschaft, die ihre meisten Anhänger im Gebiet von Bombay hat, werfen ihre toten Angehörigen in den „Türmen des Schweigens“ den Geiern zum Fraße vor.

Bei unserem gestrigen Ausflug haben wir einen guten Überblick über die Berge hinter unserem Rasthaus gewonnen. Wir wissen, wo sich die Ansiedlungen der Mikir befinden und wie wir ohne anstrengende Umwege dorthin gelangen können. Das erste Dorf erreichen wir nach einstündigem Fußmarsch. Es besteht aus einigen Bambushütten, vor denen eine Horde Kinder mit übermütigem Geschrei ihrem Spiele nachgeht. Kleine schwarze Schweine, deren Bäuche so dick sind, daß sie bis zum Boden hinabhängen, wühlen neben ihnen im lockeren Erdreich. Hühner scharren unermüdlich nach Futter. Kaum hat uns ein Kind entdeckt, verstummt augenblicklich der Lärm und, als hätte der Erdboden sie verschluckt, ist die frohe Schar plötzlich verschwunden. Sogar die Schweine ergreifen die Flucht. Nur eine junge Frau, die mit einer langen Stange Früchte aus einem Baum herabzuschlagen versucht, eine Erntemethode, die mehr Blätter und Zweige als Früchte herabbefördert, rennt nicht fort. Sie kann uns nicht sehen, weil ihre ganze Aufmerksamkeit den Früchten gilt. Obgleich ihre Arbeit nur wenig Erfolg bringt, schlägt sie unbeirrt die schwere Stange gegen die Äste. Ihr Gesicht ist vor Hitze und Anstrengung gerötet. Hin und wieder wischt sich die Frau mit dem Arm den Schweiß vom Gesicht. Plötzlich dreht sie sich um. Die große Ruhe im Dorf hat sie mißtrauisch gemacht. Sie sieht uns und scheint zu erstarren. Das schöne kleine Gesicht wird grau und hilflos. Die Augen blicken furchtsam. Aber sie läuft nicht davon. Wir sprechen sie an und lächeln ihr freundlich zu. Ihr Gesicht bleibt maskenhaft starr. Erst als wir uns von ihr abwenden und weitergehen, stößt sie einen Schrei aus, wirft die Stange von sich und schlüpft in die Hütte.

Im Nachbardorf werden wir freundlicher empfangen. Dort baut das Familienoberhaupt mit seinen beiden ältesten Söhnen einen neuen Zaun um das Gehöft. Mit breiten Buschmessern werden harte Bambusstangen in meterlange Rohre zerhackt, die dann zu Latten zersplittert werden. Diese Stäbe schlägt der Hausvater nebeneinander in den Boden. Sie ergeben das Zaungerüst, durch das dünne Bambusspäne geflochten werden.

Die Männer unterbrechen sofort ihre Arbeit, als sie uns bemerken und blicken uns erwartungsvoll an. Wir begrüßen sie auf indische Art, indem wir die Hände vor dem Gesicht aneinanderlegen. Der Alte erwidert den Gruß. Das ermuntert uns, die Stufen zu seiner Hütte emporzuklettern. Wolfgang bietet Zigaretten an. Wir rauchen und mustern uns dabei wortlos gegenseitig. Der Mann hat ein interessantes Gesicht. Es ist mongolisch: vorspringende Backenknochen und lebhaft dunkelbraune mandelförmige Augen. Die Nase ist klein, breit und kräftig. Die Lippen sind schmal. Auf

Die Sambarhirschkühe haben uns bemerkt. Wenige Sekunden äugen sie zu uns herüber, bevor sie fliehen.

den gelblichen Wangen wächst kein Bart. Nur unter der Nase und am Kinn sprießt dürrig dieses Attribut der Männlichkeit. Das Haar ist ungeschoren. Der Alte trägt es zu einem Nackenknoten geschürzt. Wir möchten den Mann gern fotografieren. Wolfgang nimmt die Kamera ans Auge und fotografiert erst einmal mich, um den Mikir von der Harmlosigkeit des Vorganges zu überzeugen. Diese Taktik ist bei dem Alten überflüssig. Er hat sicher noch nie eine Kamera gesehen, aber er mißtraut weder uns noch dem seltsamen schwarzen Gegenstand mit dem großen Glasauge, den Wolfgang an das Gesicht drückt, so daß wir Aufnahme um Aufnahme von diesem lebenswürdigen Mann machen können. Nach der zweiten Zigarette ist der Mikir noch aufgeschlossener. Er redet auf uns ein, obgleich wir ihn gar nicht verstehen und ihm nicht antworten können. Er berührt unsere Arme, streicht mit seinen Händen über unsere Jacken, reibt den Popelinstoff prüfend zwischen den Fingern, wackelt vergnügt mit dem Kopf und versucht, uns durch Gebärden etwas verständlich zu machen. Wir wissen nicht, was er will. Immer lauter, immer beschwörender spricht der Alte, dann wird er still. Er faßt nach seinem Lendenschurz und breitet ihn mit rührend unschuldiger Gebärde vor uns aus. Er ist fadenscheinig und schmutzig. Dann faßt der Mann nach Wolfgangs Popelinejacke, und jetzt wird uns klar, daß er die Jacke haben will, um sich daraus einen neuen Lendenschurz zu machen. Wir müssen den Alten enttäuschen. Wir besitzen nur einen Tropenanzug, und den brauchen wir noch ein paar Monate. Wir versprechen ihm, daß wir auf dem Markt ein Lendentuch für ihn kaufen werden.

Einer seiner Söhne geht auf Vogeljagd. Er hat einen kleinen Bogen unter den Arm geklemmt. Zwei Sehnen spannen ihn, die in der Mitte durch einen Steg verbunden sind. Eine gewebte Tasche, die wohl die Beute aufnehmen soll, hängt ihm über der Schulter. Laut singend verschwindet er im Dschungel.

Geräuschlos öffnet sich die Haustür. Eine Frau erscheint zaghaft im Rahmen. Sie betrachtet uns scheu von ferne. Der Mikir bedeutet uns, daß dies seine Frau sei, die Mutter seiner Kinder. Mit einer Handbewegung winkt er sie heran. Aber sie kommt nicht. Verschämt lachend wie ein junges Mädchen verbirgt sie das Gesicht in den Händen.

Nach beschwerlichem Fußmarsch erreichen wir die nächste Wohngemeinschaft. Das Geplär eines altersschwachen, altmodischen Grammophons empfängt uns, lange bevor wir die ersten Menschen sehen. Das Repertoire besteht aus einer einzigen Platte. Pausenlos singt eine kreischende Frauenstimme einen sentimental englischen Schlager. Wie wenig der Lärm in *diese* Umwelt paßt! Alle Bewohner des kleinen Dorfes haben sich in dem durch einen hohen Bambuslattenzaun abgegrenzten Hof um das geräuschvolle Gerät versammelt. Hundegekläff macht die Männer auf uns aufmerksam. Sie erheben sich und kommen zum Zaun. Unsere Anwesenheit sprengt den Kreis der musikbegeisterten Mikir. Sie vergessen sogar, das Grammophon wieder in Gang zu bringen, als es abgelaufen ist. Neugierig umdrängen sie uns und strecken erfreut die Hände aus, als wir Zigaretten verteilen. Alle Männer rauchen Zigaretten. Die Frauen begnügen sich mit Betel.

Der Zaun öffnet sich nicht. Die Fotoapparate werden mit Argwohn und Mißfallen betrachtet, so daß wir es vorziehen, diese Leute mit Schnappschüssen zu verschonen. Mit dem Verlöschen der Glimmstängel erlischt auch das Interesse der braunen Menschen an unserer Anwesenheit. Gleichmütig wenden sie sich ihrem Grammophon zu, und als die schmachthende Frauenstimme wieder von Liebe singt, haben sie uns

bereits vergessen. Jetzt werden auch die Hunde wieder laut, die von den Mikirs zur Ruhe gewiesen waren. Wir müssen lachen, wenn sie uns zähnefletschend und knurrend umkreisen. Ihre Drohung macht wenig Eindruck auf uns. Sie halten sich immer in respektvoller Entfernung und weichen erschreckt zurück, wenn wir auf sie zugehen. Trotz ihres „mutigen“ Gebells sind es furchtsame, bedauernswerte, verwaarloste Wächter.

Als die Sonne schon senkrecht über uns steht und unsere Anzüge vor Schweiß am Körper kleben, entdecken wir auf einem Hügelrücken das nächste Mikirdorf. Wie eine kleine Insel erhebt es sich aus dem Meer der Bäume und wogenden Bambusgräser. Es verlockt uns, die schmalen, grob ausgehauenen Erdstufen zur Ansiedlung hinaufzuklettern.

Vor der Treppe versperrt uns ein Bächlein den Weg. Es ist nicht breit. Wenn die Ufer fest wären, könnte man es bequem überspringen. Aber sie sind weich wie Hefeteig. Die nackten Füße der Mikir haben im nassen Lehm tiefe Spuren hinterlassen. Unsere Schuhe wirken wie Saugnäpfe. Der zähe Boden hält sie fest. Wir ziehen einen morschen Baumstamm aus dem Dickicht, schieben ihn über den Bach und balancieren, uns gegenseitig helfend, über Wasser und Schlamm hinweg.

Als wir die Bergkuppe endlich erreicht haben, wischen wir uns den Schweiß vom Gesicht und warten vor der ersten Hütte, bis das Familienoberhaupt von unserer Anwesenheit in Kenntnis gesetzt ist. Ein alter würdiger Mann mit gepflegtem Oberlippenbart, dessen Spitzen bis zu den Mundwinkeln herabhängen, kommt uns entgegen und lädt uns freundlich ein. Überall herrscht Sauberkeit! Der Erdboden innerhalb des Zaunes ist fest und glatt wie ein Zementestrich. Kein Blatt, kein Zweig, kein Krümel ist darauf zu sehen. Wir wollen uns auf die Erde setzen, um mit den Männern die Begrüßungszigarette zu rauchen, doch wir haben die Gastfreundschaft dieser Familie unterschätzt. Die Mikir erlauben es nicht, daß wir uns auf den Boden setzen. Sie führen uns zum „Gesellschaftshaus“ und weisen uns dort einen Platz an. Der Pfahlbau besteht aus einem einzigen großen Raum. Die Vorderwand fehlt. Der Boden der Hütte, ein Bambusgerüst, auf dem Bambusmatten ausgebreitet liegen, befindet sich etwa sechzig Zentimeter über der Erde. Im Bambusgebälk über unseren Köpfen hängen in Bündeln feingesplissene Bambusspäne, die zu Taschen, Körben oder Schalen verarbeitet werden. Bambus ist der Rohstoff dieses Bergvolkes. Aus Bambus werden Hütten, Ställe, Matten, Spielzeug, Gefäße, Hämmer und Zäune gefertigt. Auch die Wasserbehälter bestehen aus armstarken Bambusrohren. Zwei junge Mädchen bringen das Wasser vom Fluß herauf. Jedes Mädchen trägt drei lange Rohre auf einem Rückengestell. Der Schweiß rinnt ihnen über die Gesichter. Ihre Arbeit ist in der Mittagshitze besonders anstrengend. Trotzdem schwatzen sie vergnügt und kichern, wie es Mädchen ihres Alters überall auf unserer Erde zu tun pflegen. Als sie uns im Dämmer der Hütte bemerken, verstummen sie augenblicklich. Verlegen lächelnd bedecken sie ihre Gesichter mit den Händen und rennen davon. Das Wasser schwappt aus den Rohren.

Die Mütter sind nicht scheu. Sie schieben ihren Betelbissen aus einer Wange in die andere und betrachten mich mit unverhohlener Neugier. Lippen und Mundwinkel glänzen vom blutroten Saft der begehrten Nuß. Sie machen sich gegenseitig auf meine roten Lippen aufmerksam und ordnen mich offenbar ungefragt in den Kreis der Betelkauer ein.

Der Kontakt zu den Bergbewohnern ist schneller und unkomplizierter geknüpft, als

wir es zu hoffen gewagt hatten. Kaum eine Viertelstunde nach unserer Ankunft sitze ich bereits unter den Frauen und habe einen wohlgenährten kleinen Jungen auf meinem Schoß. Das Kind macht keinen Unterschied zwischen weißer und brauner Haut. Es kommt zu der fremden Tante ebensogern wie zu seiner großen Schwester. Fachmännisch untersucht es meine Kleidung. Mit den Zähnen prüft es die Qualität des Stoffes, es zieht an den Knöpfen, bohrt die winzigen schmutzigen Finger durch die Knopflöcher, wühlt in den Taschen und betastet vorsichtig meinen Reißverschluss. Diese Arbeit ist für den Bub so anstrengend, daß die Entdeckerfreuden ganz allmählich der Müdigkeit weichen. Selbst die vielbewährte Armbanduhr kann ihn nicht länger fesseln. Er gähnt. Die kleinen Augen werden immer kleiner. Das Mäulchen hascht nach einem Knopf. Doch bevor das Kind daran saugend sanft entschlummert, gebe ich es seiner Mutter zurück. Sie küßt den Knaben auf den Mund und bindet ihn mit einem Tuch an ihren Körper. Sie gibt ihm die Brust und wiegt ihn auf ihren Knien. Bald ist das Kindchen eingeschlafen.

Zwei der Frauen haben einen stark ausgebildeten „Kropf“, eine Schilddrüsenkrankung, die bei vielen Bergvölkern vorkommt, aber unter den Mikirs besonders häufig aufzutreten scheint. Wieder sitzt ein Kind auf meinem Schoß. Diesmal ist es ein kleines Mädchen, das mit Zurückhaltung die neue Umwelt erforscht. Es ist rührend, wie vertrauensvoll die braunen Mütter mir ihre Kinder überlassen. Wolfgang gegenüber sind sie scheu und verlegen. Er hat sich den Männern zugewendet, die wieder ihren täglichen Beschäftigungen nachgehen. Der Alte stampft Reis. Eine sehr anstrengende Arbeit, die dem Mann schon bald den Schweiß aus den Poren treibt. In einem Mörser, der aus einem ausgehöhlten Baumstamm besteht, stößt er mit Wucht den Holzklöppel. Sein sehniger Körper dehnt und krümmt sich im Rhythmus der Arbeit. Bald platzen die harten Schalen, die das Reiskorn umschließen. Der Alte entleert den Kübel in einen flachen Korb. Eine junge Frau nimmt die Schale auf und schüttelt sie, damit der Wind die Spreu vom Reis blasen kann. Dann werden die Körner auf Bastmatten ausgebreitet und der Sonne zum Trocknen überlassen. Kaum hat die Frau den Rücken gewendet, kommen von allen Seiten Hühner herbeigeläufen, um sich auf die willkommene Beute zu stürzen. Unter Lachen und Schelten werden die ungebetenen Gäste verjagt. Schließlich muß ein Knabe beim Reis Wache halten. Fünf winzig kleine schwarze Schweine trippeln über den Hof. Schnüffelnd folgt ihnen die Sau, deren pralles Gesäuge so weit herabhängt, daß es fast den Boden berührt. Zielstrebig laufen sie zum Reis. Aber der Junge braucht nur drohend den Knüppel zu schwenken, um die schwarzfelligen Diebe in die Flucht zu jagen. Quiekend und grunzend suchen sie das Weite.

Aus einer Hütte tritt ein Greis, klein, gebeugt, das Gesicht mit unzähligen Fältchen bedeckt. Seine Haut ist fest wie Leder. Das linke Augenlid hängt herab und entstellt die sympathischen Züge des alten Mannes. Aber das gesunde rechte Auge lacht uns freundlich an. Der Urgroßvater setzt sich zu uns. Wir bieten ihm eine Zigarette an. Er nimmt sie schweigend, führt sie zur Stirn und verneigt sich dankend. Bevor wir ein Streichholz entzündet haben, hat der Mann hinter sich gelangt, einen glimmenden Bambusstab ergriffen und die Zigaretten in Brand gesteckt. Das ewige Feuer im Gesellschaftshaus der Mikir ersetzt Feuerzeug und Streichhölzer. Es wird Tag und Nacht unterhalten und dient als Licht-, Wärmequelle und Kochherd.

Immer mehr Mikir wagen sich aus den Hütten heraus. Ihr Mißtrauen ist geschwunden. Selbst die scheuen schönen Wasserträgerinnen huschen über den Hof und setzen

sich zu den Müttern. Sie senken den Blick zu Boden und betrachten ihre zierlichen Füße. Nur wenn sie sich unbeobachtet fühlen, haben sie den Mut, uns anzusehen. Einer der Mikir-Jungen führt uns stolz sein Spielzeug vor: einen selbstgebaute Wagen aus Bambusstangen. Die Räder bestehen aus dicken Scheiben eines Baumstammes, die mit Holzkeilen an den Achsen des Wagens befestigt sind. Das vierte Rad fehlt. Wir machen den Jungen lachend auf den Schaden aufmerksam und bedeuten ihm, daß er sich von seinem Vater ein neues Rad basteln lassen soll. Da öffnet sich die Tür einen Spalt breit, ein Frauenarm zwängt sich heraus und wirft dem Kind das fehlende Rad zu. Vielleicht hat die Mutter den Sohn bestraft und ihm auf diese Weise das Spielzeug für einige Zeit unbrauchbar gemacht. Sachkundig befestigt der Junge das Rad. Dann setzt er seinen kleinen Bruder auf den Wagen, packt das Seil, das aus Kokosfasern geflochten ist, und fährt davon. Ein anderes Kind spielt mit einem Stockrädchen: einem langen Bambusstab, zwischen dessen gespaltenem Ende ein Rädchen klemmt. Dieses Spielzeug erinnert mich an meine eigene Kindheit. Auch wir haben „gerädelt“. Wir besorgten uns alte Kinderwagenräder, stießen einen Holzpflock in das Achsloch hinein, hielten ein Stöckchen an den Holzstab und jagten das Rad durch die Straßen. Das bereitete uns ebensoviel Vergnügen wie den Mikirkindern ihr Rädchenspiel.

Bei den Müttern herrscht große Aufregung. Eine Frau springt quiekend auf und hält ihr kleines strampelndes Kindchen weit von sich ab. Ihr Rock ist durchnäßt. Sie wartet, bis der natürliche Vorgang beendet ist, und bettet dann lachend den Säugling wieder in ihren Schoß.

Wir bereiten unsere Kameras vor, denn wir möchten gern das fröhliche Völkchen fotografieren. Um die Menschen nicht zu erschrecken oder zu verärgern, erstreben wir wieder auf Umwegen unser Ziel. Wolfgang fotografiert mich vor der Hütte. Dann winken wir die Mikir heran und lassen sie durch den Sucher schauen. Am mutigsten sind die Männer. Sie fassen behutsam die Kamera, nehmen sie an das Auge und betrachten interessiert ihre Umwelt durch das kleine Fenster. Ein Blick durch das 180-mm-Objektiv entlockt ihnen ein erstauntes Pfeifen. Sie können es nicht fassen, daß entfernte Berge plötzlich ganz nah und groß sind. Es fällt ihnen schwer, sich von dem Guckkasten zu trennen. An jedem Objekt wollen sie den Zauber der Vergrößerung erproben. Eine junge Frau hat sich erhoben und ist zu uns getreten. Als wir ihr die Kamera vor das Auge halten wollen, weicht sie scheu zurück. Erst ein ermunternder Zuruf des Alten läßt sie einen Blick riskieren. Sie schaut und läuft dann schnell zu ihren Gefährtinnen zurück, die im Halbdämmer des Gesellschaftshauses sitzen, wo sie mit Fragen bestürmt wird. Erst als die Mikir die Furcht vor der Kamera verloren haben, beginnen wir, sie zu fotografieren. Die Männer sind willige Fotomodelle. Sie bauen sich steif vor uns auf und wagen kaum zu atmen. Lieber wäre es uns, sie bewegten sich ungezwungen. Nur den Frauen ist es unangenehm, fotografiert zu werden. Sie sind sehr befangen und wissen offensichtlich nicht, wie sie sich verhalten sollen. Erst nachdem sich das „gläserne Auge“ von ihnen abgewandt hat, nehmen sie ihr Schwätzchen wieder auf, kauen weiter Betel und spucken den roten Saft in hohem Bogen vor die Hütte. Ein Blick auf die Uhr treibt uns zur Eile. Fast hätten wir unseren geplanten Familienausflug vergessen. Wir verlassen die liebenswerten Mikir und kehren ins Tal zurück. Sie geben uns bis zur Treppe das Geleit und schauen uns nach. Unser Winken löst bei ihnen nur ein verschämtes Lachen aus. Am gegenüberliegenden Berghang haben Mikir eine Rodung